This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

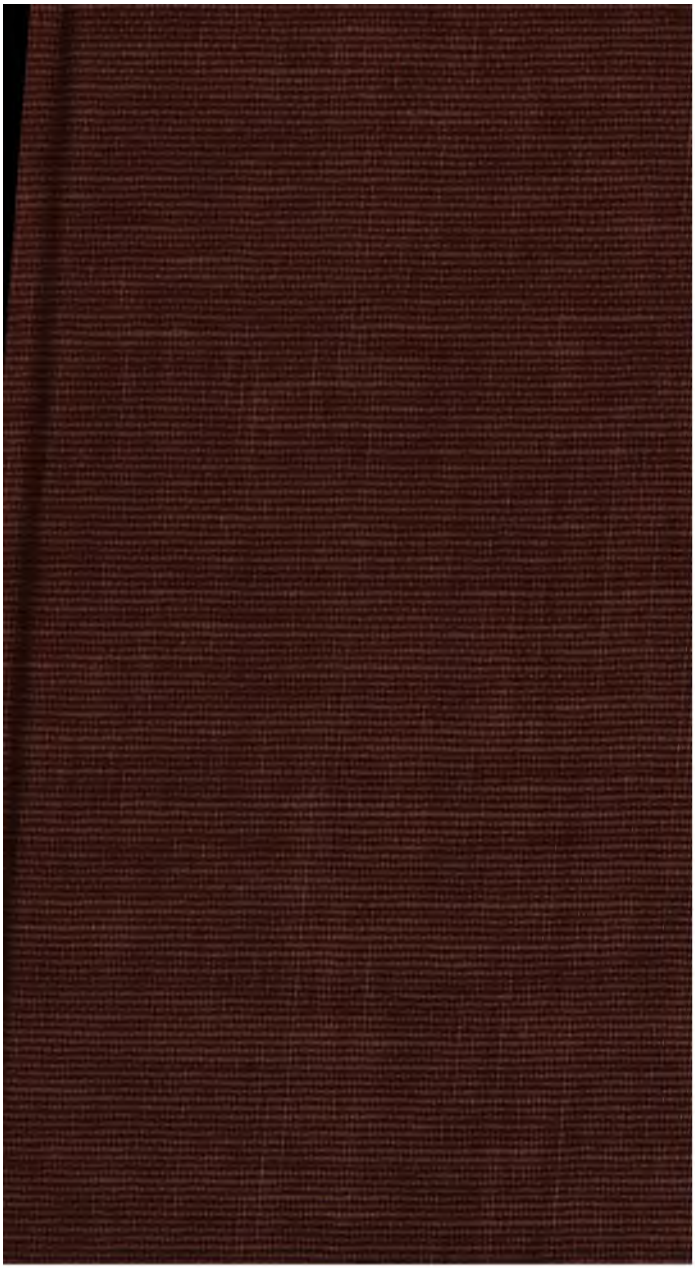
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

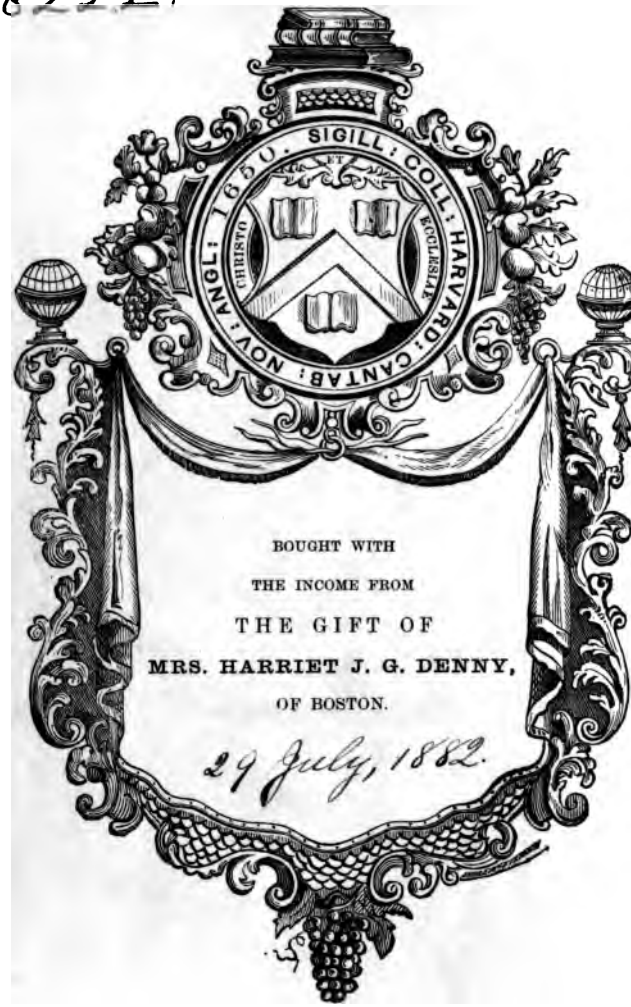
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



26222.33



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE GIFT OF
MRS. HARRIET J. G. DENNY,
OF BOSTON.
29 July, 1882.

Unter den Olivenbäumen.

Unter den Olivenbäumen.

Süditalische Volksmärchen.

Nacherzählt

von

Woldemar Kaden.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1880.

26222.33

1882, July 29.
Brooks Fund.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Einleitung VII

Südtirolische Volksmärchen.

„Es war einmal" 3
Die weiße Zwiebel 6
Das Rosmarinsträuchlein 10
Die Alte vom Garten 15
Das Teufelsweib 20
Alles aus einer Erbse 22
Der Zauberer Virgil 26
Die drei Märchen des Papagaien 30
Schuhflicker im Glücke 46
Wasser und Salz 50
Bifara 55
Die kluge Kathrin 63
Der Albanese 73
Das Märchen vom sprechenden Bauche 78
Gewonnen 86
Pappelröschen 89
Die Elster 98
Das Märchen von der jungen Gräfin 99
Die Stieftochter 104

Seite
Der geraubte Schleier 107
Die Kaiſerin Trebiſonda 112
Die Gaben des Nönnleins 118
Schneeweiß-Feuerroth 122
Meine drei ſchönen Kronen 129
Die ſchöne Fiorita 134
Beutel, Mäntelchen und Wunderhorn 142
Das Lavendelſtöckchen 151
Das goldene Schachſpiel 159
Lichtmeß 168
Der Zauberlehrling 175
Vom Hündlein Fortuna 180
Die böſe Gräfin 183
O das Veilchen 187
Die Strafe der Hexe 191
Was die drei Kaufmannsſöhne erzählen 195
Vom Abte Sorgenlos 201
Meerblume 205
Die Tochter des Schlangenkönigs 211
Die Hindin 219
Die Zauberkugeln 222
Micco 228
Die Alte 230
Das Märchen vom Hahn und der Maus 235
Ein italieniſcher Eulenſpiegel 237

Inhaltsangabe und Noten 248

Einleitung.

„Unter den Olivenbäumen“

nenne ich, und nicht absichtslos, diese Sammlung süditalischer Märchen, „Unter den Olivenbäumen“, im Gegensatz zu unsern deutschen Volksmärchen, die ich mir, wie das deutsche Volkslied, nicht ohne deutschen Wald, deutsche Heide, Kinder- und Spinnstuben, Hirten- und Jägervolk, das so viele wunderbare Dinge in die es umgebende Natur hineingewebt, denken kann. Das deutsche Gemüth steht nun einmal seit undenklichen Zeiten in einem geheimnißvollen Verkehr mit der Natur und findet eine geheime Freude darin, sich durch sie anfremden zu lassen. Der große Geist der Landschaft, der rauschend durch die Wipfel zieht, der im waldigen Gebirge sein Wesen treibt, in den Wassern waltet und in Wettern dahinbraust, ist gleichzeitig Herrscher im Reiche der Volksphantasie. Nacht und Nebel sind sein Element, und Nacht und Nebel umhüllen die Landschaft und drücken die Seele, die sich grübelnd in das Wesen der Dinge vertiefen möchte. „Unter den Tannen“ würde folglich einer deutschen Märchendichtung als Titel ganz gut zu Gesicht stehen.

Wie anders in Süditalien, an den wonnigen Gestaden, den sonnigen Küsten der Sirenen, am weinumrankten Strande schöner Inseln! Da ist kein Wald, der Blick und Seele mit seinen Schatten gefangen nimmt, kein blumiger Quell an buschiger Halde. Weitaus zur Fläche, in schöne Formen gegossen, breitet sich das sonnenstrahlende Meer. Der Blick fliegt wie eine flüchtige Möve ungehemmt über die glatte Wasserbahn und ruht erst drüben auf einem im Dufte schwimmenden dunkelblauen Eilande, oder auf dem Maste eines im Winde eilenden Schiffes aus, und um uns her, längs den Küsten des Tyrrhenischen wie des Jonischen Meeres, breitet der Olivenbaum, der schöne Baum Minervens, der Göttin aller Kunst und Wissenschaft, seine silbernen durchsichtigen Schatten.

Unter den Zweigen dieses Baumes sitzt ein Volk, das, in antik-objectiver Anschauung großgezogen, in der Natur nichts sieht, als was sich ihm klar vor Augen stellt, nichts sucht, als was ihm zu Leibes Nahrung und Nothdurft, oder zur Freude des Daseins dient. Dieses Volk hatte mit seiner Natur nicht zu kämpfen, wie ein nordisches, dem die Elemente die meisten Monate des Jahres zuwider sind; in seinen Mythen, seinem Aberglauben ist außer der unwillkommenen Hexe nur wenig, was ihn besonders schrecken könnte, oder was es uns davon erzählt, ist ihm, ein willkommenes angenehmes Spiel für seine Phantasie, ähnlich einer Scene im Theater, einem Theater in der Kirche, von andern Seiten hergekommen

und in verschiedener Gestalt festgehalten und gedeutet worden.

Es genügt, einen vergleichenden Blick zu werfen auf die Weise, den Charakter des deutschen und des italienischen Volksmärchens, um zu erkennen, daß beide, so ähnlich in ihren Grundformen, dennoch verschieden sind, wie nur je die beiden Völker sich unterscheiden.

Beide Völker haben sich das Märchen nach ihrer Seele zurechtgeschnitten, d. h. der Deutsche nach seinem Gemüth, der Italiener nach seiner Phantasie. Der Deutsche setzt die Dinge zumeist kindlich-seelenvoll, langsam und bedächtig an ihren rechten Ort, die großen tollen Sprünge vermeidend. Der Italiener wirft sie bunt durch- und übereinander und freut sich der lustigen Unordnung, die seine lebhafte Phantasie geschaffen. Der Deutsche besieht und befühlt am Zaubermantel den Stoff, sieht den Baum und den Vogel darauf; der Italiener erblickt an jenem nur die Goldborte, am Baume nur den Vogel oder die Frucht. Auf dem deutschen Märchen wie auf dem deutschen Volksliede liegt ein gewisser Dämmerschein, jene den Sinn gefangen haltende „mondbeglänzte Zaubernacht"; das italienische erglänzt hell im Mittagsscheine. Ueber das deutsche Märchen weht es beständig wie frischer lebendiger Odem hin, der die Wellen dieser Poesie auf- und abtreibt; das italienische Märchen steht still wie die Myrte, wie der Lorber, in dessen starren Blättern der Sonnenschein schläft. Ist das deutsche Märchen, dem Kinde gleich, immer außer sich, so ist das italienische immer bei sich, in sich ge-

ſchloſſen und ſelbſtbewußt. Es muß in dem Lande, aus dem die Novelle ſtammt, künſtleriſch eine Stufe höher ſtehen als im deutſchen Lande; aber nur wer ſich unter den Olivenbäumen ganz heimiſch gemacht und den deutſchen Wald durchaus vergaß, wird die andern Vorzüge des deutſchen Märchens überſehen.

Dieſes ſage ich alſo, wie bereits angedeutet und ſpäter ausführlicher erörtert werden wird, nicht von dem Inhalt der Märchen überhaupt, der ja merkwürdig übereinſtimmend iſt bei allen Völkern der Erde, ſondern von dem Charakter, den das deutſche und das italieniſche Märchen angenommen, und der iſt verſchieden wie ein blonder Germane und ein brünetter Italiener, wie Mond und Sonne, wie Sehnſucht und Erfüllung. Und das iſt gut ſo. Demnach gleichen ſich die Märchen der beiden Völker, wie deutſche Pflanzen- und Thierwelt der italieniſchen gleicht, wie der deutſche Proteſtant dem italieniſchen Katholiken.

Wer eine vollſtändige vergleichende Zuſammenſtellung der Märchen aller Völker geben würde, der hätte ein nützliches Buch geſchaffen, ein Buch, aus dem man den Charakter der Völker, die Volksſeele beſſer ſtudiren könnte als aus den geſammten claſſiſchen Meiſterwerken der verſchiedenen Literaturen. Und dann würde man auch das italieniſche Volk, wie man es ſchon nach ſeinen Volksliedern* gekonnt, freundlicher beurtheilen, weil man erkennen müßte, daß es,

* Vgl. Kaden, „Italiens Wunderhorn" (Stuttgart 1878).

wie bereits gesagt, mit uns Ein ideales Reich bewohnt, wo der Glaube an eine sittliche Weltordnung noch nicht zu Grunde gegangen.

Vieles ist gethan, so manches wird zu thun noch übrigbleiben. —

Im Jahre 1812, lange nach der Zeit, in welcher Musäus seine Märchen erzählt hatte, erschien die erste eigentliche Volksmärchensammlung, die berühmte der Brüder Grimm; sie umfaßte nur das kleine Gebiet Kurhessens, wurde aber zum Senfkorn, aus dem der große deutsche Märchenbaum, ja man darf sagen der europäische, hervorwuchs, unter dessen Zweigen jetzt die lustigen Vögel des Himmels, unsere Kinder, wohnen, während auch die gelehrte Welt von ihm goldene Früchte pflückt. Hunderte und Hunderte von Schweizern, Elsässern, Pfälzern, Rheinländern, Schwaben, Badensern, Tirolern und Baiern, Sachsen und Pommern sammelten und sammelten, und doch fanden die Nachleser noch manche goldene Aehre zwischen den vollen Garben. In den außerdeutschen Ländern hätte die Ernte eine reiche sein können, aber anfangs fehlte es an Einsammlern, nur die letzten Jahrzehnte brachten uns kostbare und umfassende Sammlungen aus Dänemark, Schweden, Norwegen und Island, aus England, Irland und Schottland, ebenso reiche auch aus den slawischen Ländern, dann aus Litauen, Finland, Ungarn und Griechenland.

Die romanischen Völkerschaften Spaniens, Frankreichs und Italiens, wo man, was hauptsächlich das letztere betrifft, im Classicismus bis über die Ohren

ſteckend, derartige volkspſychologiſche Studien lange Zeit unter ſeiner Würde fand, hat man erſt in letzter Zeit den Werth ſolcher Sammlungen eingeſehen, und Männer wie (immer allen voran und unermüdlich) der Profeſſor Giuſeppe Pitrè in Palermo (Biblioteca delle Tradizioni popolari siciliane, Vol. IV —VII: Fiabe, Novelle, Racconti. Palermo 1874 —78), dann Vittorio Imbriani (La Novellaja milanese, Esempi e Panzane Lombarde raccolte nel Milanese. Bologna 1872. — La Novellaja fiorentina, cioè Fiabe e novelline stenografate in Firenze dal dettato popolare e corredate di qualche noterella. Neapel 1871. — XII Conti Pomiglianesi con varianti Avellinesi, Montellesi, Bagnolesi, Milanesi, Toscane, Leccesi etc. Neapel 1878), weiter Angelo de Gubernatis (Le Novelline di San Stefano, precedute da una introduzione sulla parentela del mito con la novellina. Turin 1869), Bernoni (Fiabe pop. veneziane. Venedig 1873), Carolina Coronedi-Berti (Novelle pop. Bolognesi. Bologna 1874), endlich Domenico Comparetti (Novelline pop. italiane. Turin und Rom 1876. Vol. VI° dei Canti e Racconti del popolo italiano pubblicati per cura di D. Comparetti ed A. D'Ancona) und Iſaia Viſentini (Fiabe Mantovane. Vol. VII° dei Canti e Racconti. Turin und Rom 1879). — Männer wie dieſe genannten gaben ſich mit edelm Eifer an das Sammeln und Einheimſen der Ernte, die in Italien beſonders reich und mehr als irgendwo intereſſant und wichtig ausfallen mußte. Und doch iſt

das bis heute Gesammelte nur eine Garbe, eine einzige Garbe im Vergleich zu dem in Aehren stehenden unermeßlichen Felde: die interessantesten Landschaften sind noch unerschlossen.

Lange Zeit hatte ich an die Existenz des italienischen Märchens nicht geglaubt. Mein Umgang mit Italienern beschränkte sich auf die Gebildeten des Volkes, und diese, wie sie keine Ahnung von der Existenz des echten Volksliedes hatten, konnten mir auch vom Märchen (das nach Bogumil Goltz kein Literat versteht, weil er zu wenig von den Mysterien, von der Scham, der Seelenkeuschheit, von der Oekonomie des Schmerzes und der Freude weiß), konnten mir auch vom Volksmärchen keine Kunde geben. Aber ich lernte den Dialekt verstehen und mischte mich unter das Volk und verkehrte mit ihm auf meinen zahlreichen Wanderungen um Neapel, auf meinen Kreuz- und Querzügen durch Süditalien. Wie erstaunte ich da, als es mir das erste mal entgegenklang, das uralte „Es war einmal ein König und eine Königin" (Nci steva 'na vota 'no re e 'na regina), jenes alte Zauberwort, dem schon die jugendliche Römerin und der Römerknabe, da er noch die Bulla um den Hals trug, lauschend das Haupt neigten: „Erant in quadam civitate rex et regina" ... Wie erstaunte ich ferner, als Märchengestalten, die einst durch die Träume des deutschen Knaben geschritten, jetzt in italischer Gestalt und Form vor mir auftauchten, mich mit fremdländischen Augen und doch so bekannt anblickten! Und da saßen wir großen Kinder oft und

ließen uns Abende lang erzählen von der amalfitaner, calabreſer und abruzzeſiſchen Magd, vom Manne aus Pozzuoli, dem Thürhüter aus Palermo und andern, wie ſie uns die gute Fee in die Hände führte. Nun ſchrieb ich auf, ohne Zweck und Ziel, und erſt heute, wo ich dieſe ſüditaliſchen Märchen deutſchen Kindern, großen und kleinen, erzählen will, habe ich Leſe und Nachleſe gehalten, habe die Sammlungen verglichen, die beſten Lesarten, und wo ſie als eine Grundform mehr hervor oder dieſer näher treten, zuſammengeſtellt im Ton und Geiſt des italieniſchen Volkes, ohne ein Wörtchen der Verſchönerung oder des Zuſatzes.

Glaubt man aber nun, daß eine Märchenſammlung aus dem Schwarzwalde und eine aus Süditalien weſentlich Anderes und durchweg Verſchiedenes bieten müſſe, ſo irrt man. Alle Sammlungen, ſo verſchieden gefärbt ſie ſein mögen, beweiſen nur, gleich dem großen über die Welt verbreiteten und faſt durchweg gleichlautenden kosmogoniſchen Märchen, das Weltbürgerthum jedes einzelnen Märchens. Reinhold Köhler, der vorzügliche Märchenkenner, führt ein Beiſpiel aus Ernſt Meier's „Schwäbiſchen Volksmärchen" an, das von der Königstochter, die dem Vater auf ſeine Frage, wie ſehr ſie ihn liebe, antwortet: „Wie das Salz", deſſen Werth der König ſpäter erkennt, und findet daſſelbe Märchen zwar auch in Oeſterreich (Grimm, Nr. 179), außerhalb Deutſchland aber nur noch in Catalonien. Jetzt läßt es ſich (vgl. „Waſſer und Salz" dieſer Sammlung) auch im

Neapolitaniſchen, im Venetianiſchen (Bernoni, XIV Come 'l bon sal) und in Bologna (Novelle pop. bologn.: La fola del candilir) wie in Toscana (Imbriani, Novellaja fiorentina: Il Re avaro) u. ſ. w. nachweiſen.

Und ſo iſt auch die Zahl der Märchen, die gleichen Inhalts nur an zwei oder drei geographiſch entgegengeſetzten Punkten ſich finden, ſehr gering, vielleicht exiſtiren gar keine; die Uebereinſtimmung im Weſentlichen iſt in allen Ländern und allen Märchen eine wahrhaft überraſchende. Auch das Zurückführen der Märchen auf eine beſtimmte Anzahl von Grundformen iſt in allen Ländern daſſelbe, es findet ſich beim Märchen wie bei dem Kryſtall. Dieſer mag ja dem Auge, bei unvollkommener oder ungleicher Entwickelung, oft ſehr unregelmäßig, ja ein Neues erſcheinen: dennoch bleiben die Kantenwinkel bei derſelben Kryſtallform unwandelbar dieſelben, und die Wiſſenſchaft führt alle miteinander, auch die wunderlichſt durch Abſtumpfung, Zuſchärfung, Zuſpitzung — gerade wie beim Märchen — combinirten, auf eine Anzahl von Grundformen zurück. Dieſe gleichen den Gegenſtänden in einem Kaleidoſkop, jede neue Sammlung repräſentirt nur eine neue Drehung und eine dadurch bedingte andere Miſchung der Gegenſtände deſſelben: ſo auch die unſern, an denen ihre Univerſalität zum Theil nachgewieſen wird. Grimm ſagt: „In ſeinen Ideen immer daſſelbe, wird ein Märchen vier- bis fünfmal jedesmal unter andern Verhältniſſen und Umſtänden erzählt, ſodaß es äußerlich kann als ein anderes betrachtet werden, aber eben nur äußerlich.“ —

Sind nun dieſe ſüditaliſchen Märchen — wohl könnten ſie es ſein —, gleich manchen deutſchen, Traditionen aus antiker Zeit, ſpätern Geſchlechtern durch die alten Campanier, Siculer, Bruttier und Lucanier ſowie durch die Leute der Magna-Graecia, die an der Küſte des Joniſchen Meeres wohnten, wenn auch durch die Jahrhunderte corrumpirt, überliefert, und laſſen ſich unſere modernen Märchen oder Spuren derſelben ſchon im Alterthum nachweiſen? Oder ſind ſie Producte und Erſcheinungen ſpäterer Zeiten und dem ſüditaliſchen Volke von andern Seiten her zugekommen? Fragen, um deren Beantwortung ſich andere Männer, als ich es bin, bemüht haben, die aber dennoch allem Anſchein nach nicht zu allgemeiner Befriedigung beantwortet wurden.

Die Antwort ſcheint leicht, wenn ich ein Märchen finde wie das folgende, das erzählt:

„Es waren einmal zwei Mönche, die gingen jedes Jahr einmal aus, um Almoſen zu ſammeln. Einſtmals verirrten ſie ſich auf dem Wege und kamen auf einen überaus ſchlechten Pfad. Der eine ſprach: «Das iſt nicht unſer Weg.» Der andere: «Was macht's, gehen wir nur weiter.» Plötzlich ſahen ſie eine große Höhle und drinnen den böſen Geiſt, der ſich Feuer machte, doch glaubten ſie nicht, daß es der böſe Geiſt wäre. «Gehen wir hinein, uns auszuruhen.» Sie gingen hinein, und es war der Geiſt, der Schafe ſchlachtete, ein zwanzig an der Zahl, und ſie zum Braten ans Feuer ſteckte. «Eßt!» rief er dann. — «Wir mögen nichts eſſen, wir haben keinen Hunger.» — «Eßt, ſage ich euch!» Nachdem alle die Schafe verzehrt waren, ſtand der Teufel auf und nahm, während ſich jene niederlegten, einen großen Stein, verſchloß damit die Höhle, ergriff darauf ein großes ſpitzes Eiſen, ſtieß es dem

größten der beiden Mönche durch den Leib und briet ihn am Feuer. Dann lud er den kleinen zum Mahl ein. «Ich mag nicht essen», sagte der, «ich bin satt.» — «Steh auf und iß, oder ich erwürge dich!» Der Arme erhob sich aus Furcht und setzte sich an den Tisch, nahm ein Stück, stellte sich, es zu essen, ließ es aber auf den Boden fallen, und so fort. In der Nacht nahm der Mönch das Eisen, machte es glühend und stieß es dem Bösen in die Augen, sodaß diese herausquollen. Schreiend sprang er auf: «Ah, er bringt mich um!» Das arme Mönchlein verkroch sich aus Angst in die Schafwolle, der Böse aber hob hin- und hertastend den Stein von der Höhle und ließ die Schafe eins ums andere hinaus. Jetzt kam das Schaf, an das sich das Mönchlein geklammert, an die Reihe ... hinaus! und das Mönchlein war gerettet." (Endet mit dem Tode des Riesen.)

Das ist ein sicilianisches Märchen aus der großen Pitrè'schen Sammlung (La munacheddu) und ward ihm erzählt zu Erice in der Provinz Trapani. Ein ähnliches, und hier besonders ist es interessant die Varianten zu vergleichen, berichtet Comparetti (Novelline pop. italiane: I Ciclopi) aus der Provinz Palermo: Piana de' Greci.

„Es machten sich einmal zwei Männer auf die Reise, unterwegs überraschte sie die Nacht und mit ihr ein gewaltiges Unwetter. Sie irrten umher, endlich sahen sie von weitem ein Licht und sagten: «Schauen wir zu, ob wir dort vielleicht ein Unterkommen für die Nacht finden.» Sie gehen darauf los und kommen vor eine Höhle, aus der das Licht schien, treten ein und sehen viele Schafe und Widder, dazu zwei Cyklopen, welche zwei Augen von vorn und zwei Augen von hinten hatten. Als die Cyklopen sie erblickten, ließen sie sie eintreten und sagten zueinander: «Da kommt uns ja etwas Rechtes zu essen.» So nahmen sie sich vor, die Männer zu verzehren.

Die Aermſten waren zwei Tage da, dann betaſteten ihnen die Cyklopen den Nacken und ſagten: «Jetzt ſind ſie gut, morgen eſſen wir den einen.» Sie hatten ihnen tüchtig zu eſſen gegeben, um ſie zu mäſten, und zwar nahmen ſie, wie es ihnen einfiel, ein Schaf oder einen Widder, ſpießten das Thier auf, brieten es mitſammt den Eingeweiden und zwangen die Männer zu dem greulichen Mahle, das ſie fett machen ſollte. Die Gefangenen beſprachen ſich bald mit Blicken, bald mit Worten: «Sehen wir zu, wie wir entwiſchen können.» In der Nacht des zweiten Tages kam den Cyklopen der Schlaf, ſie ſchliefen aber mit offenen Augen. Dennoch faßten die zwei ſich ein Herz und nahmen, als ſie die Rieſen feſt eingeſchlafen glaubten, die Bratſpieße, an denen die Schafe gebraten worden waren, und legten ſie raſch ins Feuer. Dann kleideten ſie ſich in Widderfelle, daß ſie wie Schafe ſchienen, und gingen auf allen vieren ohne Geräuſch zu machen. Die Bratſpieße waren inzwiſchen heiß geworden, ſie packten jeder zwei derſelben, näherten ſich dem Lager der Cyklopen und ſtießen ihnen gleichzeitig mit Einem Ruck die glühenden Eiſen in die Augen, worauf ſie ſofort auf allen vieren wieder zu den Schafen zurückkrochen. Die geblendeten Cyklopen erwachten und fühlten ſich verloren. Sie ſetzen ſich, mit den Eiſen noch in den Augen, in der Nähe des Eingangs nieder, jeder an eine Pfoſte und laſſen die Schafe heraus, ſoviel deren darin waren. Sie meinten: «Die Schafe können heraus, jene müſſen bleiben.» So befühlten ſie die Felle der Schafe, um zu ſehen, ob auch jene Männer herauskämen. Dieſe aber hatten das Fell auf dem Rücken, gingen auf allen vieren, und als die Cyklopen ſie befühlten, meinten ſie, es ſeien Schafe. So kamen ſie mit den Schafen ins Freie und retteten das Leben. Als ſie weit genug waren, nahmen ſie die Felle ab und wanderten weiter. Was aus den Cyklopen geworden, ob ſie geſtorben, das müſſen ſie ſelber am beſten wiſſen." — Das Märchen ſchließt, wie faſt alle, mit dem Sprüchlein der Erzählerin:

Ich jedoch, ich war nicht dort,
's ist daran kein wahres Wort.
Sag' jetzt du dein Märchen an,
Weil ich nicht mehr weiter kann.

Diese und viele andere Fabeln von Ulysses, die im Alterthum an der gesammten Küste des Tyrrhenischen Meeres zu Hause waren, wanderten jedenfalls von Cumae, von wo aus, nach Preller, die meisten Einschwärzungen griechischer Vorstellungen in die lateinische und römische Geschichte und Sage geschahen, in die römische Welt hinein und fanden ihre Verbreitung. Trotzdem sollen diese griechischen Fabeln und Märchen nichts als Producte griechischer Ueberarbeitung lateinischer Fabeln sein, Fabeln, welche die campanischen Griechen schon bei ihren ersten Landungen von den Küstenbewohnern erzählen hörten. In griechischer Bearbeitung, als griechische Poesie kehrten sie, wie deutsche Waaren, die von Paris oder London, mit dem fremden Stempel versehen, kostbarer wiederkehren, in die alte Heimat zurück.

Obenerzählte zwei Cyklopenmärchen könnten durch Tradition auf unsere Zeiten herübergekommen sein, dennoch bezweifle ich's; Gründe dafür später. Interessant aber ist es und lehrreich zugleich, wenn man etwas über die Verarbeitung der Grundformen erfahren will, zu sehen, wie das Cyklopenmärchen in einer andern Gegend Italiens, in Pisa sich gestaltet, wo auf demselben nur noch ein leiser Schatten der antiken Erinnerungen liegt, wo die arbeitende und ergänzende Phantasie ihr Uebriges gethan. Das Mär-

chen heißt in Camparetti's Sammlung „Il Fiorentino", Der Florentiner:

„Es war einmal ein Florentiner, der ging alle Abende in Gesellschaft, wo er die Leute von ihren Reisen erzählen hörte und was sie da Schönes gesehen hätten. Er war immer in Florenz geblieben, konnte also nichts erzählen und kam sich recht dumm vor. Endlich erfaßte ihn die Reiselust, Geld hatte er genug, so entschloß er sich eines Tages, schnürte sein Bündel und reiste ab. Beim Dunkelwerden kam er an das Haus eines Pfarrers. Er klopfte und bat um ein Unterkommen für die Nacht. Wie sie beim Nachtessen saßen, sagte er auch, warum er sich auf die Reise gemacht. Kaum hatte der Pfarrer dies gehört, so rief er: «Auch mir würde es gefallen, die Welt ein wenig zu sehen, um davon erzählen zu können. Gefällt es Euch, so gehen wir miteinander.» Der Florentiner war von Herzen froh, einen Gefährten gefunden zu haben, und andern Morgens wanderten sie selbander weiter. Als die Nacht anbrach, standen sie vor einem großen Gute, dessen Verwalter sie um Herberge baten. Und auch dieser, nachdem ihm der Zweck ihrer Reise kund geworden, bekam Lust, in die Welt zu gehen, und reiste andern Morgens mit ihnen ab. Sie gelangten in einen dichten Wald, fanden eine breite große Straße, auf der sie eine lange Zeit hinwanderten, und standen endlich vor einem wunderschönen Palaste. Sie klopfen, und der Riese, der hier wohnte, kam, ihnen eigenhändig zu öffnen. Sie baten ihn um Nachtherberge, und er ließ sie herein, fragte auch, wohin sie gingen, und sie sagten ihm: «Wir machen eine Lustreise.» — «Gut», fuhr er fort, «wenn ihr bei mir bleiben wollt, ist mir's recht: für die Seelsorge fehlt mir ein Pfarrer, auf mein Gut ein Verwalter, und ein Posten wird sich auch für Euch finden», sagte er zum Florentiner gewendet. Alle drei waren's zufrieden und blieben bei dem Riesen. Der wies jedem eine Kammer an und sprach: «Morgen werde ich euch auch euere Plätze anweisen.» Wirklich kam er am andern Morgen, nahm den

Pfarrer und führte ihn mit ſich in ein Zimmer. Der Florentiner, neugierig, zu erfahren was es da gäbe, ſchlich ihm nach, legte das Auge ans Schlüſſelloch und ſieht, wie der Rieſe dem Pfarrer gewiſſe Papiere zeigt und, wie ſie dieſer betrachtet, einen Säbel zieht, ihm den Kopf abſchlägt und ihn in ein Loch wirft, das in jenem Zimmer war. «Da bin ich in eine ſchöne Geſchichte gerathen!» dachte der Florentiner. Nach dem Mittageſſen ſagte der Rieſe: «Dem Pfarrer habe ich ſeinen Platz angewieſen, jetzt kommt der Verwalter an den ſeinen.» Und er führte auch ihn in jenes Zimmer. Der Florentiner leiſe hinterher. Durch das Schlüſſelloch ſah er dieſelbe Geſchichte: während der Verwalter die Papiere betrachtete, ſchlug ihm der Rieſe den Kopf ab und warf ihn zu dem andern. «Jetzt iſt die Reihe an mir», dachte der Florentiner. Und wie ſie beim Nachteſſen ſaßen, ſagte der Rieſe, daß er auch dem Verwalter ſeinen Platz angewieſen, und daß ſich alsbald ein Platz für ihn finden werde. Der Florentiner, der keine Luſt hatte, an den Platz zu kommen, wo die andern waren, zermarterte ſich den Kopf nach einem Mittel zur Flucht und fand endlich eins. Der Rieſe hatte ein Auge, das ſchlecht ſah, jetzt ſagte der Florentiner: «Wie ſchade, Ihr ſeid ein ſo hübſcher Mann, aber das Auge da ... doch hört, ich kenne eine Arznei, es zu heilen: ein gewiſſes Kraut, das ich hier auf der Wieſe habe ſtehen ſehen. Gehen wir, es zu ſuchen.» Sie gingen auf die Wieſe. Beim Hinausgehen beobachtete der Florentiner die Schlöſſer und Thüren ganz genau, um dann entfliehen zu können. Auf der Wieſe pflückte er das erſte beſte Kraut, das ihm unter die Hände kam, dann kehrten ſie nach Hauſe zurück, und er ſetzte das Kraut in einem Topf mit Oel zum Feuer. Als das Oel kochte, ſagte er zum Rieſen: «Ich halte es für meine Pflicht, Euch zu ſagen, wie der Schmerz ein großer ſein wird, doch müßt Ihr ruhig bleiben, Euch nicht bewegen, ſonſt würde die Operation einen übeln Verlauf nehmen, und ſomit wäre es das Beſte, wenn ich Euch auf dieſen Marmortiſch feſtbände.» Der Marmortiſch war da, und der Rieſe, dem viel daran ge-

legen war, sein Auge zu heilen, sagte, er möge ihn nur binden. So band er ihn gehörig fest, nahm das kochende Oel und goß es ihm in die Augen. «Du hast mich geblendet!» heulte der Riese, und der Florentiner machte sich ganz leise zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, das Thor auf und fort! Der Riese, der jetzt alle beide Augen verloren hatte, sprang auf, und mit der Stärke, die er besaß, sprang er, den Marmortisch auf dem Rücken, dem Florentiner nach. «Komm her!» rief er, «komm her! Habe nur keine Furcht, nimm dir wenigstens ein Andenken mit.» Und er warf ihm einen Ring zu. Der Florentiner hob ihn auf und steckte ihn an den Finger. Der Finger wurde augenblicks zu Marmor, und er konnte sich nicht mehr vom Platze bewegen. Wol versucht er, den Ring abzuziehen, doch es gelang ihm nicht, und der Riese kam näher. In der Verzweiflung zieht er sein Messer aus der Tasche, schneidet den Finger ab, und jetzt konnte er wieder laufen, sodaß ihn der Riese mit dem Tische auf dem Rücken nicht erreichen konnte. Ganz erschöpft kam er nach Florenz und hatte für alle Zeiten genug. Nie mehr kam ihm die Luft, in die weite Welt zu gehen und von seinen Reisen zu erzählen."

In diesen Märchen ist die eigentliche Ueberlistung des Cyklopen durch den falschen Namen des Ulysses nicht angedeutet. Nun wäre es, wenn man die Wanderung des Märchens in Varianten nicht verstünde, nicht wüßte, daß andere Völker andere Nebenzüge der Grundformen festgehalten, sonderbar zu sehen, wie in einer Sage aus Vorarlberg, einer aus Gutannen (Schweiz) und einer aus der Normandie plötzlich ein Echo an den betrogenen Polyphem widerklingt. Da kommt ein neugieriges Waldweiblein zu einem Holzhacker und fragt ihn nach seinem Namen. Er antwortet im Scherze: „Sälb tho." Als sie dann an

Stelle seiner sich an das Holz macht, klemmt sie sich die Hand ein, und er läßt sie stecken. Kommt das andere Zwergenvolk herbei und fragt, wer es gethan, und sie antwortet und schreit nur immer: „Sälb tho.“ So in der tiroler Sage, ähnlich in den andern. Das Märchen vom Polyphem findet sich außerdem noch beim serbischen Volke, in Siebenbürgen, Ungarn, ja sogar bei den Esten, in Finland und auf dem schottischen Hochlande.

Reinhold Köhler erwähnt des antiken Märchens vom König Midas mit den Eselsohren und seinem geschwätzigen Barbier, dem es nicht möglich war, das Geheimniß zu wahren, der es dem Boden anvertraut, aus dem nachher verrätherisches Schilf emporschießt. Dieses Märchen kommt jetzt als serbisches, bretagnisches und irisches vor. Die Könige haben Ziegen- und Pferdeohren, und aus der Grube, welcher der Barbier sein Geheimniß anvertraut, wachsen Bäume, aus deren Holz Harfen oder Flöten gemacht werden, die das Geheimniß austönen. Ein ähnliches Märchen soll sich sogar in der Mongolei finden.

Ferner die Herculessage, eine der mächtigsten und weitverbreitetsten des Alterthums. Klingt sie nicht durch manche der Märchen hindurch, wenn sie von dem duldenden Jünglinge, dem von dem schlimmen Könige schwere Aufgaben gestellt werden, erzählen? Wie war das Wesen des Hercules mit dem Geiste des römischen Volkes verwachsen, wie sympathisch war es ihm! Wie gern glaubte man an ihn, und zwar nicht blos in Städten, sondern mehr noch auf dem

Lande, wo er, der den rinderraubenden Caecus besiegte, dem antiken Bauer und Hirten italischen Landes ein treuer und mächtiger Hüter von Hof und Heerde und selbst ein Hirte war, der mit seinen Rindern italisches Land durchzog. In unserm Märchen von der „Tochter des Schlangenkönigs" (S. 211), wo der Jüngling, ein Rinderhirt, den Kampf mit dem rinderraubenden Riesen im dichten Walde besteht, ist da dieser Jüngling nicht vielleicht der antike Lupercus, der Wolfsabwehrer, der einen Bann aufhebt, also den Winter austreibt und das Jahr durch den Frühling erneuert? Auch die drei Eier, die in drei Himmelsgegenden geworfen werden, worauf alles zum Leben erwacht und die Stummen zu sprechen anfangen, dürften zu diesem Naturmythus gehören.

Lesen wir sodann das Märchen „Lichtmeß" (S. 168), so erinnert die durch ein gebratenes Drachen- oder Schlangenherz befruchtete Königin an die alte feierliche Sage von Tarquinius, Tanaquil und der königlichen Magd Ocrisia, ferner an die geheimnißvolle Geburt des Scipio Africanus. Im Märchen „Lichtmeß" tritt die Schlange, wie im alten Rom, gleichzeitig als befruchtender Schutzgeist der Ehe und als individueller der einzelnen Familienglieder, hier der beiden Söhne des Hauses, auf.

Auch andere Zauberkräfte waren den Alten in Menge bekannt, davon gibt Plinius u. a. mehr als ein Zeugniß. An vielen Orten findet man der geheimnißvollen Mächte von Thieren und Pflanzen er-

wähnt, der Zauberkräuter des Asklepiades, durch die man Seen und Flüsse austrocknen, Verschlossenes öffnen konnte. Wer die Zunge eines Hundes aß, mußte die Wahrheit sagen, während er durch den Genuß eines Vogelherzens zum Verständniß der Vogelsprache kam. Dies klingt in unsern Volksmärchen und Sagen wider, und in der Eddasage briet sich Siegfried das Herz des getödteten Drachen am Feuer und verstand nun, was die Adler sagen. Bei Grimm (Nr. 131) ißt ein Graf eine silberweiße Schlange und versteht, gleichzeitig mit seinem Diener, der von dem Gericht genascht hatte, die Sprache der Thiere. Rochholz erzählt in seinen „Naturmythen" (S. 197) eine ähnliche Geschichte aus dem Berner Oberlande. In den Abruzzen fallen diesem antiken Aberglauben noch jetzt viele Schwalben zum Opfer: man reißt diesem Vögelchen bei lebendigem Leibe das Herz aus der Brust und gibt es dem Kinde zu essen, um es weise zu machen. Manche geben sogar sieben derselben.

Was die geheimnißvolle Wirkung gewisser Kräuter und Früchte betrifft, davon gibt unter andern Martial eine Andeutung, wo einem nach dem Genusse derselben die Nase zu ungeheuerer Länge anwächst, und wir können diesem das „Goldene Schachspiel" (S. 159) gegenüberstellen, wo dem Jüngling und dem ganzen Hofe, allen voran der betrügerischen Königstochter nach dem Genusse von schwarzen Feigen Hörner aus der Stirn wachsen, die erst verschwinden, nachdem sie die weißen Feigen gegessen. Dasselbe steht bei Imbriani (XII Conti Pomiglianesi) unter

dem Titel „'E corna", wo die Hörner durch das Wasser eines Quells getilgt werden.

Außerdem kannte die antike Welt eine Menge Hexen, Popanze und Gespenster, ähnlich den modernen, wie die Lamia, das rinderraubende Gespenst Gello, die Gorgone, die Marmo, das Marmolykeion, den Kobold oder Alp Ephialtes. Beim Apulejus schneidet eine Hexe nächtlicherweile dem Gaste das Herz aus und stopft einen Schwamm hinein, wie noch jetzt die Hexen den Kindern die Eingeweide rauben und Stroh an die Stelle stopfen, oder das Blut saugen, wie einst dem lateinischen Königstöchterlein Proca. Das alles mit den gleichen Hülfsmitteln dagegen hat der heutige Süditaliener auch. Eine Mutter, die ihr Kind abmagern sieht, hängt ihm in einem kleinen Säckchen etwas Salz um den Hals, verbrennt eine Haarlocke von ihm, stellt das geweihte Wasser an die Thürpfoste; oder der Vater macht „die sieben Nachtwachen", die Hexe zu erwischen. Gegen Mitternacht salbt sich die Hexe, sagt ihren Zauberspruch und fliegt (in einem Märchen als Fledermaus) unter den Nußbaum von Benevent, der in ganz Unteritalien als Hexentanzplatz bekannt ist. Von dort geht sie in das Haus des Kindes, das Blut zu saugen. Der Vater hat ein Lämpchen mit einem zerbrochenen Topf bedeckt; wenn er das bekannte Schwirren (strix von stridere) hört, sucht er der Hexe den Topf an den Kopf zu werfen oder sonst sie zu verwunden, denn auch leicht verwundet muß sie fliehen. Hilft auch das nicht, so rathen die klugen Frauen, deren jedes

Dorf ein Exemplar hat, einen Hund oder eine Katze zu schlachten und hinter die Thür zu legen, damit die Hexe die Haare zähle und sich beim Zählen aufhalte bis Tagesanbruch. Diese Thiertödtung erinnert an die Römer, welche die Eingeweide eines Ferkels vor die Thür legten und den Spruch sagten: „Das zarte Thier für das zarte Kind, Herz für Herz, Eingeweide für Eingeweide, Seele für Seele!" Dann wurden die Ruthen von Weißdorn ins Fenster gelegt, und noch heute legt in ganz Unteritalien die sich bedroht Fühlende einen Besen ins Fenster und streut Hanf oder Hirsen auf das Sims. Die Schutzgöttin gegen das Hexengesindel war die Cardea; an dem Tage, der ihr heilig war, aß man im alten Rom Bohnen, daher Kalendae fabariae: an einigen Orten der Abruzzen nun ißt man am Feste des S. Nicola, dem Vertreiber der Dämonen, Bohnen, die in sieben großen Kesseln vor der Kirche gekocht und vertheilt werden. Sollte das nicht eine heidnische Reminiscenz sein?

Ebenso klingt durch die italienischen Märchen noch der uralte Volksglaube, daß die Geburt eines Kindes durch eine böse Frau aufgehalten werden könne (Hercules' Geburt), wenn dieselbe ihre Hände gefaltet zwischen die Knie klemme. Hierzu sehe man „Goldfaden" (Comparetti, S. 133), wo die junge Königin nur gebären konnte, als die Alte durch List gezwungen ward, ihre Hände in einer gewissen Weise an die Stirn zu führen. Dasselbe in der Pitrè'schen Sammlung im „Rè d' amuri".

Endlich sind die Wünsche und Wunschdinge uralt

wie das Menſchengeſchlecht, und man braucht nicht gerade, nach Wolfgang Menzel, ein Deutſcher zu ſein, in dem, „je einſamer er ſich zu jenen Urzeiten in ſeinen Wäldern fühlte, um ſo lebhafter die Wünſche nach der Ferne, nach unbekanntem Glück“ erwachten — auch andere Völker, die ganze Welt hegt mit ewiger Hoffnung ewige Wünſche. Die Sage „von einer Stätte auf Erden, die, nicht berührt von dem Mangel und dem Kummer, von der Angſt und Noth dieſes Lebens, des müheloſen Genuſſes und der ungetrübten Freude reiche Fülle dem gewähre, welcher dorthin gelange, von einer Stätte, wo die Wünſche ſchweigen, weil ſie befriedigt, und die Hoffnungen ruhen, weil ſie erfüllt ſind“, wurzelt bereits tief in den Ideen des uralten Heidenthums. Es ſind die Sagen, deren ſchon Homer und Herodot erwähnen, von den Göttermahlzeiten und Sonnentiſchen der Aethiopen, die durch die alte deutſche Gralſage klingen und ausklingen in dem weltbekannten Märlein vom Tiſchlein deck' dich, und andern den Menſchen von unbekannten Mächten, Feen und Geiſtern gewährten Wunſchdingen. Paſes, der griechiſche Zauberer, läßt prächtige Mahlzeiten erſcheinen und verſchwinden. Timolaus, bei Lucian, wünſcht ſich Ringe, von denen der erſte geſund, ſtark und unverwundbar, der zweite unſichtbar, der dritte liebenswürdig mache, der vierte dem Beſitzer die Kraft von 10000 Menſchen gebe, der fünfte einſchläfere. Aehnlich lieſt man im „Teufelsweib“ (S. 20), wo der Zauberring von den Teufeln geſchmiedet wird, von Zauberringen auch an andern

Stellen. Auch bei Plato findet sich schon die Sage von dem unsichtbar machenden Ringe.

Das schönste antike Märchen, dessen goldenschöner echter Stoff viel hundertmal durch alle möglichen spätern Märchen aller Länder und Völker vererbt ward, der dennoch immer neu bleibt wie junge Liebe und neuer Frühling, und immer neu, wo Liebe mit Leide sich paart, ist das reizende altgriechische Märchen von Amor und Psyche, das schon den Apulejus so anzog, daß er es in seinen „Metamorphosen", Buch IV—VI, als eine der interessantesten Episoden verwandte.

Es beginnt ganz wie ein Märchen der Jetztzeit: „Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter." Unter diesen dreien war Psyche die jüngste und schönste. Diese liebt Eros; er bringt sie an einen weltfernen Ort, wo er mit ihr in zärtlicher Liebe verbunden lebte, jedoch ohne daß sie jemals sein Antlitz sah. Die zwei Schwestern neideten ihr das Glück und beredeten sie, des Geliebten Gestalt zu erforschen, worauf Amor auf- und davonflog. Unter vielen Mühen, gepeinigt durch schwer zu lösende Aufgaben, sucht sie ihn, bis sie ihn findet, um, durch Prüfungen geläutert, sich nie mehr von ihm zu trennen.

War diese Erzählung ursprünglich nichts anderes als ein einfaches Ammenmärchen, so benutzt es Apulejus, ihm eine tiefere philosophische Bedeutung und Deutung zu geben, indem er Eros als den großen Dämon darstellt, der die Menschen zum Guten durch Läuterung der Seele, zur Glückseligkeit erzieht. Aehnlich

wie man im deutschen Märchen vom Aschenbrödel, das dem Märchenkreis der Psyche angehört, wo die jüngste der zwei Schwestern geplagt und zu gemeinen Magddiensten angehalten wird, um zuletzt aus allen Leiden als strahlende Königsbraut hervorzugehen, eine Allegorie der im Winter gestorbenen oder gefangenen und leidenden Natur finden will. Doch lassen wir alle und jede Deutung und nehmen den Märchenstoff an sich, so finden wir ihn in unzählige Märchen verwebt, dort als breitern Streifen, hier wenigstens noch als blitzenden Goldfaden.

Den Geliebten der Psyche durfte kein Lichstrahl treffen: Licht bringt Unglück. Wer nun kennt nicht das Grimm'sche Märchen vom singenden, springenden Löweneckerchen, das nachts ein schöner Jüngling ist, aber wie ihn einmal ein Lichtstrahl trifft, als Taube fortfliegt und sieben Jahre verwandelt bleiben muß? In unsern süditalischen Märchen finden wir dasselbe Motiv in der „Tochter des Schlangenkönigs (S. 211), nur in der Umkehrung: denn hier muß die Braut unsichtbar bleiben, und der Jüngling beleuchtet sie, von seiner Mutter überredet, mit einem Stück geweihter Kerze, worauf die Leiden und schweren Prüfungen beginnen. In schon verblaßten Farben finden wir dasselbe im Eingang zu „Pappelröschen" (S. 89), wo der grüne Vogel von der Rose durch die Neugier des Mädchens verscheucht und sie erst nach langen Prüfungen mit ihm, der zum Jüngling geworden, vereint wird. Die Psyche des griechischen Märchens irrt umher und kommt einmal an den Cerestempel,

wo sie die unordentlich durcheinandergeworfenen Garben, Kränze, Sicheln u. a. zurechtlegt. Derselbe Zug findet sich in den „Drei schönen Kronen" (S. 129), wo das arme irrende Mädchen zu dem dunkeln Palast kommt, in dem niemand wohnt und wo alles wirr und ungeordnet durcheinanderliegt, worauf sie sich ans Ordnen begibt. Dann die drei Arbeiten der Psyche: alle möglichen bunt durcheinandergemengten Samen auszulesen, was die Ameisen für sie verrichten; die Wolle der Schafe zu sammeln, was das Schilfrohr thut; dann Wasser aus einem unzugänglichen Quell zu holen, was ein Adler für sie übernimmt. Es würde zu weit führen, wollte man nur allein alle italischen Märchen aufzählen, die diesen Zug enthalten. In einem Worte: wie ein süßes freundliches Echo, das der Geliebten oder des Geliebten Stimme erweckt, tönt durch alle unsere Märchen bald lauter, bald leiser, bald näher, bald entfernter der Name Amor und Psyche. Amor und Psyche haben sich unbewußt mit der Völkerseele verschmolzen und werden mit ihr fortleben, auch wenn sie, weniger poetisch, Hans und Grete heißen sollten.

Es liegt nicht in der Aufgabe dieser einleitenden, ganz allgemein gehaltenen Worte, den schönen Stoff nur annähernd zu erschöpfen; wer sich aber des weitern unterrichten will, lese im Anhang zum 5. Abschnitt in Friedländer's „Sittengeschichte Roms", was dieser über das Märchen von Amor und Psyche sagt, ferner die Mittheilung des Professors Adalbert Kuhn, wo man die Parallelen zu der Erzählung des Apulejus

faſt vollſtändig aufgezählt findet. Kuhn führt zwei Märchengruppen, im ganzen etwa vierzig Märchen, aus Dänemark, Schweden, Norwegen, Island, Holſtein, Böhmen, Griechenland, Albanien, Walachei, Neapel, Serbien, Siebenbürgen und Indien, ferner ſchottiſche, gäliſche, kalmückiſche, vlämiſche, ruſſiſche u. a. Märchen an und zeigt, wie es ſich in allen um einen gewöhnlich in ein Thier verwandelten Menſchen handelt, welchem ſich eine Jungfrau vermählt, die trotz ſeiner abſchreckenden Geſtalt in Liebe bei ihm ausharrt. Das Verrathen des Geheimniſſes ſtört in der erſten Gruppe dieſer Märchen die Erlöſung und führt zu Geduld- und Liebesproben, während in der zweiten dadurch unmittelbar die Mittel zur Erlöſung herbeigeſchafft werden.

Wenn nun Friedländer, der eine ſo ſchöne Probe geliefert, wünſcht, daß die Forſchungen nach Märchen in der claſſiſchen Literatur fortgeſetzt werden, um, wenn nicht ganze Märchen, doch weitere Spuren derſelben aufzufinden: ſo dient eben dieſem Zwecke als vorzüglichſtes Hülfsmittel eine möglichſt ausgedehnte Kenntniß der Märchenliteratur, dient ferner, da das Märchen im Mythus wurzelt — denn märchenhafte Elemente werden im Mythus und umgekehrt mythiſche im Märchen nachgewieſen —, die Forſchung auf dem Gebiete des Aberglaubens, wie er ſich aus dem rein poetiſchen Mythus, nachdem dieſer über die Religion hinweg in den platten unverſtändlichen Myſticismus übergegangen war, entwickelt und zu großem Theil noch erhalten hat.

Ist aber nun in dem Vorhergehenden erwiesen, daß sich in den Volksmärchen, wie sie uns heute vorliegen, zahlreiche Berührungspunkte mit dem antiken Märchen und Märchenglauben, soweit wir ihn kennen, finden, so erweist das noch nicht, daß uns diese Märchen direct aus dem Alterthum durch Tradition überliefert worden sind. Und dieser Punkt ist es, den ich gerade für Süditalien, wo von einer Volkseinheit wie in Deutschland nicht die Rede sein kann, stark anzweifeln möchte. Eine gewisse Analogie zwischen dem Volkslied und dem Volksmärchen ist leicht ersichtlich, und geschichtliche wie sagenhafte Erinnerungen werden gleicherweise in diesem wie in jenem verwebt und kommen in dem Singen und Sagen des Volkes gleichzeitig zum Ausdruck, wo sie Hand in Hand wie Bruder und Schwester durch die Jahrhunderte schreiten. Sehe man doch die deutschen Heldenlieder von den urältesten Ueberresten bis auf die spätere „Gudrun" und das „Nibelungenlied" darauf hin an, betrachte man ebenso spätere Volkslieder, in denen uralter Mythus, der sich in zahlreichen deutschen Märchen erhalten, widerklingt, so darf man sagen, daß in Deutschland so manches Märchen mit dem Volksliede gleichen Schritt hielt und dem deutschen Volke direct aus dem deutschen Alterthume von Mund zu Mund überliefert wurde.

Nicht also in Italien. Hier klingt in keinem einzigen Volksliede ein antiker Ton wider, auch nicht einer. Hier geht kein Volkslied hinter das 13. Jahrhundert zurück, und wenn ja eins aus den ersten

großen Völkerwirren herübergerettet wurde, so ging es in dem nachherigen steten Wechsel der Nationalitäten, die sich rasch wie Jahreszeiten folgten, unter den ewigen Unruhen, welche Griechen, Normannen, Lombarden, Sarazenen, Deutsche, Franzosen, Spanier u. a. erzeugten, vollständig zu Grunde. Und wie das alte Volkslied mußte auch das alte Volksmärchen untergehen und verschwinden bei einem Volke, das, wenig conservativ an sich, kaum Zeit fand, sich das Gestern zurechtzulegen, und nur in dem Heute lebte, eine wandernde Welle.

Die italienischen Volksmärchen sind deshalb, mögen sie sich in vielen Punkten mit den deutschen berühren, sicher weit jünger als viele unserer deutschen, die das Gepräge des altdeutschen oder altnordischen Mythus noch vielfältig an sich tragen und reiner erhalten haben, sodaß Wolfgang Menzel recht behalten mag, wenn er sagt, daß unsere deutsche Märchen- und Sagenpoesie, die sich seit grauen Jahrhunderten von Mund zu Mund beim deutschen Landvolke fortpflanzte, hauptsächlich die Erinnerungen der vorchristlichen Heidenreligion umfaßt, und daß alles, was sie später in ihre Strömung mit fortgerissen hat, Erlerntes von andern Völkern, nur einen verhältnißmäßig schmalen Rand um die breite Mitte des Heidnisch-Nationalen bildet — was bei den Italienern gerade umgekehrt ist. War ja noch etwas Heidnisch-Nationales erhalten geblieben, so wurde das später von dem Fremdländischen wol vollständig absorbirt.

Dieses Fremdländische ist aber das Indische.

Seit dem 10. Jahrhundert fängt man an mit Indien bekannt zu werden, und zwar waren es mohammedanische Völker, welche in dieses Land erobernd eindrangen. Alsbald auch wurden die zahlreichen Fabeln, Parabeln, Legenden und Märchen, die in der buddhistischen Religion mit Vorliebe gepflegt wurden, durch Uebersetzungen ins Persische und Arabische bekannt, und ihr Inhalt, zumeist interessant, breitete sich rasch in Asien, Afrika und Europa überall da aus, wo der Halbmond herrschte. Unter jenen Fabelsammlungen steht als bekannteste obenan das „Pantschatantra", später unter dem Titel „Hitopadeça" und seit zwei Jahrhunderten in unzähligen Bearbeitungen und Uebertragungen in der ganzen civilisirten Welt bekannt. Das „Pantschatantra" wurde unter dem Namen zweier Schakale, die in der ersten Erzählung vorkommen — Kalila und Dimna — in das Pehlewi, jene aus Persisch und Semitisch gemischte Sprache, übersetzt. Diese Uebersetzung ging verloren, doch existirt davon eine arabische, und diese war dazu bestimmt, die Reise von dem Morgen- nach dem Abendlande zu machen. Arabische Dichter bearbeiteten sie poetisch, ebenso ein Neuperser. Die neue persische Prosabearbeitung diente als Grundlage zu den Bearbeitungen, die im 15. und 16. Jahrhundert gäng und gebe waren, und welche, ins Indische übersetzt, aufs neue nach Indien zurückkehrten. Durch den Islam kamen jene Märchen außerdem zu den Afghanen und Malaien, während sie mit dem Buddhismus schon lange vorher zu den Chinesen und nach Tibet

vorgedrungen waren. Die tibetaniſche Grenze aber überſchritten ſie, um zu den Mongolen und zu den Kalmücken zu gelangen. Die Mongolen waren durch faſt zwei Jahrhunderte Herren in Europa und verpflanzten jene Märchen auf europäiſchen Boden. Bekannt wurde jene indiſche Märchenſammlung in Europa ferner durch eine griechiſche Ueberſetzung des 11. Jahrhunderts, durch eine hebräiſche und eine ſpaniſche des 13., worauf wir ſie in allen europäiſchen Sprachen wiedergegeben finden.

Es fragt ſich nun, welche der verſchiedenen in Süditalien nacheinander ſeßhaften Nationalitäten empfing dieſen Märchenſchatz aus erſter Hand? Das iſt aber eine Frage, die jedenfalls eine offene bleiben wird, denn bei genauem Zuſehen finden wir das italiſche Märchen, abgeſehen von der bereits angedeuteten Grundform, mit allen möglichen fremdländiſchen Elementen verſetzt. Waren es byzantiniſche Griechen, Lombarden, Normannen, Sarazenen, Deutſche? Natürlich wird jede Nationalität ein empfangenes Fremdes alsbald ſeinem Ideenkreiſe angepaßt und es ſeiner jemaligen Anſchauung angemodelt haben, dergeſtalt, daß der einſt ſarazeniſche Italiener ſeine indiſchen Märchen, die ſchon nicht ganz quellrein in ſeine Hände kamen, anders erzählt als der normanniſche oder byzantiniſche u. ſ. f., der chriſtliche anders als der heidniſche.

Dazu wurden alsbald die Märchen, wenn ſie einmal ſeßhaft geworden waren, raſch localiſirt und den einheimiſchen Sitten und Gebräuchen, bis auf

Namen, Thiere, Pflanzen und Hausgeräth herab, angepaßt. Waren es schwere Goldmünzen, so wechselte man sie in Scheidemünze um, sodaß ein Stück, in viele getheilt, später nur entfernt an den Werth des Ganzen erinnern konnte. Diamanten, welche, ihrer Form sicher, durch Jahrhunderte wandern können, waren es nicht, es waren feinciselirte Cabinetsstücke, an denen sich bei der langen Wanderung von Hand zu Hand die Ciselirung abgriff, wie an Münzen aus dem Alterthum, die zu classificiren nur dem Auge des Kenners möglich ist.

Dieser Kenner einer, und zwar einer der vorzüglichsten, ist Theodor Benfey, der große Orientalist und Sprachforscher, und nach ihm sind nicht blos sehr viele, sondern die meisten europäischen Volksmärchen geradezu indische, theils aus indischen hervorgegangen oder durch sie veranlaßt. Durch ihre innere Vortrefflichkeit, sagt er, scheinen die indischen Märchen fast alles, was etwa Aehnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existirte, absorbirt zu haben, kaum daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisirten fremden Gebilde gerettet haben mögen. Die Umwandlung, die sie erfahren, ist, abgesehen von der Nationalisirung, der Aufprägung eines nationalen Stempels, nachweislich fast nur Vermischung von Formen, Zügen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren.

Dies ist am ersichtlichsten bei den süditalischen der Fall. Nur die Zeit der Empfängniß, der Befruchtung italienischer Phantasie durch indische, oder des

Aufgehens derſelben in dieſer, wird im Dunkel bleiben.

Wenn ich aber ſagte, daß ſich die eingewanderten Märchen im Lande localiſirten und naturaliſirten, ſo ſchließe ich den Ring, indem ich das zu Anfang Geſagte wiederhole: daß der Italiener, der Bewohner des Sonnenlandes, bei heiter objectiver Anſchauung dies anders vollzog als der Deutſche, wodurch ich den Titel, den ich der Sammlung gebe, rechtfertigen, wie gleichzeitig das Intereſſe für dieſelbe anregen möchte:

Unter den Olivenbäumen.

Neapel, im Winter 1880.

Woldemar Kaden.

Süditaliſche Volksmärchen.

„Es war einmal .....“

Es war einmal ein Bauer, der hatte drei Söhne, an Gütern aber nichts als einen Eſel mit Sattel und Gurt. Als es nun mit ihm zu Ende ging, rief er die Söhne, machte das Teſtament und ſprach: „Dem Aelteſten laſſ' ich den Eſel, dem Zweiten den Sattel, dem Jüngſten aber den Gurt.“ So ſtarb er.

Der Aelteſte wußte mit dem Eſel nichts anzufangen und zog aus, ihn zu verkaufen. Er kommt an dem Hauſe eines reichen Kaufmanns vorbei, der ſchaut eben zum Fenſter heraus, ſieht den Bauer mit dem Eſel, ruft ihn an und ſpricht: „Heda, guter Freund, haſt du wol Luſt, den Eſel zu verkaufen?“ Der Bauer antwortet: „Warum nicht, mein Herr!“ Sagt der Kaufmann: „So höre, wie wir den Handel machen wollen. Ich ſetze alle meine Güter gegen deinen Eſel. Kannſt du mir nun ein Märchen erzählen, ohne zu beginnen: «Es war einmal .....», ſo bekommſt du die Waaren und wirſt ein reicher Mann. Sagſt du aber: «Es war einmal .... », ſo verlierſt du den Eſel und ſcherſt dich zum Teufel!“ Der Bauer glaubte gewonnen Spiel zu haben und ſchlug ein, und als ihn der Kaufmann noch fragte, wieviel Zeit er wolle, ſich das Märchen zu überlegen, antwortete er: „Drei Tage.“

Die drei Tage waren um, der Kaufmann trat zu ihm und ſprach: „Nun erzähle dein Märchen!" Der Bauer ſprach: „Ich bin bereit", und hub an: „Es war einmal ....." „Halt!" fiel ihm der Kaufmann ins Wort, „du haſt den Handel verloren. Es war ausgemacht, ein Märchen zu erzählen ohne die Worte «Es war einmal»." Der Bauer war ganz verblüfft und ſagte: „Wohl, ich habe verloren." Er ließ dem Herrn den Eſel und ging ſeiner Wege. Als er nach Hauſe zu ſeinen Brüdern kam, erzählte er ihnen alſogleich, wie es ihm ergangen. „Ich zog", ſprach er, „in die Stadt, den Eſel zu verkaufen. Da ſchaute ein Kaufmann zum Fenſter heraus, der fragte mich, ob ich den Eſel losſchlagen wolle. Wir wetteten, ich verlor, und er hat nun das Thier."

Die Erzählung ging dem Beſitzer des Sattels zu Herzen, es kam ihm die Luſt, ſein Glück zu verſuchen, und er ging in die Stadt. Hier traf er den Kaufmann und bot ihm den Sattel zum Verkauf an. Sie ſchloſſen den gleichen Pact und er verlor gleicherweiſe. Jetzt macht ſich der Jüngſte mit dem Gurte auf den Weg und findet den Kaufmann, der auch alſobald bereit iſt, alle ſeine Güter gegen den Gurt zu ſetzen, ſo er ihm ein Märchen erzähle ohne die Worte „Es war einmal". Der Knabe geht darauf ein, und der Kaufmann fragt nur noch: „Wieviel Zeit verlangſt du?" Darauf der Knabe: „Vierundzwanzig Stunden."

Die vierundzwanzig Stunden waren um, der Kaufmann läßt ihn rufen und ſagt: „Biſt du bereit, ſo erzähle dein Märchen." Da hub der Bauer an und erzählte:

Meine Mutter hat eine Glucke gehegt,
Die hat zwei Eier ins Neſt gelegt.

Sie brütet, und brütet 'nen jungen Hahn,
Der fängt gar luſtig zu krähen an:
„Scher' dich zum Teufel, du Kaufherrlein,
Deine Schätze, die ſind jetzt mein!“

So hatte er es glücklich fertig gebracht, ohne zu ſagen: „Es war einmal.“ Die Wette war gewonnen, und der Kaufmann mußte ihm alle ſeine Güter herausgeben.

So lebt er glücklich und zufrieden,
Uns aber, uns iſt nichts beſchieden.

Die weiße Zwiebel.

Ein reicher Vater, Herr vieler vieler Güter, war am Sterben. In der letzten Stunde rief er ſeinen einzigen Sohn, den er über alles geliebt hatte, und ſprach zu ihm: „Mein theuerer Sohn, mit mir geht es zu Ende. Alles, was ich beſeſſen, iſt jetzt dein, genieße es in Frieden. Höre aber eine Warnung: Hüte dich vor der weißen Zwiebel.“ Dies geſagt, ſtarb er.

Der Jüngling hatte viele Freunde, und gar oft wanderten ſie zuſammen durch die Straßen. Auf dieſem Gange erblickte er eines Tags einen Bauer, der einen mit Zwiebeln beladenen Eſel vor ſich hertrieb. Kaum ſah er die Zwiebeln, ſo gedachte er an die Warnung ſeines Vaters, und die Angſt trieb ihn, ſchleunig davonzulaufen. Die Freunde blieben voll Verwunderung zurück und wußten nicht, wie ſie ſich die Sache deuten ſollten. Daſſelbe wiederholte ſich noch einmal mit andern Gefährten, auch ſie fanden keine Erklärung und ſuchten darum den Jüngling auf, ihn zu befragen, da ſie ſelbſt ſich beleidigt fühlten. Er entſchuldigte ſich jedoch und erzählte ihnen von der Warnung ſeines Vaters und wie er ſich vor der weißen Zwiebel zu hüten habe. „So iſt es beſſer“, ſchloß er, „ich laufe davon, wenn ich

weiße Zwiebeln ſehe.“ Die Freunde wollten vor Lachen berſten und ſagten: „Du biſt ein Narr! Denn wiſſe, dieſe weiße Zwiebel iſt nicht die des Gärtners, ſondern ein ſchönes Weib, das die Männer, welche um ſie werben, zum Spiele verlockt und ſich ſelbſt als Preis des Spieles ausſetzt, die Thoren aber, die darauf eingehen, nur ausbeutet und dann ins Pfefferland ſchickt, denn gewonnen hat noch keiner. Sie aber iſt ſo reich geworden, daß ſie nicht weiß, wohin mit allem Reichthum.“ So erzählten die Freunde, und fortan dachte der arme Knabe an nichts mehr als an die weiße Zwiebel, und nahm ſich vor, ſie aufzuſuchen.

Der Gedanke war immer mächtiger geworden, und eines Tages hat er ihr einen Beſuch gemacht. Wie er vor ihr ſtand, ſagte er: „Schöne Frau, da bin ich endlich! Aus Liebe zu Euch, habe ich nicht mehr geſchlafen, und gewiß würde ich verrückt geworden ſein.“ Sie lud ihn mit höfiſchen Manieren zu ſich ein und ſagte: „Kommt nur, eßt und trinkt zuvor, wenn Ihr mich dann im Spiele beſiegt, bin ich Euere Braut, wenn nicht ... nun wir werden ſehen.“

Sie aßen, tranken, darauf traten ſie an den Tiſch, zu ſpielen. Wer aber verlor und immer verlor, war der thörichte Knabe. Er verlor, bis alles dahin war. Wie ſeine Taſchen leer ſtanden, ſagte die Schöne ruhig: „So, Freund, jetzt könnt Ihr gehen.“ Er ſtand und blickte in ihre ſchönen Augen, ſah die zierliche Geſtalt an, aber gehen mußte er. Er eilte nach Hauſe, füllte ſich die Taſche aufs neue und war wieder da, denn er wollte ſie durchaus zur Frau gewinnen. Wieder empfing ſie ihn mit höfiſchen Manieren, und bald auch ſaßen ſie beim Spiele. Aber ſo viel Geld er immer hervorzog, alles gewann ſie,

bis er ohne einen Heller ſtand. Da ſagte ſie zu ihm: „Nun haltet nimmermehr um meine Hand an, denn Ihr habt verloren; geht nur immer nach Hauſe.“

Verzweifelt geht er fort und läuft aufs freie Feld hinaus und jammert: „Alles iſt dahin, ich ſoll ſie nicht haben, und doch muß ſie mein werden. Welch trauriges Geſchick! Ach, Seele meiner Mutter, hilf mir. Jetzt verkaufe ich das letzte Gut, gewinne ich ſie mit dem nicht, ſo mag ich nicht mehr leben.“ Wie er ſo bekümmert dahinſchritt, hörte er eine Stimme: „Joſeph, Joſeph, was haſt du? Laß die Thränen!“ Er wendet ſich und erblickt einen Mann, der tröſtet ihn und ſpricht: „Verzweifle nicht, ich kann dir helfen. Erzähle mir nur deine Geſchichte!“ Er erzählte, und jener antwortete: „Verkaufe alſo das Gut und gehe aufs neue zu der Schönen, du wirſt gewinnen. Höre nur, was du thun mußt. Dieſes Weib hat einen Ring, welchen ſie beim Spiel abzieht und unter den Tiſch legt. Dieſer Ring iſt verzaubert, und du mußt ſuchen, ihn an deinen Finger zu bringen, was dir ein Leichtes ſein wird, wenn du, einen Schmerz am Fuße heuchelnd, dich bückſt und ihn bei dieſer Gelegenheit an den Finger ſteckſt. Fahre dann ohne Sorge fort zu ſpielen, denn mit dem Ringe hältſt du auch das Glück, wirſt gewinnen und gewinnen, bis die weiße Zwiebel nichts mehr beſitzt.“

Der Jüngling verkaufte das Gut und ging mit dem Gelde zu der Schönen. Sie war gar holdſelig zu ihm und er erfreute ſich ihrer großen Höflichkeiten. Nachdem ſie geſpeiſt hatten, forderte ſie den Jüngling zum Spiele auf. Er verfolgte ſie indeſſen mit den Augen und bemerkte wohl, wie ſie in einem Augenblicke den Ring abſtreifte und unter den Tiſch warf. So beginnt das Spiel.

Joſeph läßt ſie einigemal gewinnen, dann aber ſtieß er plötzlich einen Schrei aus, als ob er einen heftigen Schmerz am Fuße empfinde, bückt ſich, faßt den Ring und ſteckt ihn unbemerkt an den Finger. Jetzt wendete ſich das Blättchen mit einem mal: ſo lange ſie auch ſpielten, ſie konnte nicht Ein Spiel mehr gewinnen, und zuletzt hatte ſie alle ihre Habe verloren. Da erhob ſie ſich und ſprach: „Ihr ſeid mein Mann! Niemand vermochte es mit mir aufzunehmen, Ihr vermochtet es und ich bin Euer!“

So wurden Joſeph und die weiße Zwiebel ein Paar und lebten glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.

Zufrieden und glücklich lebt ihr,
Das Zuſehn haben wir.

Das Rosmarinſträuchlein.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten kein Kind, wünſchten ſich aber eins. Wie nun die Königin eines Tages im Garten luſtwandelte, ſah ſie einen Rosmarinſtrauch, der viele kleine Schößlinge hatte. Da ſeufzte ſie und ſprach: „Ach, der Rosmarinſtrauch hat ſeine Sproſſen, und ich, die Königin, habe kein Kind.“ Von der Zeit an ward ſie guter Hoffnung, und wie ihre Zeit kam, gebar ſie ein Rosmarinſträuchlein. Dieſes pflanzte ſie in ein Töpflein, begoß es mit Milch und ließ es nimmer aus den Augen.

Einſt beſuchte ſie ihr Neffe, das war der Sohn des Königs von Spanien; wie der das Sträuchlein ſieht, fragt er: „Frau Königin, was iſt es doch mit dieſem Rosmarinſträuchlein?“ Sie erzählt ihm ihre Geſchichte, wie ſie das Pflänzlein geboren und es einmal des Tages mit Milch begieße. Da denkt der Jüngling bei ſich: „Das Pflänzlein mußt du haben.“ Er kauft alſo eine ſchöne Vaſe auf ſein Schiff, ſchafft auch eine Ziege der Milch wegen herbei, und wie alles bereitet iſt, entwendet er das Sträuchlein aus dem Zimmer der Königin und führt es mit ſich fort. Zu Hauſe angekommen, ſtellt er die Pflanze in ſein Gewächshaus.

Nun hatte der König eine Flöte und auf dieſer blies er in den frohen Stunden des Tages. Als er eines Tages ſo blies, that ſich die Thür auf und ein ſchönes Fräulein ſtand auf der Schwelle. Er fragt ſie: „Wer biſt du und woher kommſt du?“ Sie antwortete: „Ich bin die Roſamarina.“ Wie freute ſich der König! Als ſie fort war und er kaum eine freie Stunde hatte, ging er in ſein Treibhaus, blies auf der Flöte, und da war auch ſchon das Fräulein wieder, und es war ſeine Freude, mit ihr zu ſprechen und ſie zu hören.

Als er ſo recht im Glücke war, mußte er in den Krieg, und beim Scheiden ſagte er ſeiner Roſamarina: „Höre, meine geliebte Roſamarina, wenn ich aus dem Kriege zurückgekehrt bin, werde ich dreimal auf der Flöte blaſen, und das ſei dir ein Zeichen, daß du wieder herauskommen darfſt.“ Und dem Gärtner befahl er, das Rosmarinſträuchlein viermal des Tages mit Milch zu begießen, denn würde er es bei der Rückkehr verwelkt finden, ſo ſolle ihm der Kopf abgehauen werden. Er legte die Flöte in ſein Zimmer und zog davon.

Der König hatte drei Schweſtern, die waren neugierig und ſagten: „Was macht doch wol unſer Bruder mit der Flöte? Die Aelteſte nimmt ſie und bläſt darauf, dann nimmt ſie die Mittlere und ebenſo die Jüngſte. Beim dritten Blaſen erſcheint das Fräulein. Da rufen ſie: „Alſo deshalb war unſer Bruder Stunden und Stunden lang in dem Treibhauſe und wollte nichts mehr von uns wiſſen?“ Sie nahmen das arme Fräulein und ſchlugen es ſo jämmerlich, daß es mehr todt als lebendig ſich zum Rosmarinſträuchlein zurückſchleppte und darinnen verſchwand. Der Gärtner kommt und findet den Rosmarin des Königs verwelkt. Da jammert er: „Wehe

mir, wenn jetzt der König zurückkommt, wie wird es mir ergehen!“ Er ruft ſeine Frau, befiehlt ihr, das Sträuchlein viermal täglich mit Milch zu begießen, und macht ſich auf und davon.

Ohne zu wiſſen, wohin, ſchweift er durch das weite Land, und wie es Abend wird, findet er ſich in einem Walde. Er ſieht einen hohen Baum, und aus Furcht vor wilden Thieren erſteigt er dieſen, die Nacht darauf zu verbringen. Um Mitternacht kommen ein Hexenmeiſter und eine Hexe, legen ſich unter dem Baume nieder und fangen an zu ſchnaufen, daß es dem Gärtner ganz bange wurde. Dann fingen ſie ein Geſpräch an, und die Hexe fragt: „Was gibt es Neues?“ — „Was es Neues gibt? Das Neueſte iſt, daß des Königs Gärtner in Lebensgefahr ſchwebt.“ — „Und wie das?“ fragte die Hexe weiter. „Das iſt eine lange Geſchichte. Du mußt wiſſen, daß der König ſeiner Tante das Rosmarinſträuchlein entführte, in welchem ein verzaubertes Fräulein wohnt. Der König ſtellte die Pflanze in ſein Treibhaus und begoß ſie viermal des Tages mit friſcher Milch; wenn er dann auf der Flöte blies, ſo kam das Fräulein heraus und ſie redeten miteinander. Jetzt iſt er in den Krieg, hatte aber die Flöte zurückgelaſſen, ſeine Schweſtern bliesen darauf, und als das Fräulein erſchien, haben ſie es ſo zerſchlagen, daß der Rosmarin, in den es zurückgekehrt, verwelken mußte. Der Gärtner aber, dem der König die Pflanze aufs Herz gebunden hatte, iſt aus Furcht vor der Strafe geflohen.“ — „Gibt es denn“, fragte die Hexe aufs neue, „gar kein Mittel, die Pflanze zu retten?“ — „Es gäbe ſchon eins“, antwortete der Hexenmeiſter, „aber ich kann es dir nicht ſagen, denn der Raſen hat Augen und die Bäume haben Ohren.“ — „Ach was“,

ſagte die Hexe, „hier iſt niemand, der uns hört.“ — „Nun, ſo wiſſe denn, wenn jemand das Blut meiner Adern und das Fett deines Hinterkopfes in einem Topfe zuſammen ſieden und die Rosmarinpflanze damit beſtreichen würde, ſo käme das Fräulein geſund und munter aus der Pflanze heraus.“

Der Gärtner auf dem Baume hatte alles mit angehört und dachte bei ſich: „Jetzt, Glück, ſteh' mir bei!“ Wie die beiden eingeſchlafen waren, ſtieg er leiſe vom Baume herunter, nahm einen Knüppel und ſchlug ſie todt. Dann nimmt er Blut und Fett, läuft nach Hauſe, ſiedet es, beſtreicht die Pflanze, und wie er fertig, kommt das Fräulein heraus und das Rosmarinſträuchlein verdorrt. Der Gärtner nimmt die Schöne auf ſeine Arme wie ein Kind und trägt ſie in ſeine Wohnung, gibt ihr kräftige Brühen und heilkräftige Kräuter und ſtellt ſie alsbald wieder her.

Der König kommt aus dem Kriege zurück, und ſein erſter Gang iſt ins Treibhaus. Er bläſt dreimal auf der Flöte, aber da kommt kein Fräulein. Er geht zum Rosmarinſträuchlein und findet es verdorrt. Er ruft den Gärtner, und im hellen Zorne ſpricht er: „Jetzt ſagſt du mir, wo meine Rosmarina iſt, oder ich ſchlage dir auf der Stelle den Kopf ab.“ Er bittet den König, zuvor in ſein Haus zu kommen, allwo er ihm etwas Schönes zeigen wolle. Der König ging mit ihm und findet Rosmarina, die ſchönen Augen voll Thränen, auf dem Lager liegend. Er fragt ſie: „Rosmarina, was iſt dir geſchehen?“ Sie antwortet: „Deine Schweſtern haben mir es angethan, ich wäre ihren Mishandlungen erlegen, wenn mich dein Gärtner nicht durch eine Salbe errettet hätte, ihm verdank' ich mein Leben.“

Da warf er einen Haß auf die böſen Schweſtern, dem Gärtner aber wendete er alle Gnade zu. Als Rosmarina völlig geneſen war, bat ſie der König, ſeine Gemahlin zu werden. Darauf ſchrieb er ſeinem Onkel einen Brief, worin geſchrieben ſtand, daß jenes Rosmarinſträuchlein ein Jungfräulein geworden, welches gar lieblich anzuſchauen und aller Liebe werth wäre. „Wollet Ihr", ſo ſchloß er, „mit der Königin zur Hochzeit kommen, ſo ſeid Ihr uns lieb, wir werden demnächſt die Ringe wechſeln." Der Herold reiſte ab und brachte dem Könige die Kunde; wie freute der ſich, wie freute ſich auch die Gemahlin, endlich eine Tochter gefunden zu haben. Ganz glücklich traten ſie die Reiſe an, und als ſie an Ort und Stelle waren, da ſchoß man mit den Kanonen. Wer das hörte, fragte: „Wer kommt da?" Und da hieß es überall: „Der König und die Königin!" Sie fanden die Tochter im Glücke, und ſie, die ihren Vater und ihre Mutter zum erſten mal ſah, erfreute ſich ihrer Küſſe und Umarmungen. Die Hochzeit wurde gehalten und das gab denn durch ganz Spanien ein großes Feſt.

Die Alte vom Garten.

Zwei Frauen gingen an einem Kohlgarten vorüber und es kam ſie die Luſt an, etwas Kohl zu entwenden. Die eine derſelben hatte zwar Bedenken und meinte: „Wer weiß, ob uns nicht jemand ſieht.“ Die andere ging nachzuſchauen und rief alsbald: „Komm nur, ’s iſt kein Wächter da!“ — „Niemand da? So komme ich.“

Sie traten ein, ſchnitten ſich zwei ſchöne Bündel Kohl, trugen ihn nach Hauſe, und das Gericht ſchmeckte ihnen ganz vortrefflich. Kamen auch andern Tages wieder, und obſchon die Gevatterin Furcht vor dem Gärtner hatte, ſahen ſie doch wieder niemand, ſchnitten ſich aufs neue zwei große Bündel Kohl und ließen ſich den zu Hauſe trefflich ſchmecken.

Eine Alte aber war die Herrin des Gartens. Sie tritt hervor, ſieht die Plünderung und ruft: „Wer iſt mir da über meinem Kohl geweſen? Da heißt es beſſer aufpaſſen. Ich werde einen Hund am Pförtlein anbinden, und wenn die Diebe kommen, wird er ſeine Pflicht thun.“ So geſchah es. Der Hund lag als Wache vor dem Garten. Die eine der Gevatterinnen hatte ihn geſehen und ſagte es der andern, als dieſe wiederum den

Garten plündern wollte: „Nein, diesmal lassen wir's, ein Hund hält die Wache." — „Ach was", sagte die andere, „ein Hund? Wir kaufen für ein paar Heller Brot und werfen es ihm vor, so läßt er uns wol hinein." Sie kauften das Brot, und noch ehe der Hund zu bellen anfing, warfen sie es ihm vor, sodaß er still blieb und sie den Kohl schneiden und nach Hause tragen konnten.

Wie die Alte kommt und die neue Verwüstung sieht, schilt sie das Thier: „Was, du hast meinen Kohl rauben lassen? Wozu taugst du denn? Marsch, packe dich!" und jagt ihn fort. Darauf hat sie eine Katze zum Aufpassen hingesetzt, und hat sich von drinnen versteckt, in der Meinung, auf das Miauen der Katze herbeizukommen und die Diebe zu packen. Am andern Morgen sagt die eine Gevatterin zur andern: „Komm, holen wir uns etwas Kohl." — „Nein", sagte die andere, „wenn ein Wächter da ist, könnt' es uns schlimm ergehen." Doch Zureden half, und sie gingen. Wie sie die Katze sahen, kauften sie ein Stück Lunge, und ehe die Katze miauen konnte, warfen sie diese ihr vor. Erst nachdem der Kohl geschnitten und die Frauen schon wieder fort waren, fing die Katze an zu schreien. Die Alte schießt rasch hervor, sieht niemand, erschaut aber die neue Verwüstung und zerquetscht der untreuen Katze den Kopf. Sie spricht: „Jetzt setze ich den Hahn zum Wächter, der zeigt mir die Diebe durch Krähen an, und ich vermag sie umzubringen." Gesagt, gethan. Die eine der Gevatterinnen, die den Hahn gesehen, warnt die andere, die aber weiß Rath, nimmt etwas Hafer und wirft ihn dem Hahn vor. Während der Hahn am Fressen war, nehmen sie den Kohl und gehen weiter. Da erst krähte

der Hahn. Zu spät, die Alte dreht ihm vor Wuth den Hals um und verzehrt ihn.

Jetzt ruft sie einen Bauer und sagt ihm: „Grabt mir eine Grube, so lang und so breit ich bin.“ Als die Grube fertig war, legte sie sich hinein dergestalt, daß nur ihr Ohr herausschaute. Wie die Frauen zum Garten kommen, sehen sie keine Seele, sammeln den Kohl und kommen, wie sie fertig sind, an der Grube vorbei. Da sieht die eine, die ein Kindlein unterm Herzen trug, einen Pilz am Boden, ruft der andern: „Sieh da, welch schöner Pilz!“ und bückt sich und zieht. Dieser Pilz war aber just das Ohr der Alten, und wie sie beide anfassen, zogen sie die Alte aus dem Boden heraus. „Ah!“ rief die, „ihr also seid meine Kohldiebe? Nun wart', jetzt will ich's euch eintränken.“ Und sie packte die, welche den Pilz zuerst bemerkte, die andere entfloh. „So, jetzt werd' ich dich bei lebendigem Leibe auffressen.“ — „Laß mich los“, bat die andere, „ich verspreche dir auch das Kind, das ich unterm Herzen trage, sobald es sechzehn Jahre alt sein wird, und ich werde gewißlich Wort halten.“ — „Es sei“, sagte die Alte, „nimm dir jetzt Kohl soviel du willst, aber vergiß beileibe nicht, was du mir eben versprochen.“ Mehr todt als lebendig kam sie zu der Gefährtin und klagte ihr, was sie für einen Pact mit der Alten geschlossen, ihr das eigene Kind nach sechzehn Jahren auszuliefern. Die andere sagte: „Ich kann dir nichts dabei helfen.“

Nach zwei Monaten kam ein Mädchen zur Welt; da weinte die Mutter und sprach: „O du armes Ding, an meiner Brust erwächsest, und jemand anderes wird dich dereinst fressen!“ — So gingen die Jahre dahin, und eines Tages, da das Mädchen sechzehn Jahre alt geworden,

ging ſie aus, um Oel zu holen. Begegnet ihr die Alte, ſteht ſtill und fragt: „He, ſchönes Kind, weſſen Tochter biſt du doch?“ — „Ich bin die Tochter der Frau dort drüben.“ — „Geh, mein Kind, und ſage deiner Mutter: das Verſprechen! weiter nichts: das Verſprechen! Wie ſchön biſt du und wie lieb, laß dich doch herzen!“ Und ſie ſtreichelte des Mädchens Wangen. „Geh jetzt und bring' deiner Mutter dieſe Feigen.“

Das Mädchen erzählte der Mutter, was ihr begegnet war und wie ſie ihr aufgetragen zu ſagen: „Das Verſprechen! Das Verſprechen!“ Da erſchrak die Mutter und rief weinend: „Ach, was verſprach ich ihr doch! Wehe mir!“ Das Mädchen verwunderte ſich und fragte: „Was weinſt du denn, o Mutter?“ Die Mutter antwortete nicht, trug aber der Tochter auf, wenn ſie der Alten wieder begegnen ſollte, zu ſagen: „Sie iſt noch zu klein.“

Am nächſten Morgen traf ſie denn die Alte wieder und wiederholte die Worte der Mutter; die Alte aber trug ihr dieſelbe Botſchaft auf wie das erſte mal, und die Mutter merkte jetzt, daß ſie nicht mehr zögern dürfe. Deshalb ſagte ſie der Tochter: „Siehſt du die Alte wieder, ſo ſage ihr von mir: «Sie ſolle ſich das Verſprechen nehmen, wo ſie es finde.»“ Das ſagt das Mädchen, und die Alte faßt ſie bei der Hand und ſagt: „So komm' denn zur Großmutter, ſie wird dich reich beſchenken.“ Zu Hauſe angekommen, ſperrt ſie das Kind in einen Stall, um es fett zu machen, und geht von Zeit zu Zeit nachzuſehen, ob ihr das Eſſen anſchlage. Durch ein Loch in der Thür ruft ſie: „Zeig' mir doch einmal dein Fingerlein heraus!“ Das Mädchen war aber klug geweſen, ſie hatte ein Mäuslein gefangen, ihr den Schwanz abgeſchnitten und den zeigte ſie jetzt der Alten. Die

erſchrak und rief: „Weh, weh, wie mager biſt du! Iß doch, iß, deiner Großmutter zu Liebe. Ei! ei, wie mager du biſt!“ Nachdem ſie ihr reichlich zu eſſen gegeben, kommt ſie wieder, läßt ſie heraus und wie ſie ſieht, daß ſie ſchön rund geworden, ſchmunzelt ſie: „Sieh da, wie fett du biſt, komm, wir wollen jetzt Brot backen.“ Das Mädchen war willig und bereit, knetete den Teig, formte die Brote, worauf ihr die Alte befahl, den Ofen zu heizen. Auch dieſes that das Mädchen. Dann ſollte ſie die Brote hineinſchieben, aber da ſagte ſie: „Alles hab' ich gethan, das kann ich nicht, das müßt Ihr ſchon ſelber machen.“ „Nun, da will ich's thun“, nickte die Alte, „reich' du mir die Brote her.“ Das Mädchen reichte ſie ihr. „So, nun gib mir den großen Stein, damit wir den Ofen ordentlich verſchließen.“ „Ach, Großmutter“, rief das Mädchen, „woher ſoll ich denn die Kräfte haben, den zu heben?“ „So hebe ich ihn“, ſagt die Alte und bückt ſich. In dieſem Augenblick packt das Mädchen ſie bei einem Beine, wirft ſie in den Ofen und verſchließt dieſen feſt mit dem Stein; ſo mußte die böſe Hexe verbrennen. Darauf ſuchte ſie ihre Mutter auf, die ihre Tochter ſchon todt geglaubt hatte, und ſie zogen in das Haus der Alten, allwo ſie glücklich lebten bis an ihr Ende.

Das Teufelsweib.

Es war einmal ein böses Weib mit Namen Angelika, das besaß einen Ring, welcher an Kraft der Zauberei seinesgleichen auf der ganzen Welt nicht hatte. Diesen Ring hatten sieben Erzteufel geschmiedet, und so besaß er mit gutem Grunde sieben Kräfte. Der erste Teufel war Farfaricchio, ein anderer Mahomed, noch ein anderer Malacarni: das sind drei. Dann Scranfugnino: und es sind vier. Darauf Ciritto, Codatarta und der letzte Beelzebub: so sind es alle sieben. Beelzebub aber war der Teufel Oberster und redete seine Genossen also an: „Hört da, ich habe einen großen Gedanken. In Vergleich mit frühern Zeiten, trotzdem man damals immer das Jubiläum predigte, kommt jetzt gar niemand mehr in die Hölle, mag das nun in dem vielen Predigen, im Misgeschick oder unserer eigenen Unfertigkeit seinen Grund haben. Die Hölle leert sich, wir müssen wirklich etwas thun, denn geschieht nichts, so können wir bald ganz einfach unsere Bude schließen. Aber was? Laßt uns eine neue kräftigere Zauberformel ersinnen, viele Seelen damit zu fischen. Zuerst müssen die Dummen dran, die verstehen sich von selbst, sodann die Weisen wegen gar zu großer Weisheit und dann alle die, welche uns zufällig über den Weg laufen."

Die Teufel fielen ihrem Oberſten bei und ſchmiedeten gemeinſam den Ring mit ſieben Kräften. Den haben ſie dann der älteſten durchtriebenſten Hexe gegeben, die am beſten gar nicht auf die Welt gekommen wäre, und haben ihn ihr ſelbſt an den Finger geſteckt. Die ſieben Kräfte des Ringes aber waren: zuerſt läßt er den ſchön und lieblich erſcheinen, der ihn trägt, ſodann auch jung, drittens gibt er ſeinen Augen die Macht, die Leute wie mit einem Magnet anzuziehen, ſobald er ſie anſchaut, zum vierten, daß er ſo ſchön ſpricht wie Flötenton, fünftens vermag, wer ihn trägt, durch einen heimlichen Kuß den Leuten ein rothes Mal auf der Stirn zurückzulaſſen, zum ſechsten ſaugt er ihm das Blut aus den Adern und zum ſiebenten können ſich die, welche ſich mit ihm verbinden, nicht wieder losmachen, bis ſie von ihm aufgehängt werden.

Dieſen Ring gaben alſo die ſieben Teufel der Hexe Angelika und dazu die Macht, ſo ſchnell zu fliegen wie der Blitz, überall, wo ſie wolle, hinzukommen und in einem Augenblicke das Erdenrund zu umſchweifen. So ausgerüſtet fing Angelika an Seelen zu fangen, und ſie fing deren und ſchickte ſie in die Hölle, daß dieſe alsbald gefüllt ward. Wer kann ihre Zahl nennen, nur die Alten können ſie an den Fingern herzählen. Doch hütet euch, die Geſchichte vom Ringe der Angelika iſt kein Märchen, Angelika lebt noch heute und ihr Ring hat ſeine Kraft nicht verloren. Ueberall iſt ſie und ſchickt die armen Seelen zur Hölle, darum ſind auch die Teufel ihre Freunde.

Und wer die Mär erzählt, der möge ſchauen,
Daß er nicht ende in des Teufels Klauen.

Alles aus einer Erbſe.

Eine alte Frau wollte ſich ein Gericht Erbſen kochen. Sie ſtand am Fenſter und fing an die Erbſen zu leſen, als ihr eine durch die Finger ſprang und hinabfiel auf die Straße. Unter ihr aber wohnte eine andere Frau, die hatte nichts als einen Hahn. Wie der Hahn die Erbſe herankugeln ſah, lief er ſogleich hinzu und pickte ſie auf. Die Alte hatte das geſehen und eilig ſtieg ſie hinab zu der Herrin des Hahnes und ſagte:

Meine Erbſe gibſt du mir,
Oder ich nehm's Hähnchen dir.

Und das ſagte ſie ſo oft und ſo lange, bis die arme Frau, nur um ſie endlich los zu werden, ihr den Hahn überließ. Sie nahm ihn und ging damit weiter.

Da kam ſie an ein Haus, vor dem ein anderes Weib ſaß, dieſes bat ſie und ſprach: „Ich habe da einige Geſchäfte, thue mir den Gefallen und behalte mir meinen Hahn ſo lange, bis ich wieder da bin.“ Die andere wollte anfangs nicht, denn ſie hatte ein Schwein und dachte wol, dieſes könne den Hahn freſſen; endlich that ſie es doch, und die Alte ging fort. Was jene vorgeſehen hatte, geſchah: das Hähnchen kam dem Schwein zu nahe und dieſes verzehrte es mit Stumpf und Stiel.

Kommt die Alte zurück und verlangt ihr Hähnchen. Da jammert die andere und sagt: „Ich hab's vorhergewußt, was geschehen werde!" — „Und was ist geschehen?" — „Oh das Schwein hat dein Hähnchen aufgefressen!" Da wurde die Alte fuchswild und rief: „Was geht mich das an? Warum hast du nicht besser aufgepaßt?

Entweder gibst mein Hähnchen mir,
Oder ich nehm's Schweinchen dir!"

Der andern half es nichts, sie mußte ihr Schwein herausgeben, und das trieb die Alte ganz vergnügt davon.

Kam sie zu einer, die hatte eine Kuh im Stalle, die bat sie und sprach: „Ich habe da etwas zu thun und bitte dich, liebe Gevatterin, mein Schweinchen so lange zu behalten, bis ich zurück bin." Die hatte zwar keine rechte Lust, meinte aber endlich, es könne nichts Böses dabei sein, und sperrte das Schweinchen zu der Kuh im Stall. Die Kuh kam jedoch ein böser Appetit an und sie fraß das Schwein mit Haut und Haaren auf. Beim Zurückkommen sagt die Alte: „Da bin ich, gib mir jetzt mein Schwein." Die andere jammerte und schlug die Hände zusammen und rief: „Das Schweinchen kann ich dir nicht wiedergeben, das hat die Kuh gefressen!" Die Alte redete dagegen: „Schweinchen hin, Schweinchen her, was geht das mich an? Hättest du besser aufgepaßt:

Entweder gibst mein Schweinchen mir,
Oder ich nehm's Kühlein dir."

Die andere mochte sich stellen, wie sie wollte, die Alte stritt so lange, bis sie die Kuh herausbekam, und mit der zog sie ganz vergnügt ihres Weges, sagte auch zu dem Manne, der mit ihr war: „Hast du gesehen, wie

aus einer Erbse eine Kuh kommen kann? Schauen wir weiter zu!"

So gelangte sie an ein Haus, da wohnte eine Witwe mit ihrer Tochter, das war ein wunderschönes Mädchen, dem das Kuhfleisch über alles ging. Wie die Alte da ihre Kuh einstellen wollte, sträubte sich die Mutter des Mädchens und sagte: „Deine Kuh könnte gefährdet sein, kommt meine Tochter die Lust an, so verzehrt sie dieselbe, was thu' ich dann?" Endlich aber, um des Weibes unverschämten Geilens willen, nahm sie die Kuh auf ihren Hof, und die Alte ging fort. Wie gedacht, so geschah's. Die Tochter konnte ihre Lust nicht bezähmen, schnitt ein Stück nach dem andern von der Kuh herunter, bis nur noch die Knochen übrig waren. Wie die Alte zurückkam, lief ihr die Witwe entgegen und rief: „Das Unglück ist geschehen: meine Tochter hat die Kuh aufgegessen. Ich hab's dir doch vorausgesagt!" Daran kehrte sich die Alte aber gar nicht, sondern sagte: „Das geht mich gar nichts an, da trage nun die Folgen, warum hast du nicht besser aufgepaßt:

Entweder gibst mein Kühlein mir,
Oder ich nehm's Mädchen dir!"

„Mein Kind?" rief die Witwe, „mein Kind kann ich dir nicht geben!" — „Und ich", antwortete die Alte, „kann dir meine Kuh nicht lassen." Es fing ein großes Streiten an, bis die Witwe mürbe wurde und das Mädchen herausgab. Das wurde in einen Sack gesteckt, den lud sie ihrem Gefährten auf und wanderte weiter.

Sie kam auf einen Berg, da wohnte ein uraltes Mütterlein, das war eben daran, Waffeln zu backen. Die andere trat herzu und bat sie, ihr den Sack aufzubewahren, bis sie zurückkäme. Das Mütterlein befürch-

tete zwar, daß man ihr den Sack ſtehle, endlich ließ ſie ſich doch überreden, und das Weib ging fort.

Das alte Mütterlein war aber des Mädchens im Sacke Großmutter, und wie der Sack hinter der Thür lag, hörte ſie auf einmal aus ihm heraus eine Stimme, die ſprach:

Großmutter, Todtengeſicht,
Bäckſt dir Waffeln und gibſt mir nichts;
Ich riech' es hinter der Thür,
Großmutter, gib auch mir!

„Das iſt die Stimme meiner Enkelin", ſagte das Mütterlein, „wo ſteckſt du denn?" Und das Mädchen antwortete aus dem Sacke: „Hier bin ich, im Sacke hinter der Thür." — „Aber wie biſt du dahineingerathen?" — „Mach' nur erſt auf", rief jene, „dann will ich dir alles erzählen." Großmutter öffnete den Sack und ließ das Mädchen heraus und erfuhr die ganze Geſchichte. Nun hatte die Alte einen großen Hund, den ſteckte ſie mit einem Laib Brot an Stelle der Enkelin in den Sack, und die Enkelin verſteckte ſie im Keller. Da klopfte es an der Thür, es war die Frau, welche kam, ihren Sack zurückzuverlangen: „Heda, wollt Ihr mir wol meinen Sack zurückgeben?" „Ja, ja", erwiderte die Alte, „dort liegt er, nehmt ihn nur." Der Mann lud ihn ſich auf die Schultern und ſtieg weiter auf den Berg, wo er ihn abſetzte, um auszuruhen. Die Frau wollte nachſehen, was das Mädchen mache, bändelte den Sack auf, und heraus ſprang der große Hund, der fiel wüthend über ſie her und zerriß ſie alle beide.

Aus einer Erbſe, bittre Noth,
Fanden Mann und Weib den Tod!

Der Zauberer Virgil.

Es war einmal ein mächtiger und ſtarker Zauberer, der hieß Virgil. Viel beſſer als irgendjemand auf der Welt verſtand er die ſchwarze Kunſt und wußte alle Geheimniſſe. In ſeiner Jugend hatte er ſich einmal verheirathet, war aber übel dabei gefahren, denn ſeine Frau war eine von den ſchlimmſten, war voll Fehler und Laſter, ränkeſüchtig, trotzig und ſtolz. Dabei war ſie wol ſchön, doch darum nur um ſo gefährlicher, und ſetzte ihrem Manne die Hörner auf. Der trug ſie geduldig lange Zeit, endlich aber drückten ſie ihn gar zu ſehr, und was er gelitten, wollte er ihr tauſendfach zurückgeben.

Er ſchloß einen Bund mit Malagigi, dem größten Meiſter im Reiche der Geiſter und Ritter vom Beſen. Dem erzählte er alles, was er um ſeine Frau gelitten, ſodaß ſelbſt Malagigi Mitleiden empfand und ihm das Sprüchlein ſagte:

Dreh' dich! Dreh' dich fort und fort,
Die Frau ſie fährt von Ort zu Ort.
Dreh' dich, dreh' dich um und um,
Drei Teufel ſind um mich herum.
Ohne Zauberei und Spuk
Regiert die Frau voll Liſt und Trug.

Dabei drehte er große und kleine Weiſen und rührte den Stab: da kamen Teufel von allen Seiten herbei, wie Fliegen kamen ſie, und ohne Beſinnen unterwarfen ſie ſich Virgil als ihrem Meiſter. So wurde dieſer der Mächtigſten einer, und auf drei Kreiſe und einen Ruf flogen die Teufel voll Angſt herbei, die er denn bei Tag und Nacht zwang, ſeine Befehle, bald dieſes, bald jenes zu vollführen, daß ſie wie Hunde arbeiten mußten.

Die ärgſte Arbeit jedoch hatten ſie mit ſeiner Frau. Sie, die ihn zuerſt raſend gemacht hatte durch ihre große Bosheit, wurde jetzt abgehetzt und im Kreiſe geführt wie ein Pferd in der Reitbahn. Erſt gab ihr Virgil den Farfarello zum Mann, der mußte ſie zerkratzen und Feuer und Schwefel auf ſie fallen laſſen, daß ſie halbgeröſtet im Bette lag. Dann gab er ſie dem Lucifer, der ſie mit Schwanzſchlägen und Hörnerſtößen ſo durchlöcherte, daß ſie wie ein Sieb ward. Zuletzt überließ er ſie dem Carnazza, der blies ſie auf wie einen Dudelſack, den er dann nach Herzensluſt bearbeitete. Auch kein Schatten von Güte fiel mehr auf die böſe Frau, die aber dieſe Strafe gar wohl verdient hatte. Wol war es manchmal den Teufeln ſelbſt zu toll, aber ſie mußten der Zaubergerte ihres Meiſters gehorchen, und was er befahl, auch ausführen. Endlich wußten ſie aber auch nichts mehr, was ſie thun ſollten, und da kommt denn auch der Tod und holt ſich den Zauberer Virgil. Deß waren die Teufel froh, und laufen und ſchließen ein Bündniß mit den verdammten Seelen, dieſer Quälgeiſt ſolle ihnen nicht hereinkommen, er würde ſonſt alle zwingen und aufs neue zu herrſchen anfangen. Eilig ſchließen ſie die Pforten der Hölle und legen Schloß und Riegel vor.

Der Zauberer Virgil kommt an, er klopft. „Wer iſt da?“ — „Ich bin's, der Zauberer Virgil!“ — „Der Zauberer Virgil? Mach' daß du fortkommſt, für dich iſt hier kein Platz.“ — „Aber wohin ſoll ich ſonſt, da ich doch verdammt bin?“ — „Das iſt deine Sache, hier iſt kein Platz für dich.“ So blieb Virgil draußen, er mochte flehen und weinen wie er wollte, denn ſeine Macht war dahin, da ihm der Tod ſeine Zauberruthe abgenommen.

Malagigi ging das Geſchick ſeines Freundes zu Herzen, er überlegte, was zu thun ſei, und ſo nahm er die verlorene Seele und die Gebeine des Zauberers Virgil, flog auf und trug ſie auf eine Inſel, da, wo das Meer am breiteſten und tiefſten war. Hier baut er ein Grab von Steinen, wie eine große Kiſte ohne Deckel, legt die Seele mitſammt dem Todtengebein hinein, ſagt ein paar dunkle Worte, zeichnet drei nöthige Kreiſe darauf und ſpricht den Zauber darüber aus:

Drehe dich um und um, dreh' dich im Lauf,
Das Meer und die Welten thun ſich auf.
Es zittert die Sonne, der Mond verliert ſein Licht,
Fortuna verſchleiert alles dicht.

Seit der Zeit nun dieſer Zauber ausgeſprochen worden, geſchehen wunderbare Dinge auf der Inſel. Kommt einer an das Grab, das Gebein zu beſchauen, ſo umwölkt ſich der Himmel, ein Ungewitter bricht los, Blitze zucken zu Tauſenden herab, ſodaß es ſcheint als käme der Jüngſte Tag. Das Meer, kaum iſt es zu ſagen, bäumt ſich unter dem Sturm in wilden Sturzwellen, ein Teufelslärm! Und Schiffe und Barken verſchluckt es wie

Pillen. Dort gilt keine Kühnheit, der Kühnſte wird nur am tiefſten ſinken und eines qualvollern Todes ſterben, denn ſo will es der Zauber. Gott verhüte, daß ein Mutterſohn je dahin komme!

Und wer es erzählt den Kindern und Erben,
Den laſſ' keines böſen Todes er ſterben.

Die drei Märchen des Papagaien.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, dem kam die Luſt ſich zu verheirathen, und er fand denn eine Frau, die war ſo ſchön wie der junge Tag, ſo gütig wie die Sonne, und liebte ihren Mann über alle maßen. Eines Tages kam der Kaufmann verdrießlich nach Hauſe, die Frau wollte wiſſen, was er habe. Er ſeufzte und ſprach: „Ich muß eine weite Reiſe in Geſchäften machen und ſoll dich hier allein zurücklaſſen, das verſtimmt mich.“ — „Wenn's weiter nichts iſt“, ſagte die Frau, „das iſt nicht ſchlimm. Ihr ſchafft mir an, was ich zu eſſen und zu trinken brauche, laßt alle Thüren und Fenſter, bis auf eines hoch in der Mauer, vernageln, richtet an der Thür eine Drehſcheibe ein und reiſt unbeſorgt ab: es kann mir nichts geſchehen.“ Der Rath gefiel dem Gemahl, er ließ Brot, Oel, Wein, Mehl und alles Nöthige ins Haus ſchaffen, vernagelte Thüren und Fenſter bis auf eins, um Luft zu ſchöpfen, und richtete eine Drehſcheibe ein, wie man ſie in den Klöſtern ſieht. Dann hat er Abſchied genommen und iſt abgereiſt. Die Frau aber blieb allein mit der Magd zurück.

Es war eine Woche verſtrichen, die Frau hatte nichts gethan als geweint, und das Herze that ihr weh. Die

Magd ſuchte ſie zu tröſten und ſprach: „Was wollt Ihr weiter weinen? Ich weiß Euch eine Zerſtreuung. Rücken wir den Tiſch unters Fenſter und blicken wir ein wenig auf die Straße hinab.“ Die Frau war es zufrieden, ſie zogen den Tiſch heran und ſie lehnte ſich weit zum Fenſter hinaus. Das that ihr wohl und ein lautes „Ah“ kam aus ihrem Munde. Gegenüber dem Fenſter aber war die Schreibſtube eines Notars, der gerade mit einem Edelmann vor der Thür ſtand. Wie ſie das „Ah“ hörten, wenden ſie ſich, ſchauen zur Höhe und erblicken die junge Frau. „Oh, welch ſchönes junges Blut“, rief der Edelmann, „die muß ich ſprechen.“ — „Hoho!“ rief der Notar dagegen, „zuerſt werde ich ſie ſprechen.“ Zuerſt ich, zuerſt du, ſo ging es herüber und hinüber, und das Ende war, daß ſie vierhundert Goldſtücke wetteten, wer der erſte ſein werde. Die Frau am Fenſter merkte, um was es ſich handelte, und zog ſich alsbald zurück, und ihr Geſicht zeigte ſich nicht mehr.

Der Edelmann und der Notar hatten keine Ruhe, jeder dachte die Wette zu gewinnen, und jeder ſann auf Mittel, die Frau zuerſt ſprechen zu können. Der Notar lief hinaus aufs Feld, ſeinen Vetter, den Teufel, zu rufen. Der läßt ſich nicht lange bitten, und wie ihm der Notar voller Haſt ſeine Geſchichte erzählt hat, fragt er ihn: „Was gibſt du mir, wenn ich dir helfe? — „Meine Seele!“ rief der Notar. — „Die Seele? Gut, das iſt deine Sache, jetzt verwandle ich dich in einen Papagaien. Da fliegſt du und fliegſt auf das Fenſter jener Frau. Die Magd wird dich fangen und ihrer Herrin bringen, und die wird dich in einen ſchönen Käfig ſtecken. Was den Edelmann betrifft, ſo gib wohl Acht, der wird eine Alte zur Frau ſchicken, die muß locken und ſuchen die

junge Frau aus dem Hause zu bringen. Das darfst du nimmermehr geschehen lassen, du mußt ihr schmeicheln und fein bitten: «Liebe Mutter mein, bleib hier, setz' dich hier, daß ich dir ein Märchen erzähle.» Dreimal wird die Alte kommen und jedesmal mußt du dich ganz ungeberdig stellen, mußt zappeln und schreien, dir die Federn ausraufen und rufen: «Bleib, bleib! Die Alte will dich betrügen, bleib, ich will dir ein Märchen erzählen!» Dann erzählst du ihr, was dir gerade einfällt." Darauf verwandelte er den Notar in einen Papagaien, der hob sich auf und flog geradeswegs in das Fenster der Kaufmannsfrau. Es geschah, wie der Teufel gesagt hatte: die Magd fing den Vogel, übergab ihn der Herrin und diese liebkoste ihn und sprach: „Welch schöner Vogel bist du, nun werde ich nicht mehr traurig sein!" Der Papagai antwortete: „Oh du Schöne, auch ich liebe dich!"

Inzwischen zersann sich der Edelmann, wie er es anfange, die Frau zu sehen. Begegnet ihm eine Alte, die fragt ihn: „Was habt Ihr, schöner Herr?" Unwirsch antwortete der Edelmann: „Ach, was geht das dich an. Laß mich in Frieden." Da er aber weiter gehen wollte, hielt ihn die Alte fest und ließ ihn nicht, bis er, um nur loszukommen, ihr die ganze Geschichte erzählte. Da lacht die Alte und sagt: „Die Frau wollt Ihr sprechen? Dazu kann ich Euch schon verhelfen. Laßt einmal fürs erste zwei Körbe mit schönen Früchten füllen." Das that der Edelmann, und nun ging die Alte mit den Früchten an die Thür der Frau, rief und gab sich für die Großmutter aus. Die junge Frau glaubte ihr, ein Wort gab das andere, und so sagte sie als Großmutter zur Enkelin: „Wie schade, du bist immer eingeschlossen, aber

des Sonntags hörst du doch wol die Messe?" Die Junge seufzte: „Wie kann ich die Messe hören, da ich hier eingesperrt bin?" — „Höre, meine Tochter", gegenredete die Alte, „die Sache geht nicht gut, du versündigst dich, Sonntags mußt du ohne Zweifel die Messe hören, und da heute Festtag ist, laß uns sogleich gehen." Die Frau war noch unschlüssig, da fing der Papagai zu schreien an, und wie sie die Kleiderlade öffnete, um die Festkleider herauszunehmen, rief er mit bittender Stimme: „Schöne Frau, bleib, bleib! Die Alte will dich betrügen, bleib, ich erzähle dir ein Märchen." Die Sache kam der Frau jetzt selbst verdächtig vor, sie senkte den Kopf und sagte: „Geht, Großmutter, ich kann unmöglich mit Euch kommen." Und die Alte ging fort. Wie sie fort war, setzte sich die Schöne zu dem Vogel; der strich seine Federn zurecht und fing an zu erzählen.

Des Papagaien erstes Märchen.

Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter, und diese Tochter liebte es, mit Puppen zu spielen. Eine von diesen Puppen hatte sie vor allen andern lieb, sie zog sie an und aus, legte sie zu Bett und sorgte für sie wie für ein Kind. Eines Tages geht der König hinaus aufs Land, die Tochter geht mit, nimmt aber ihre Puppe mit sich, und nachdem sie gespielt, legt sie sie aus der Hand. Da es Essenszeit war, ging man zu Tische, und bald darauf fuhr der König und die Prinzessin wieder nach dem Schlosse zurück: die Puppe hatte sie vergessen. Erst in dem Schlosse erinnert sie sich ihrer, da kehrt sie schleunigst um, die geliebte Puppe zu suchen. Wie sie nun vor das Thor kam, wußte sie keine Straße

und verirrte ſich. Ohne zu denken lief ſie über Berg und Thal und ward ganz und gar verwirrt. Endlich kam ſie zu einem königlichen Palaſt. Sie fragte den Pförtner, welcher König hier wohne, und der antwortete: „Der König von Spanien.“ Da bittet ſie um Herberge und tritt vor den König. Der gab ihr denn Wohnung und alles, und weil er ſelbſt keine Kinder hatte, hielt er ſie wie ſeine Tochter und gab ihr Erlaubniß, zu thun und zu laſſen, was ſie nur wolle. So waltete ſie bald im Schloſſe wie eine Herrin; der König gab ihr auch zwölf Edelfrauen zu ihrem Dienſte. In den Herzen der Edelfrauen entſtand gar bald Neid und Misgunſt, und unter ſich ſprachen ſie: „Wiſſen wir denn eigentlich, wer dieſe Fremde iſt? Die ſoll unſere Herrin ſein? Das dürfen wir nicht geſtatten.“ Am andern Morgen traten ſie zu dem Königstöchterlein und ſagten: „Wollt Ihr nicht ein wenig mit uns kommen?“ — „Ich darf nicht“, ſagte jene, „der König erlaubt es nicht, doch werde ich gehen, ihn zu fragen.“ — „Geht nur, und wißt Ihr, was Ihr zu ſagen habt, damit er es Euch nicht abſchlage? Sagt: «Bei der Seele deiner Tochter», hört er das, ſo willfahrt er Euch.“

So ging die Prinzeſſin zum Könige. Kaum hatte dieſer die Worte gehört, erzürnte er heftig und rief: „Du böſes Kind! Auf! Werft ſie mir in den Abgrund!“

Sie lag im Finſtern, taſtete ſich aber weiter, kam nach und nach durch drei Thürvorhänge, fand Stahl und Zunder und zündete eine Kerze an, die dabeiſtand. Siehe, da lag ein ſchönes Mädchen, das hatte ein Schloß vor dem Munde und konnte dergeſtalt nicht ſprechen. Durch Zeichen nur deutete es, wo der Schlüſſel zu dem Schloſſe liege. Die Prinzeſſin fand ihn und öffnete das

Schloß. Da fing das Mädchen alsbald an zu ſprechen und erzählte, wie ſie die Tochter eines Königs ſei, die ein Zauberer entführt habe, wie der Zauberer ihr alle Tage das Eſſen bringe, den Mund öffne und wieder ſchließe, um ihn erſt andern Tages wieder zu öffnen. Da fragte die andere: „Sage mir, Schweſterchen, gibt es denn gar kein Mittel, dich zu befreien?“ — „Ich weiß keins, es bleibt weiter nichts übrig, als den Zauberer, wenn er mir wieder den Mund geöffnet hat, darum zu fragen. Du lauſcheſt inzwiſchen unter dem Bette, hörſt es und mußt dann ſehen, was du thun kannſt.“ So blieben ſie, das Königstöchterlein verſchloß der andern vorläufig wieder den Mund und wartete, unter dem Bett verſteckt, der Dinge, die da kommen ſollten.

Horch, um Mitternacht entſtand ein großes Brauſen: die Erde thut ſich auf, und unter Blitz und Donner erſcheint der Zauberer, in einen ſchwarzen Mantel gehüllt. Hinter ihm ein Rieſe mit Speiſen und zwei Diener mit Fackeln, das Zimmer zu erleuchten. Er ſchickt die Leute fort, ſchließt hinter ihnen zu und öffnet der Gefangenen nun den Mund. Sie aßen, und während des Eſſens fragt das Mädchen wie zufällig: „Schon lange plagt mich die Neugierde, was es wol brauche, mich von hier zu befreien.“ Der Zauberer antwortete: „Das iſt ein bischen viel verlangt, liebe Tochter!“ Die Königstochter: „Wenn du nicht willſt, laß es bleiben, mich verlangt nicht weiter, es zu wiſſen.“ — „Dennoch will ich es dir ſagen. Höre! Man muß eine Mine rings um den Palaſt graben. Genau um Mitternacht, in dem Augenblicke, wo ich hereinwill, muß man ſie anzünden. Du fliegſt deinem Vater in den Schos, ich in die Luft. Nun weißt du's.“ — „Es iſt, als ob es niemand wüßte“,

antwortete das Mädchen. Gleich darauf ging der Zauberer fort, und die erste Königstochter kroch unter dem Bett hervor, tröstete voller Freude das Schwesterchen, nahm Abschied und ging fort.

Immer weiter dringt sie in der Schlucht vor, wie sie oben hell sieht, ruft sie um Hülfe. Der König hört es, läßt ein Seil hinabwerfen und das Mädchen heraufziehen. Wie sie wieder vor dem Könige steht, erzählt sie ihm alles. Der war wol erstaunt, läßt aber die Mine graben und sie mit Pulver, mit Kugeln und Blei füllen, und das Mädchen, mit einer Uhr in der Hand, steigt wieder hinab und denkt bei sich: „Entweder beide todt, oder beide lebendig.“ Da tritt sie vor das Mädchen, nimmt ihr das Schloß ab, erzählt ihr, was geschehen, und huscht wieder unters Bett.

Wie die Mitternacht näher kam, zählte der König voller Sorge die Minuten. Punkt Mitternacht wird Feuer an die Mine gelegt: ein furchtbarer Krach macht das Schloß erbeben. Der Zauberer fliegt in die Luft, und die Mädchen fallen sich in die Arme und sind frei. Der König empfing sie voller Freude und rief: „O, meine Töchter! Dein Unglück ward ihr Glück. So nimm du, die du fremd ins Land kamst, meine Krone!“ Aber das Mädchen sagte: „Behaltet Euere Krone, Herr König, denn da ich eine Königstochter bin, besitze ich schon eine!“

Diese Geschichte wurde bald in aller Welt bekannt und alle priesen den Muth und die Herzensgüte der Prinzessin. So lebten sie glücklich und zufrieden bis ans Ende ihrer Tage. —

Hier endete das Märchen und der Papagai fragte die junge Frau: „Nun, meine Schöne, wie hat es Euch

gefallen?" Und sie antwortete voller Freude: „Sehr schön!"

So gingen wieder acht Tage herum, da stand auch schon wieder die Alte mit den Fruchtkörben vor der Thür und begehrte die Enkelin zu sprechen. Der Papagai wurde unruhig und rief: „Hütet Euch, Schönste, die Alte kommt, Euch zu betrügen." Richtig hub die Alte an: „Heute, meine Tochter, gehst du doch sicher mit zur Messe?" Und diesmal brauchte sie nicht lange zu bitten, die Frau war bald bereit, sich anzukleiden. Als der Papagai dies sah, wurde er ganz wild, flatterte, riß sich die Federn aus und schrie: „Bleib, meine Schöne, bleib! Gehe nicht in die Messe, die Alte will dich ins Verderben stürzen. Wenn du bleibst, will ich dir auch ein schönes Märchen erzählen!" Da sagte die Frau zur Alten: „Packt Euch nur fort, wegen der Messe da kann ich meinen Papagaien unmöglich sterben lassen." Die Alte ging, rief aber noch im Weggehen: „Maledeite, wegen eines Thieres soll deine Seele verdammt werden!" Die Frau setzte sich darauf zu dem Vogel, und er erzählte ihr das versprochene Märchen.

Des Papagaien zweites Märchen.

Es war einmal ein König, der hatte eine einzige Tochter, die war so schön wie die Sonne und der Mond zusammen mit allen Sternen. Da sie achtzehn Jahre alt geworden, kam ein türkischer König und warb um ihre Hand. Sie aber sprach: „Ein Türke? Was fang' ich mit einem Türken an? Es fällt mir gar nicht ein, ihn zu nehmen." Nach einiger Zeit wurde sie schwer krank und kein Arzt vermochte ihre Krankheit zu erkennen.

Zuckungen und Krämpfe verdrehten ihre Glieder und die Augen lagen so tief in ihren Höhlen, daß man sie kaum mehr sehen konnte. Der Vater rief in seinem Kummer den Rath zusammen und sprach: „Ihr wißt alle, wie meine Tochter von Tag zu Tag elender wird, rathet mir, was ich zu thun habe.“ Die Weisen antworteten: „Herr König, erfahret, daß es ein Mädchen gibt, die dem Könige von Spanien die Tochter gerettet hat. Laßt diese fragen, wenn jemand, so kann sie Euch sagen, wie Euerer Tochter zu helfen ist.“

Da freute sich der König, denn der Rath dünkte ihn gut, und er schickte Schiffe aus, das Mädchen zu holen, und befahl: „So Euch der König von Spanien das Mädchen nicht geben will, werft ihm diesen eisernen Fehdehandschuh vor die Füße und erklärt ihm den Krieg.“ Die Schiffe fahren ab und bald sind sie in Spanien. Der Gesandte steigt aus, stellt sich dem Könige vor und übergibt ihm ein versiegeltes Schreiben. Der König öffnet es, liest und liest und fängt zu weinen an: „Die Tochter kann ich nicht hergeben, so sei es Krieg!“

Unterdessen war die Tochter eingetreten und fragte: „Was fehlt Euch, Herr König?“ Und wie sie den Brief sah: „Was befürchtet Ihr, gern will ich zu jenem Könige gehen.“ Der König erschrak: „Das wolltest du thun und mich allein hier zurücklassen?“ Das Mädchen aber beruhigte ihn und sprach: „Bald bin ich wieder bei Euch. Ich gehe und sehe, was dem Mädchen fehlt, und komme zurück.“

Sie nimmt Abschied und reist ab. In dem fremden Lande angekommen, geht ihr der König entgegen und sagt: „Mein Kind, wenn du meine Tochter wieder gesund machst, gebe ich dir meine Krone.“ Sie dachte bei

ſich: „Jetzt wären's derer zwei", und laut: „Herr König, ich habe ſchon eine Krone. Schauen wir lieber, was dem Mädchen fehlt, und laſſen wir die Kronen beiſeite." Sie geht und findet die Aermſte in einem erbarmenswerthen Zuſtande und ſagt zu dem Vater: „Laſſet nur ſogleich Suppen und Kraftbrühen zubereiten. Darauf ſchließe ich mich mit Euerer Tochter ein und öffne erſt nach drei Tagen, worauf Ihr mich mit Euerer Tochter entweder lebend oder todt finden werdet. Und merkt wohl auf: auch wenn ich an die Thür pochen ſollte, dürft Ihr mir nicht öffnen."

Als alles bereitet war, ſchloß ſie ſich mit der Kranken ein und legte Schlöſſer und Riegel vor. Aber den Zunder zum Anzünden der Kerzen hatte ſie vergeſſen, und das gab am Abend im Dunkeln eine große Verwirrung. Klopfen wollte ſie nicht, ſchaute zum Kammerfenſter hinaus und erblickte in der Ferne ein Licht. Sie nimmt eine ſeidene Strickleiter, ſteigt mit einer Kerze in der Hand hinab, um dieſe anzuzünden, und geht auf das Licht los. Wie ſie näher kommt, ſieht ſie einen großen Keſſel auf einem Steinblocke, ein Feuer darunter und daneben einen Türken, der mit einem eiſernen Stabe im Keſſel herumrührt. Sie fragt: „Was machſt du da, Türke?" Der Türke antwortet: „Mein Herr Tochter wollen von König, ſie wollen nicht, ich ſie beheren." — „Du armes, gutes Türkchen, du biſt ſo müde, nicht wahr? Weißt du was, lege dich hin, ruhe dich etwas aus, inzwiſchen will ich den Keſſel rühren." Erfreut rief der Türke: „Ja, bei Mohammed, das wollen wir thun." So ſtieg er herunter und ſie hinauf und begann mit dem Eiſen im Keſſel zu rühren. „Gefällt dir's ſo?" fragte ſie den Türken. Der rief wiederum: „Ja, bei

Mohammed!" — „Nun ſchlafe du jetzt, ich rühre weiter."

Als er feſt eingeſchlafen war, ſteigt ſie herunter, packt ihn beim Kragen und wirft ihn in den kochenden Keſſel, da wurde er augenblicklich ganz ſteif. Darauf zündet ſie ihre Kerze an und kehrt nach dem Schloſſe zurück. Wie ſie in die Kammer tritt, findet ſie die Kranke ohnmächtig auf dem Boden liegen. Da gibt ſie ihr ſtarke Waſſer zu riechen, ſie erholt ſich und in drei Tagen iſt ſie friſch und geſund. Nun klopft ſie an die Thür, der König kommt und iſt außer ſich vor Freude, ſeine Tochter geſund zu finden. „O, mein Kind", ſagt er, „wie ſoll ich dir danken? Aber bleibe bei mir, du ſollſt es gut haben." Sie aber ſpricht: „Das kann nimmermehr ſein. Anfangs wolltet Ihr meinem Vater den Krieg erklären, wenn er mich nicht zu Euch ließe, jetzt wird er ihn Euch erklären, ſo Ihr mich hier behalten wolltet." So blieb ſie nur noch kurze Zeit da, darauf reiſte ſie heim, beladen mit Reichthümern und Koſtbarkeiten, die ihr der König mit auf den Weg gegeben hatte.

So endigt das Märchen.

„Und wie hat es Euch gefallen, o Schöne?" fragte der Papagai die Frau. Dieſe antwortete: „O, ſchön, ſehr ſchön!" — „So bitte ich Euch, geht nicht mit der Alten, denn dahinter lauert Verrath." Sie verſprach es; aber nach acht Tagen, wie die Alte mit den Körben wiederkam und ſagte: „Lieb Töchterchen, heute müßt Ihr mir unbedingt den Gefallen thun und mit mir kommen" — war ſie doch ſogleich bereit und ſagte: „Ich komme!"

Da wurde der Papagai ganz ungeberdig, ſchrie, rupfte ſich die Federn aus und ſagte: „Nein, nein, nein! Ihr

dürft mir nicht mit der Alten! Bleibt, ich erzähle Euch auch ein schönes Märchen." — „Liebe Großmutter", sagte die Frau, „Ihr seht, wie die Dinge stehen, erspart Euch fürder die Mühe, hierher zu kommen, denn wegen Euch kann ich doch meinen Vogel nicht verlieren!" Hierauf dreht sie das Rad, schließt die Oeffnung, und die Alte geht weg, böse Verwünschungen brummend. Nun setzt sich die Schöne zu dem Papagaien und der hebt zu erzählen an.

Des Papagaien drittes Märchen.

Es lebten einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn, der außer der Jagd kein anderes Vergnügen kannte. So zog er einmal auf einen ganzen Monat aus, nur von einem Diener begleitet. Wie er seinen Weg fürbaß ritt, kam er auch auf das Feld, wo die Puppe lag. Kaum sieht er sie, ruft er aus: „Meine Jagd ist zu Ende, auf! wir gehen wieder nach Haus!" Er steigt vom Pferde, hebt die Puppe vom Boden und setzt sie vor sich in den Sattel. Er staunt sie immer an und ruft einmal über das andere: „Die Puppe ist schon schön, wie schön muß erst die Herrin derselben sein!" So kommt er ins Schloß zurück, läßt in seiner Kammer eine Nische ausmauern, stellt die Puppe hinein, ein Glas davor, und dort sitzt er nun täglich vierundzwanzig Stunden lang, im Anschauen der Puppe versunken, und ruft immer wieder: „Die Puppe ist schön, wie schön muß ihre Herrin sein!" Nichts, gar nichts anderes wollte er mehr sehen, wurde ganz tiefsinnig, sodaß sein Vater die Aerzte des Landes zusammenrufen mußte. Die kamen, beschauten den Kranken

und ſagten: „Herr König, dieſe Krankheit kennen wir nicht, Ihr müßt ſehen zu erfahren, welche Bewandtniß es mit der Puppe hat.“

Der Vater ging zum Sohn, der Sohn ſtarrte die Puppe an und ſeufzte: „Ach, die Puppe iſt ſchön, wie ſchön muß ihre Herrin ſein!“ Anderes brachte er aus ihm nicht heraus, und die Aerzte mußten, wie ſie gekommen waren, wieder abziehen. Da berief der Vater in ſeiner Verzweiflung die Weiſen des Landes und ſprach: „Seht meinen Sohn, wie iſt er ſo heruntergekommen. Er hat kein Fieber, er hat kein Kopfweh, und doch wird er täglich elender, und mein Reich wird ein anderer erben. Wißt Ihr mir denn keinen Rath?“ — „Aber, Herr König“, ſagte der Aelteſte da, „habt Ihr denn nie von einem Mädchen gehört, das dem König von Spanien die Tochter gerettet hat und eine andere Königstochter heilte? Laßt dieſe herbeiholen, und will ſie ihr Vater Euch nicht freiwillig geben, erklärt ihm den Krieg. Das iſt unſer Rath.“

Der König ſendet flugs ſeine Botſchafter zum Könige, die haben zu ſagen, er möge das Mädchen im Guten ſenden, wo anders, werde er ſie mit Gewalt holen. Inzwiſchen tritt das Mädchen ein, das jene Wunder vollbracht hatte, und wie ſie den König in dieſer Verlegenheit findet, fragt ſie: „Was doch habt Ihr, Herr König?“ — „Nichts, mein Kind, es handelt ſich wieder um dich, ein anderer König will dich haben, und das bedeutet denn, daß ich nicht mehr Herr deiner bin. Was iſt zu thun?“ — „O“, rief das Mädchen, „laßt mich nur gehen, denn in kurzem bin ich wieder bei Euch. So trat ſie die neue Reiſe an.

Als ſie den Königsſohn ſah, welcher ſich wie eine

Kerze faſt verzehrt hatte, indem er immer und immer nur wiederholte: „Die Puppe iſt ſchön, wie ſchön muß erſt die Herrin ſein“ — ſagte ſie zum Könige: „Faſt zu ſpät habt Ihr mich gerufen, dennoch will ich ſehen, was ſich thun läßt. Gebt mir acht Tage Zeit, laßt Salben und Speiſen hereintragen, nach acht Tagen iſt er entweder friſch und geſund oder todt.“ Sie ſchloß ſich nun mit ihm ein und lauſchte auf die Worte des Königsſohns, die man ſchon kaum noch verſtehen konnte, da er die Seele ſchon zwiſchen den Zähnen hatte. Als ſie ihn flüſtern hörte: „Ah ... Pup ... ſchön ... wie ... Herrin ſein“ — erblickte ſie ihre Puppe und rief: „Ah, Böſewicht, du haſt mir meine Puppe geſtohlen? Warte, ich will dir den Kopf zurechtſetzen.“

Wie der Prinz dieſe Worte hörte, kam er wieder zu ſich und fragte: „Wie? Ihr ſeid die Herrin der Puppe?“ — „Ganz gewiß bin ich es!“ Da kehrte er zum Leben zurück, aß die Suppe, die ſie ihm gab, bis er wieder hergeſtellt war. Darauf verlangte das Mädchen zu wiſſen, wie er zu der Puppe gelangt ſei, und er erzählte ihr alles. Nach acht Tagen kam der König, und ſie ſagten ihm, daß ſie Mann und Frau werden wollten. Der König fuhr vor Freude darüber, daß ſein Sohn geneſen, faſt aus den Kleidern, ſchickte Briefe: einen an den König von Spanien, ihm zu melden, die Tochter habe die Puppe wiedergefunden, einen andern an den König, deſſen Tochter ſie geheilt, und einen dritten an ihren Vater, worin geſchrieben ſtand, ſeine Tochter ſei wiedergefunden. Die drei Könige kamen mit großem Gefolge an, es wurde ein prächtiges Hochzeitsfeſt gefeiert, denn der Königsſohn heirathete wirklich die Königstochter, und ſie lebten in Frieden bis an ihr Ende.

„Nun, meine Schöne", fragte der Papagai, „hat Euch auch das Märchen gefallen?" — „Ja, mein Söhnchen!" — „Aber mit der Alten dürft Ihr mir nicht gehen, hört Ihr?"

Wie sie noch so sprachen, kam die Magd gelaufen und rief: „Frau, Frau, der Herr kommt!" Das war die Wahrheit. Der Herr kam, erschloß aufs neue Fenster und Thüren und umarmte die Frau. Wie sie zu Tische gingen, setzten sie den Papagaien in die Mitte der Tafel, und wie sie bei der Suppe waren, spritzt der Papagai dem Herrn etwas heiße Suppe in die Augen, der wird vor Schmerz zornig und will ihn schlagen. Da packt ihn der Papagai an der Kehle, erwürgt ihn und fliegt fort.

Er fliegt und kommt ins freie Feld. Hier ruft er: „Papagai bin ich, Mensch werd' ich" — und steht als ein stattlicher Mann, wie zuvor, mitten auf dem Felde und kehrt nach der Stadt zurück. Es begegnet ihm der Edelmann, der berichtet ihm in Eile: „Habt Ihr's gehört, die arme Frau hat ihren Mann verloren, ein Papagai hat ihn erwürgt!" — „Die Arme, die Arme", sagt der Notar, „ist das wirklich wahr?" Sie gehen auseinander, ohne der Wette zu erwähnen. Der Notar aber wußte, daß die Frau eine Mutter hatte, zu der ging er, um sie wegen der Heirath mit ihrer Tochter zu befragen. Die Sache ging gut, Mutter und Frau willigten ein, und sie heiratheten sich.

Am Abende fragte der Notar seine Frau: „Jetzt sage mir doch einmal, wer brachte deinen Mann um?" Sie antwortete: „Ein Papagai." — „Und wie war die Geschichte mit dem Papagaien? Erzähle sie mir." Die Frau erzählte alles bis zu dem Augenblick, wo der Vogel

dem Herrn die Suppe in die Augen gespritzt hatte und entflogen war. „Ganz recht", sagte der Notar, „ganz recht, denn war ich nicht der Papagai?" — „Ihr?" rief ganz erstaunt die Frau, „Ihr? Was doch sagt Ihr da?" — „Ja wohl, ich, und deinetwegen war ich Papagai geworden."

Andern Tages ging der Notar zum Edelmann und ließ sich die vierhundert Goldstücke auszahlen, denn er hatte die Wette gewonnen.

Sie lebten zufrieden und glücklich und wohl,
Wir sitzen und kauen, und kauen hohl.

Schuhflicker im Glücke.

Es war einmal ein Schuhflickerlein, das lebte mit Frau und Kindern im Elend, denn sie hatten nichts zu brocken und zu beißen. Wie oft er auch mit seinem Werkzeugskorb durch die Straßen lief und rief: „Wer hat Schuhe zu bessern?“ ... so kam doch niemand, der seiner Arbeit begehrte, und des Lebens müde, beschloß er, sich zu ersäufen. Wie er sich in den Strudel stürzen will, tritt vor ihn sein Glück, hält ihn zurück und sagt: „Was willst du thun?“ — „Ach!“ seufzte er, „das Unglück verfolgt mich und ich mag nicht mehr leben.“ Spricht zu ihm das Glück: „Thue das nicht. Hier nimm dieses Messer! Disteln gibt es genug, und bei jeder Distel, welche du damit abschneidest, wirst du einen kleinen Groschen finden.“ Er nahm das Messer, und gleich bei der ersten Probe fand er den Groschen und so fort bei jeder andern. Nun war ihm geholfen und er sang ganz laut in die Welt hinein: „Juchhei! Was für ein reicher Mann ich bin!“

Das hörten die Mönche des Klosters, an dem er just vorüberzog, sie ließen ihn hereinkommen und fragten: „Gevatter Beppo, was habt Ihr denn, daß Ihr gar so lustig seid?“ — „Ei“, rief er, „mir ist das Glück er-

ſchienen und ich bin jetzt reich.“ Dabei erzählte er ſeine Geſchichte und zeigte ihnen das Meſſer vor. Die Mönche meinten, das könnten ſie auch gebrauchen, und überlegten, wie ſie ihn überliſten könnten. Sie gaben ihm tüchtig zu eſſen und zu trinken, und wie er trunken war, nahmen ſie ihm das Meſſerchen und ſteckten ihm ein ganz ähnliches in die Taſche.

Er kam nach Hauſe, voll Freude rief er Weib und Kinder herbei und ſagte: „O, wie ſind wir reich!“ Die Frau dachte, er ſei wol gar verrückt geworden, und ſagte dies auch den Kindern; als er ſie aber einlud, mit ihm hinaus aufs Feld zu kommen, gingen ſie alle mit, wunderten ſich aber baß, als der Vater anfing Diſteln abzuſchneiden. Geld hat er damals keins gefunden.

„Mit mir iſt's aus, jetzt muß ich mich dennoch erſäufen“, rief er und eilte dem Fluſſe zu, ſich hineinzuſtürzen. Doch wieder erſcheint ihm ſein Glück und ſagt: „Was willſt du ſchon wieder hier?“ — „Ach! ins Waſſer will ich mich ſtürzen!“ — „Thue es nicht, denn ich bin gekommen, dir zu helfen. Nimm dieſen Eſel, bei jedem Stockſtreiche, den du ihm gibſt, wird er ein Häufchen Gold fallen laſſen.“ Und ſie gab ihm auch den Stock. Kaum iſt ſie fort, ſo fängt er an, den Eſel zu ſchlagen, und ſiehe da! bei jedem Schlage ein Häuflein Goldes. Jetzt kannte ſeine Freude keine Grenzen, und jubelnd ſingt er an dem Kloſter vorüber: „Juchhei, welch ein reicher Mann ich bin!“ Die Mönche rufen ihn an: „Gevatter Beppo, kommt doch einen Augenblick herein! Sagt, was ſingt Ihr da?“ Statt aller Worte zeigt er ihnen ſein Glück durch die That, ſchlug auf den Eſel und theilte ihnen von ſeinem Reichthum mit. Die Mönche ſagten unter ſich: „Das Thierlein wär' uns ſchon lieb.“

Und ſie gaben ihm zu eſſen, machten ihn trunken, vertauſchten ſeinen Eſel mit einem andern Grauchen und ſtellten auch einen andern Stock dazu.

So kam er zu ſeiner Frau und rief: „Jetzt, Frau, jetzt ſind wir reich wie der König! Nimm das Betttuch und breite es auf den Boden, nur ſchnell!“ Frau und Kinder ſchauten einander an, jedes meinte, der Vater ſei jetzt alles Ernſtes verrückt geworden. — Die Frau ſagte: „Was ſoll's da mit dem Betttuche?“ — „Thue nur, wie ich dir geheißen!“ Sie breiteten es denn auf dem Boden aus, er trieb den Eſel darauf und nun ſchlug er auf das Thier los. Aber er mochte ſchlagen, was er wollte, Gold kam nicht zum Vorſchein, ganz zuletzt nur ließ das geplagte Thier etwas fallen, was jedoch kein Gold war. Da jagten ſie den Vater mitſammt ſeinem unmanierlichen Eſel zum Hauſe hinaus.

Er lief und weinte und ſchrie: „Jetzt hält mich nichts mehr zurück, jetzt will ich wirklich ſterben.“ Doch zum dritten mal erſcheint ihm ſein Glück: „Du kommſt ſchon wieder?“ — „Laß mich“, ruft er verzweifelt, „laß mich, ich mag nichts mehr von dir wiſſen, ich will und muß ſterben!“ — „Muth, Väterchen, Muth! Ich will dir ja aus aller Noth helfen.“ Und das Glück gab ihm einen Korb voll Schuhleiſten und ſprach: „Jetzt mußt du bei den Mönchen vorübergehen und mußt ihnen ſagen: «Heraus mit dem Meſſer, heraus mit dem Eſel, oder ich mache euch die Köpfe mürbe wie friſchbacken Brot!» Dann rufſt du nur: «Schlagt zu, ihr Leiſten!» und die Leiſten werden anfangen die Köpfe zu bearbeiten. Denkſt du es ſei genügend, ſo rufe: «Genug, ihr Leiſten!» und ſie wandern wieder in den Korb zurück.“

Er kam zu den Mönchen und ſagte: „Jetzt gebt mir

einmal meinen Esel und mein Messer heraus, oder ..." Die Mönche leugneten alles rundweg ab, sie wüßten nichts. Da wurde der Schuhflicker zornig und rief: „Schlagt zu, ihr Leisten!" Wupp! waren die Leisten aus dem Korbe und tanzten auf den Glatzen der Mönche herum, daß sie weich wie Brei wurden. Wie sie sich gar nicht zu retten wußten, schrien sie: „Halt ein! Wir wollen dir alles wieder herausgeben!" Da sagte jener: „Genug, ihr Leisten!" und da huschten sie wieder in den Korb. Als sie aber zur Ruhe gekommen waren, zögerten sie dennoch, die Sachen herauszugeben; da drohte der Schuster von neuem mit den Leisten. „Geben wir sie ihm", rieth der Abt, „sonst bringt er uns noch alle ums Leben." So bekam er sein Messer und seinen Esel zurück. Damit man ihn auch nicht betrüge, gab er dem Esel einen Schlag, aber es war doch der echte. Jetzt heim!

„Frau!" rief er von weitem, „nun sind wir doch reich!" Die sagte: „Da ist der Verrückte wieder, was fangen wir mit ihm an?" — „Frau, Frau, geschwind, breite das Betttuch aus!" — „Was? Willst du heute durchaus Schläge haben?" Und auch die Kinder kamen, ihn zu verspotten. Da wurde er fuchswild und rief: „Schlagt zu, ihr Leisten!" Da ging ein Gejammer los und sie waren ihm gar gern zu Willen mit dem Betttuch. Da es ausgebreitet war, schlug er den Esel, und siehe, er ließ einen großen Haufen Goldes fallen. Nun war die Freude groß und sie umarmten und küßten den Vater, und das Glück ist nie mehr von ihrem Hause gewichen.

Waſſer und Salz.

Man ſingt und ſagt da ein wunderſchön Märchen!

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Wie er mit dieſen Töchtern eines Tages bei Tiſche ſaß, ſagte er: „Will doch einmal ſehen, wer von euch dreien mich am liebſten hat.“ Sagt die älteſte: „Vater, ich liebe Euch wie meine Augen.“ Sagt die zweite: „Vater, ich liebe Euch wie mein Herz.“ Aber die jüngſte ſagte: „Ich liebe Euch wie das Waſſer und das Salz.“ Da wurde der König zornig und rief: „Du liebſt mich wie das Waſſer und das Salz? Man rufe mir den Henker, denn du mußt ſterben.“ Der Henker kam und führte das Mädchen fort, es zu tödten. Die mitleidigen Schweſtern aber gaben ihm ein Hündchen und ſagten: „Kommſt du in den Wald, ſo tödte das Hündchen, durchlöchere das Hemd unſerer Schweſter und tauche es ins Blut, aber der Schweſter darfſt du kein Leides thun, die läſſeſt du im Walde zurück.“

Der Henker that, wie ſie geſagt, tödtete das Hündchen, durchlöcherte das Hemd und ließ dann die Prinzeſſin ſtehen. Darauf riſſen ſie dem Hündchen die Zunge aus, gingen zum König und ſprachen: „Herr König, hier iſt das Hemd Euerer Tochter und ihre Zunge.“ Da hat ihnen der König eine Belohnung gegeben.

Wie das Mädchen ſo allein im Walde ſtand, ging ein wilder Mann vorüber, den rief ſie an und erzählte ihm ihr Unglück. Da fragte er ſie, ob ſie wol mit ihm kommen möge. „Ich komme“, antwortete ſie, „denn was fang' ich hier allein im Walde an?“ So gingen ſie zuſammen fort. In der Wohnung des wilden Mannes angekommen, übergab er ihr das ganze Haus und ſprach: „Hier findeſt du alles, was du brauchſt, fürchte dich nicht, vielleicht wird dir noch Hülfe.“ Sie aßen, dann ging er auf die Jagd, denn er war ein wilder Mann, und ſie blieb allein.

Am Morgen ſtand ſie auf, flocht ſich die Haare, wuſch ſich, und wie ſie ſich fertig gewaſchen hatte, ſchüttete ſie das Waſſer aus dem Fenſter. Da ſah ſie auf dem Fenſter des Königs einen Truthahn ſtehen, der ſang zu ihr:

Vergebens kämmſt du und ſchmückſt du dich,
Der wilde Mann frißt dich ſicherlich.

Wie ſie das hörte, fing ſie an zu weinen. Der wilde Mann kommt dazu und fragt ſie: „Was haſt du?“ — „Was ſoll ich haben? Ich hatte mich gewaſchen und wie ich das Waſſer wegſchüttete, ſang mir da drüben der Truthahn:

Vergebens kämmſt du und ſchmückſt du dich,
Der wilde Mann frißt dich ſicherlich.“

Der wilde Mann antwortete: „Dummes Zeug! Wenn er das wieder ſingt, ſo ſage ihm nur:

Truthahn, lieber Truthahn mein,
Dein Fleiſch, das gibt mir 'nen guten Biſſen,

Und deine Federn ein Federkiſſen,
Auch muß ich die Frau deines Herren ſein."

Das ſagt ſie denn auch am andern Morgen, und da läßt der Truthahn auf einmal alle Federn fallen. Wie der Königsſohn aus dem Fenſter ſchaut und den Truthahn ohne Federn ſieht, wundert er ſich baß und gibt wohl Acht. Am nächſten Morgen dieſelbe Geſchichte: ſie wäſcht ſich, gießt das Waſſer fort und der Truthahn ſingt aufs neue:

Vergebens kämmſt du und ſchmückſt du dich,
Der wilde Mann frißt dich ſicherlich.

Und ſie antwortet:

Truthahn, lieber Truthahn mein,
Dein Fleiſch, das gibt mir 'nen guten Biſſen,
Und deine Federn ein Federkiſſen,
Auch muß ich die Frau deines Herren ſein.

Aber der Königsſohn hatte auf den Truthahn gepaßt und ſah, wie er den Reſt ſeiner Federn abſchüttelte. Die Königstochter bekam gleichzeitig ein ſo ſchönes Geſicht, wie man je eins geſehen. Da ging er zu ſeinem Vater und ſagte: „O, mein Vater, ich will mich vermählen und zwar mußt du mir jenes Mädchen geben." Der Vater ſagte: „Schauen wir, wem es angehört, ich meine aber, daß es in den Händen des wilden Mannes iſt."

Er ſchickte einen Boten zu dem wilden Mann und ließ ihn fragen, ob er das Mädchen haben könne. Der antwortete: „Wenn ſie einverſtanden iſt, ich habe nichts dagegen einzuwenden." Er rief das Mädchen, erzählte ihr, was geſchehen, und obſchon ſie je eher je lieber den Händen des wilden Mannes entſchlüpft wäre, ſtellte ſie

ſich doch, als ob es ihr leid wäre, ihn zu laſſen. Die Sache nahm ihren Verlauf, und die Heirath wurde beſchloſſen. Dann kam der wilde Mann noch einmal zu dem Mädchen und ſagte ihr: „Siehe, was du thun ſollſt: am Tage vor deiner Hochzeit mußt du mich tödten. Dann mußt du drei Könige einladen, zu oberſt deinen Vater, und den Dienern befehlen, daß ſie vor alle Gäſte Waſſer und Salz ſtellen, nur vor deinen Vater nicht.“ Sie verſprach das zu thun, und nun ſchickte man eine Botſchaft in alle drei Länder. —

Je mehr Zeit verſtrichen war, deſto mehr war dem Vater die Sehnſucht nach ſeiner jüngſten Tochter gewachſen, und der Kummer hatte ihn krank gemacht. Wie daher der Bote zu ihm kam, ſprach er: „Wie kann ich gehen mit dem Kummer im Herzen und dem Verlangen nach meiner Tochter?“ Er überdachte aber: „Gehſt du nicht, ſo beleidigſt du den König, und aus Rache wird er dein Land mit Krieg überziehen.“ So ging er hin, denn der Tag der Hochzeit war da.

Am Tage vorher tödteten die Brautleute den wilden Mann, theilten ſeinen Leib in vier Stücke, die ſie in vier Zimmer legten, das Blut ſprengten ſie auf den Boden der Zimmer und auf die Treppe. Das hatte ihnen der Truthahn noch geſagt. Da füllten ſich die Kammern mit Gold, und koſtbare Steine lagen auf der Treppe. Wie die Könige ankamen und ſahen die Edelſteine auf der Treppe, wagten ſie nicht, den Fuß daraufzuſetzen, aber der Königsſohn ſagte: „Das iſt nichts, geht nur getroſt darüber.“ Abends war die Hochzeit und am andern Tage große Tafel. Der Königsſohn bezeichnete den Platz ſeines Schwiegervaters und gab Befehl, dort weder Waſſer noch Salz hinzuſtellen.

Die Königstochter kam neben ihren Vater zu ſitzen, der kannte ſie nicht, aß auch nicht. Da fragte ſie ihn: „Herr König, warum doch eßt Ihr nicht? Schmecken Euch die Speiſen nicht?“ — „O nein“, ſagte er, „das iſt es nicht, es iſt alles ſehr gut.“ — „Nun, warum eßt Ihr da nicht?“ Er entſchuldigte ſich: „Ich fühle mich nicht ganz wohl.“ Der Bräutigam und die Braut zwangen ihm doch ein paar Gabeln Fleiſch auf, die mußte er alſo nehmen, kaute aber hohl wie eine Ziege, denn ſie waren ja ohne Salz. Wie die Tafel zu Ende ging, fing man an ſich Märchen zu erzählen, und der König erzählte die Geſchichte von ſeiner Tochter. „Nun, Herr König“, ſagte dieſe da, „wenn Ihr Euere Tochter ſähet, würdet Ihr ſie wol wiedererkennen?“ — „Ach, ſie ſteht noch immer vor meiner Seele, wie ich ſie zum letzten mal ſah.“

Jetzt erhob ſie ſich und ging, die Kleider anzulegen, die ſie trug, da ſie von ihrem Vater ging, den Tod zu erleiden. Wie ſie zurückkam, ſagte ſie: „Jetzt, mein königlicher Vater, erinnert Ihr Euch Euerer Tochter? Ich bin es! Ihr ſchicktet mich in den Tod, da ich Euch geſagt, ich liebe Euch wie Salz und Waſſer. Verſteht Ihr jetzt, was es heißt, Euch wie das Waſſer und das Salz zu lieben?“ Der Vater konnte vor Freude nicht antworten, er ſprang auf, umarmte ſie und dann bat er ſie um Verzeihung.

Sie lebten glücklich bis an ihr Ende,
Und wir, wir haben leere Hände.

Bisara.

Der König von Spanien hatte einen Sohn, wie der herangewachsen war, bat er eines Tages seine Mutter, sie möge ihn in den Wald gehen lassen, er wolle mit seinen eigenen Händen ein Stück Wild erlegen. Aber die Mutter sprach: „Mein Sohn, das kann nicht sein, denn du wirst dich verirren." — „O, meine Mutter", antwortete der Sohn, „laß mich nur, ich verirre mich nicht, nehme ich mir doch viele Soldaten zur Begleitung mit. Gebt mir zwei Regimenter, und Ihr könnt ohne Sorgen sein." Die Königin ging zum Könige und sagte: „Unser Sohn will auf die Jagd gehen, eigenhändig ein Stück Wild zu erlegen, lassen wir ihn ziehen." Der König aber wollte nicht: „Wir werden den Knaben sicher verlieren." Die Königin bat jedoch so lange, bis der König die Hauptleute rief und sprach: „Ich empfehle Euch meinen Sohn, haltet die Augen offen über ihn, verliert ihr ihn, so verliert ihr auch euere Köpfe." Die Hauptleute begleiteten also mit ihren Mannen den Königssohn in den Wald. Wie sie angekommen waren, waren sie müde geworden, und der Prinz sagte zu ihnen: „Jetzt, Kinder, legen wir uns etwas schlafen, um mit frischen Kräften weiter zu können." So schliefen sie alle

ein, und der Königssohn ſtand auf und ſchweifte allein in dem Walde herum. Als die Soldaten erwachen und den Prinzen nicht mehr finden, fangen ſie an zu jammern: „Wehe uns Armen, wir ſind verloren!“ Sie durchſuchen den Wald nach allen Seiten, aber der Knabe wird nicht gefunden, und der Hauptmann ſagt: „Was bleibt zu thun? Der Knabe iſt dahin, kehren wir zum Könige zurück.“

Sie warfen ſich dem Könige zu Füßen: „Herr König, thut mit uns, wie Ihr wollt. Während wir ſchliefen, iſt der Knabe verſchwunden.“ Der König rief die Königin und ſprach: „Siehſt du jetzt, wie recht ich hatte? Er konnte ſeinem Geſchicke nicht entfliehen, und dafür können dieſe Braven nicht, ſo will ich ihnen verzeihen.“ Und er begnadigte die Hauptleute.

Der Knabe wanderte indeſſen Tag und Nacht und kam in eine Höhle, wo ein Einſiedler hauſte. „O, heiliger Vater“, rief er, „ich habe den rechten Weg verloren, willſt du mir ſagen, welche Richtung ich einſchlagen muß?“ — „Was ſoll ich dir ſagen, mein Sohn? Doch höre, was du thun kannſt. Gehe zu meinem ältern Bruder, er wohnt weiterhin, der kann dich beſſer berichten als ich.“ Wie er zu dem andern Einſiedler kam, fragte ihn der, was er ſo einſam da herumſtreife, und der Knabe erzählte ſeine Geſchichte. Der Einſiedler ſprach ihm Muth ein, beſchrieb ihm einen Weg zu der Hütte eines Zauberers, der alles verſchlang, berichtete ihm, wie der Zauberer eine Tochter habe, und gab ihm ein Brot. „Geh“, ſagte er, „geh und ſprich mit dieſer Tochter, denn die verſteht Latein.*“

* D. h. iſt gar klug.

Der Knabe ging weiter. Die Tochter des Zauberers kam gerade vom Waſſer; wie ſie den Jüngling ſah, rief ſie ihn an: „Schöner Jüngling, ſag', was machſt du hier?" Und auch ihr erzählte er ſeine Geſchichte und bat ſie flehentlich um ihre Hülfe. „Gern", ſagte das Mädchen, „gern will ich dir helfen, aber wirſt du mich zur Frau nehmen?" Der Jüngling ſagte das zu und wollte ihren Namen wiſſen. „Ich heiße Bifara. Und nun ſieh dich wohl vor, bald wird mein Vater hier ſein. Einſtweilen führ' ich dich zu meiner Mutter, die iſt drinnen. Mein Vater wird dich fragen, ob du bei ihm bleiben willſt, und dann wird er von dir verlangen, dieſen Berg da in einer Stunde zu ebnen, darauf zu ſäen, zu ernten, zu dreſchen. Hat dir mein Vater die Aufgabe geſtellt, ſo mußt du ſprechen: «Berg, ſo hoch du biſt, eben mußt du werden.» Darauf wird er dir einen Baum zeigen, hoch bis in die Wolken, von dem ſollſt du ihm das Neſt mit den Vögeln holen. Zu erſteigen iſt er aber nicht, und da mußt du ſprechen:

So hoch du biſt, neige dich itzt,
Wegen der Macht, die Bifara beſitzt.

Sieh dann hier den Ofen, den heizt mein Vater, und wenn er ſchön rothglühend iſt, wird er dich hineinſchicken, ihn auszukehren, dann ſprich nur:

So heiß du biſt, erkalte itzt,
Wegen der Macht, die Bifara beſitzt.

Jetzt gehe und ſei auf deiner Hut, ſchöner Knabe!"

Der Jüngling tritt in das Haus, dort trifft er die Mutter, die ſagt:

Geruch vom Menſchen wittert herein,
Ich freſſ' ihn auf mit Haut und Bein.

„Ach was", ſagte die Tochter, „hört die Geſchichte dieſes Knaben, er hat ſich verirrt und ſucht unſere Hülfe. Schwört mir bei Euern Zähnen, daß Ihr mir ihn nicht freßt." Das war der höchſte Schwur der Alten, und ſie ſchwor ihn der Tochter zu Liebe und ließ dann den Jüngling in eine Kiſte kriechen. Da kommt der Vater, und auch er ruft:

Geruch von Menſchen wittert hier,
Ich freſſ' ihn mit Haut und Haaren mir.

„Ach was", ſagte die Tochter neuerdings, „wer weiß, was Euch in die Naſe kommt, hier iſt nichts Derartiges." Sie gaben dem Alten reichlich zu eſſen, doch immer kam er darauf zurück:

Geruch von Menſchen wittert hier,
Ich freſſ' ihn mit Haut und Haaren mir.

Erſt als er ganz ſatt war, ſagte die Tochter: „Jetzt will ich Euch die Wahrheit ſagen, es iſt ein junger Knabe hierher verirrt, und ſchwört Ihr mir bei Euern Zähnen, daß Ihr ihm kein Leides thut, will ich ihn Euch wol zeigen, ſonſt freſſen wir ihn allein." Der Alte rief: „Laßt ihn herkommen." Er kam, und er fragte ihn: „Ei, welch ſaftiger Biſſen biſt du, wie heißeſt du denn?" — „Ich heiße Salvatore." — „So, Salvatore! Nun, Salvatore, komm und iß einſtweilen, morgen früh dann ſollſt du erfahren, was für Arbeit ich für dich habe." Der Jüngling aß, der Alte ließ ihm ein Bett bereiten, und alle legten ſich nieder, außer dem Mädchen. Das

ſetzte ſich in der Nähe nieder und hielt die Augen offen. Gegen Mitternacht rief der Alte: „He, Salvatore, jetzt ſieh, wo du bleibſt.“ Und die Alte: „He, Salvatore, jetzt ſieh, wo du bleibſt.“ Und die Tochter: „Auch ich will ihn freſſen.“ So verging die Nacht.

Beim Tagen ſagte der Alte: „Salvatore, ſiehſt du jenen Berg? Den ſollſt du mir in einer Stunde ebnen, darauf ſäen, dann ſchneiden und dreſchen: auf einer Seite das Korn, auf der andern das Stroh.“

Der Knabe gedachte der Worte Bifara's und ſagte: „Berg, ſo hoch du biſt, eben mußt du werden, und geerntet muß ſein in einer Stunde.“ Als alles vollendet war, kam der Alte herbei und ſagte: „Siehe da, welche Gewalt du haſt! Nun aber ſchaue jenen Baum!“ — „Ich ſehe ihn.“ — „Bemerkſt du, wie hoch er iſt?“ — „O gar wohl.“ — „In deſſen äußerſten Wipfel mußt du jetzt ſteigen, mir das Neſt mit den Vögeln holen.“

Der Jüngling trat vor den Baum hin und rief:

So hoch du biſt, neige dich itzt,
Wegen der Macht, die Bifara beſitzt.

Wie er darauf dem Alten das Neſt brachte, ſagte der: „Ei, welche Gewalt beſitzeſt du. Nun habe ich aber noch etwas für dich. Du mußt mir den Ofen da heizen, bis er ſchön roth wird, dann kriechſt du hinein und kehrſt mir ihn fein ſäuberlich.“ Der Jüngling fing an zu heizen, und als der Ofen zu glühen begann, rief er:

So heiß du biſt, erkalte itzt,
Wegen der Macht, die Bifara beſitzt.

Die Sache ging gut, und der Alte verwunderte ſich aufs neue. Darauf mußte er mit ſeiner Alten auf die Reiſe

und ſagte: „Ich werde eine Woche fortbleiben, du hüteſt mit Bisara zuſammen das Haus.“

Kaum waren ſie fort, ſo berieth ſich Bisara mit dem Jünglinge und ſprach: „Jetzt iſt es Zeit zu fliehen, denn mein Vater riecht zwölf, meine Mutter zehn Meilen weit, und wir müſſen einen Vorſprung haben.“ Und die Kinder flohen.

Nach acht Tagen kommen die Alten zurück, und ſchon von weitem ruft der Vater: „Bisara! Bisara!“ Aber Bisara antwortet nicht wie ſonſt. Da merkt der Alte den Braten und ſagt: „Sie ſind fort, fort ſind ſie. Nun ihnen nach, denn jetzt will ich ſie freſſen.“ Sporenſtreichs läuft er hinter den Kindern drein und entdeckt ſie auch endlich in der Ferne. Bisara ſieht ihn, wendet ſich an ihren Bräutigam und ruft: „Schöner Knabe, dort kommt mein Vater! Doch ſei ohne Sorge, ich verwandle mich in einen Gärtner und dich in eine Kohlpflanze.“ Keuchend kommt der Alte an und findet den Gärtner: „He, Gevatter Gärtner, habt Ihr nicht einen Jüngling mit einem Mädchen vorbeigehen ſehen?“ Der Gärtner antwortete: „Ich verkaufe Kohl, Kraut und Rüben!“ Und der Alte kehrte wieder um. Seine Frau fragte ihn, was er ausgerichtet, er erzählte ihr von dem Gärtner und dem Kohl. Da rief voll Zorn die Alte: „O, warum brachſt du die Kohlſtaude nicht entzwei? Hätteſt ihn mitten durchgebrochen.“ — „Daran hab' ich nicht gedacht“, war die Antwort des Alten. „Laß mich jetzt gehen“, ſagt die Frau und läuft wie der Wind hinter den Flüchtlingen her, ihr Kind zu tödten. „Schöner Knabe, meine Mutter kommt. Doch ſei ohne Furcht, ich verwandle mich in einen Bach und dich in einen Aal.“ Wie die Alte ankommt, konnte ſie den Aal nicht

fangen, verwünſchte ihre Tochter und rief: „So möge er für immer deiner vergeſſen!“ Darauf machte ſich der Alte wieder auf die Beine, fand aber eine Kapelle, mit einem Prieſter drinnen, auf dem Wege. Er fragt: „Gevatter, habt Ihr einen Jüngling und ein Mädchen hier vorüberziehen ſehen?“ — „Wenn Ihr die Meſſe hören wollt, ſo tretet ein, es iſt eben eingeläutet.“ Da rief auch der Alte im hellen Zorn: „So möge er für immer deiner vergeſſen.“ Wie er fort war, ſagte das Mädchen traurig zu dem Knaben: „O, Salvatore, du haſt gehört, welche Verwünſchung meine Aeltern über mich ausgeſprochen haben, ſag', wirſt du meiner vergeſſen?“ —

So erreichten ſie die Stadt des Königsſohnes, er ließ ſeine Braut vor den Thoren warten, um ſie mit aller Herrlichkeit ſeinen Aeltern vorzuführen, und ſie ſprach:

Ich warte hier allein
Sitzend auf dieſem Stein.
Küßt deine Mutter dich,
Vergißt du mich ...

Er ſchwur ihr, daß er ſie nie vergeſſe, und geht nach dem Schloſſe des Königs. Die Mutter, voller Glückſeligkeit, umarmt und küßt ihn, und Biſara war vergeſſen. War vergeſſen, und der Königsſohn ſuchte ſich eine neue Braut. Die einſame Biſara fühlt das in ihrem Herzen, und ſie fertigt zwei Puppen, gibt ihnen Sprache in den Mund und geht, ſie zu verkaufen, vor dem Schloſſe auf und ab, immer rufend: „Wer kauft ſprechende Puppen? Wer kauft ſprechende Puppen?“ Wie der Königsſohn den Ruf hörte, ließ er das Mädchen hereinkommen und ſprach: „Laß mich hören, was deine Puppen erzählen können.“ Und die Puppen erzählten

haarklein alles, was er und ſie durchgelebt: die Geſchichte von Salvatore und Bifara, zuletzt auch das Sprüchlein, da Bifara auf dem Steine ſaß und ſang:

Ich warte hier allein
Sitzend auf dieſem Stein.
Küßt deine Mutter dich,
Vergißt du mich.

Da kehrten dem Königsſohn die entflohenen Gedanken zurück; er erkannte Bifara, warf ſich an ihre Bruſt und küßte ſie. So wurde Bifara ſeine Frau.

Sie lebten glücklich eins im andern
Und wir, wir müſſen barfuß wandern.

Die kluge Kathrin.

Man erzählt, daß einmal ein reicher Kaufmann war, der hatte eine Tochter, die, kaum der Wiege entwachſen, ſo klug wurde, daß alle und über alles nur immer zuerſt ihre Meinung wiſſen wollten. Der Vater hatte ſeine Freude an dem Mädchen und nannte ſie nur: die kluge Kathrin. Sie ſtudirte bald alle Dinge der Welt, die hohen wie die niedern, wußte alle Sprachen und hatte bald alle Bücher, die geſchriebenen wie die gedruckten, geleſen.

Da ſtarb ihr die Mutter. Der Kummer des Mädchens war ſo groß, daß ſie ſich in ihre Kammer verſchloß und nicht mehr herauswollte. Sie aß in der Kammer, weinte und ſchlief darin, und kein Vergnügen, kein Spaziergang, kein Theaterſpiel konnte ſie mehr verlocken. Wie der Vater ſeine einzige Tochter ſo in Trübſal verfallen ſah, wollte er ſeine Freunde um Rath fragen. Er berief die vornehmen Herren der Stadt und ſprach: „Ihr Herren, es iſt euch bekannt, daß ich eine Tochter habe, die mein Augapfel iſt. Nun, da ihre Mutter geſtorben, hat ſie ſich eingeſchloſſen wie die Schnecke in ihrer Schale und ſteckt nicht einmal ihre Naſenſpitze heraus. Was iſt zu thun?“

Die Freunde sagten: „Alle Welt kennt Euere Tochter wegen der gar großen Klugheit, die ihr geworden. Wie wär's also, wenn Ihr derselben eine große Schule errichtetet? Gewiß würde sie im Unterrichten die gewünschte Zerstreuung finden.“ Das leuchtete dem Vater ein; er rief die Tochter und sagte zu ihr: „Mein liebes Kind, weil du auch gar keine Zerstreuung hast, bin ich gesonnen, dir eine Schule einzurichten, wovon du die Regentin sein sollst. Was meinst du?“ Der Vorschlag gefiel der Tochter, und wie die Bauleute kamen, war sie selbst mitten unter ihnen, den Bau zu leiten, denn auch davon verstand sie genug. Die Schule ward bald fertig, und nun ließ sie bekannt machen: „Freie Schule bei der klugen Kathrin.“

Da kamen die Kinder, Knaben und Mädchen, und sie setzte sie bunt durcheinander ohne Unterschied des Standes. Da half keine Einrede: der Bettlerssohn wurde neben den Grafensohn gesetzt, nach dem Sprichwort: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst.“ So begann der Unterricht. Sie lehrte alle gleich, und wer seine Aufgabe nicht wußte, bekam Schläge mit einer Peitsche, woran eine Bleikugel befestigt war.

Ihr Name war auch bis zum Königsschloß gedrungen, und der Königssohn beschloß, ihre Schule zu besuchen. Mit prächtigen Kleidern angethan, kommt er zur klugen Kathrin; aber er bekommt einen Platz wie alle andern. Und als er auf eine Frage, die sie ihm stellte, keine Antwort wußte, bekam er auch eine Ohrfeige wie alle andern, so stark, daß er meinte, die Wange müsse ihm verbrennen.

Beschämt und zornig eilt er zu seinem Vater, dem Könige, und bittet ihn und sagt: „Herr Vater, ich will

mich verheirathen, erweiſt mir die Gnade und laßt mich die kluge Kathrin zur Frau nehmen." Der König befiehlt, den Vater des Mädchens zu rufen, und wie der hört, um was es ſich handelt, ſagt er: „Herr König, Ihr habt nur zu befehlen, aber bedenkt, ich bin nur ein Kaufmann und Euer Sohn iſt königlichen Blutes." — „Das thut nichts", ſagte der König, „mein Sohn will ſie und das iſt genug."

Der Vater geht nach Hauſe und ruft Kathrin: „Kathrin, der Sohn des Königs will dich zur Frau haben. Was meinſt du dazu?" Kathrin war aber damit einverſtanden. Acht Tage lang rüſtete man zur Hochzeit, zwölf Mädchen waren die Brautjungfern; die königliche Kapelle ward geöffnet, und ſo wurden ſie bald ein Paar.

Nach der Trauung befiehlt die Königin den zwölf Mädchen, der Braut die köſtlichen Kleider auszuziehen, damit ſie zu Bett gehen könne. Der Königsſohn aber tritt dazwiſchen und ſagt: „Ich will weder Kammerfrauen noch Kammerherren, auch keine Wachen hinter der Thür. Ich will allein ſein." Als ſie allein waren, fragt er: „Kathrin, denkſt du der Ohrfeige noch, die du mir gegeben, und bereuſt du ſie?" Sie antwortet kecklich: „Was doch ſoll ich ſie bereuen? Wenn Ihr wollt, könnt Ihr eine zweite haben." — „Was, du haſt ſie alſo nicht bereut?" — „O, nicht einmal im Traume." — „Und willſt du ſie nicht bereuen?" Sie fragte: „Ja, mit wem ſprichſt du denn eigentlich?" Da wurde der Prinz zornig und rief: „Ich will dir zeigen, mit wem ich ſpreche und wer ich bin." Und er nahm einen Strick, ſie in ein finſteres Loch hinabzulaſſen. Ehe er dies that, fragte er ſie nochmals: „Kathrin, bereue jetzt, oder ich laſſe

dich in dieſes Loch hinab!" — „O, immer zu", rief Kathrin voller Muth, „da drunten iſt's gewiß friſcher." Da ſagte er weiter kein Wort, und ließ ſie in das Loch hinunter, und gab ihr nichts als einen Tiſch, einen Stuhl, einen Krug Waſſer und eine Schnitte Brot.

Am andern Morgen kommen Vater und Mutter, um dem jungen Paar nach des Landes Sitte einen Guten Morgen zu wünſchen. Der Königsſohn aber ruft: „Niemand darf eintreten, Kathrin iſt krank." Dann öffnet er das Loch und fragt hinab: „Nun, wie haſt du die Nacht verbracht?" Und von unten klingt es herauf: „O, friſch und angenehm!" — „Denkſt du der Ohrfeige, die du mir gegeben haſt?" — „Denkt nur an die, die Ihr noch kriegen werdet."

Wie zwei Tage um waren, fühlte ſie großen Hunger, und da ſie nicht wußte, was thun, zieht ſie das Blankſcheit aus ihrem Leibchen und fängt an, damit ein Loch in die Mauer zu graben. Sie gräbt und gräbt und ſieht nach vierundzwanzig Stunden das Tageslicht ſchimmern. Da war ihre Freude groß, ſie wurde aber bald noch größer, als ſie durch das Loch, wie ſie es vergrößert, den Schreiber ihres Vaters vorbeigehen ſieht, Don Tommaſo. „Don Tommaſo", ruft ſie, und wieder: „Don Tommaſo!" Der ſchaut ſich um und vermag ſich nicht zu erklären, wie die Stimme aus der Mauer kommt. „Don Tommaſo, ich bin die kluge Kathrin, geht und ſagt meinem Vater, daß ich ihn augenblicklich ſprechen muß."

Der Vater kommt eiligſt in Begleitung des Schreibers herbei, der ihm das Loch zeigt, und die Tochter ſagt: „Das Schickſal, lieber Vater, hat mich in dieſes Loch verbannt; aber laßt einen Gang von unſerm Hofe

bis hierher graben, laßt seine Decke mit Balken stützen und hängt alle zwanzig Schritte eine Lampe auf. Ich weiß schon, was ich zu thun habe." Der Gang war gemacht, und nun schickte ihr der Vater alle Tage köstliche Speisen in Hülle und Fülle. Der Königssohn aber schaute jeden Tag dreimal hinab und rief: „Kathrin, bereust du die Ohrfeige, die du mir gegeben hast?" Sie rief dagegen: „Was ist da zu bereuen, denkt lieber an die, die Ihr noch kriegen werdet."

Kaum wie er das Loch geschlossen hatte, ging sie zu ihrem Vater hinüber und hatte den Königssohn dergestalt zum Narren. Die Sache wurde ihm allmählich unheimlich und er beschloß, abzureisen. Er öffnete das Loch und sagte: „Kathrin, ich gehe jetzt nach Neapel, hast du mir nichts zu sagen?" — „Viel Vergnügen, macht Euch lustig, und vergeßt mir nicht Euere Ankunft zu melden. Aber Ihr wißt, was man sagt: «Siehe Neapel und stirb» — daß Ihr mir ja nicht sterbt." — „Ich soll also fortgehen?" fragte der Prinz. — „Was, Ihr steht noch immer oben? Ich wähnte Euch schon auf der Reise." Da ging er fort.

Kaum war er gegangen, läuft Kathrin zu ihrem Vater und sagt: „Lieber Vater, jetzt müßt Ihr mir helfen. Ich brauche ein Schiff, Kammermädchen, Kleider und Schmuck, das alles schickt Ihr schleunigst nach Neapel. In Neapel soll man mir einen Palast miethen, gegenüber dem königlichen Schlosse, und soll auf mich warten." Der Vater bereitete alles nach Wunsch der Tochter, und das Schiff ging ab. Unterdessen befiehlt der Königssohn eine schöne Fregatte, schifft sich ein und segelt gen Neapel. Wie die kluge Kathrin von der Terrasse ihres Vaters aus sah, daß der Königssohn abreiste,

beſteigt ſie eine Brigantine und iſt vor ihm in Neapel, denn die Brigantine ſegelte ſchneller als die Fregatte.

Angekommen, zieht ſie ihre ſchönſten Kleider an und ſpaziert vor dem Palaſte auf und ab. So that ſie es jeden Tag, bis ſie der Königsſohn ſah und ſich alsbald in ſie verliebte. Er ſchickte einen Boten zu ihr, der mußte ſagen: „Schöne Frau, ſo Ihr es erlauben möchtet, würde Euch der Königsſohn wol beſuchen.“ Sie antwortet: „Wenn es ihm gefällig iſt, mag er kommen.“ Er kam und war voller Artigkeiten gegen ſie und begann ein Geſpräch: „Sagt mir, Frau, iſt Euer Herz noch frei?“ Sie antwortet: „Es iſt noch frei, aber das Euere?“ — „Auch dieſes iſt frei. Und nun hört, was ich Euch ſage: Ihr gleicht ſo ganz einem Mädchen, das ich in Palermo liebte, und ich möchte Euch zur Frau haben.“ Die Frau ſagte Ja, und nach acht Tagen wurde die Hochzeit gefeiert.

Die Zeit verging raſch, und ein Knäblein erblickte das Licht der Welt, das war ſo ſchön wie die Sonne. Sein Vater fragte: „Welchen Namen geben wir dem Kinde?“ — „Neapel“, antwortete die Frau, und ſo wurde er Neapel genannt.

Nach zwei Jahren will der Königsſohn abreiſen, und trotz des Zürnens ſeiner Frau führt er ſeinen Vorſatz aus. Vor der Abreiſe jedoch ſchreibt er ihr einen Brief, worin er ſagt, daß das Kind als ſein Erſtgeborener mit der Zeit König werden ſolle. So ging er nach Genua. Schnell ſchreibt ſie ihrem Vater, er ſolle eine Brigantine mit Möbeln, Kleidern, Kammerfrauen und allem Nöthigen nach Genua ſchicken, ſolle ein Haus gegenüber dem königlichen Schloſſe miethen und ſie erwarten laſſen. Der Vater war der Tochter zu Willen und ſchickte alles nach

Genua. Sie fährt mit einem Schnellſegler dem Königsſohn voraus und richtet ſich noch vor ihm in dem neuen Hauſe ein.

Kaum ſieht der Prinz die königlich gekleidete Frau, die in Schmuck und Reichthum einherging, rief er verwundert aus: „Bei allen Himmeln, dieſe gleicht aufs Haar der klugen Kathrin.“ Und wieder ſchickt er einen Diener zu ihr, mit der Bitte, ſie beſuchen zu dürfen. Sie erlaubt es, und er kommt und fragt die alte Frage: „Seid Ihr noch frei?“ — „Ich bin Witwe“, antwortet Kathrin, „und Ihr?“ — „Ich bin Witwer und habe einen Sohn. Ich ſehe Euch an und Ihr gleicht aufs Haar einer Frau, die ich in meiner Heimat kannte!“ — „Da iſt nichts zu verwundern, ſieben müſſen ſich auf dieſer Welt einander gleichen.“ Kurz, in acht Tagen waren ſie ein Paar.

Die Monate verfloſſen, und wie die Stunde der Geburt kommt, wird ihr ein Knabe, ſchöner noch als der erſte war. Und wie der Prinz fragte: „Welchen Namen geben wir dem?“ ſagte ſie: „Genua“, und ſo wurde er Genua getauft.

Doch kaum ſind zwei Jahre um, ſo hält es den Königsſohn nicht länger und er will abreiſen. „Aber wie möget Ihr mit einem Wickelkind abreiſen!“ fragte ſie. — „Das laſſ' ich dir und einen Zettel, worauf ich kundthue, daß es mein Kind und zwar der Kronprinz iſt.“ So rüſtete er ſich zur Abreiſe nach Venedig. Inzwiſchen hat die kluge Kathrin ſchon an den Vater geſchrieben und ihn um die neue Sendung gebeten, und ſie erreicht auch Venedig in ihrer Brigantine ſchneller als der Prinz mit ſeiner Fregatte, und richtet ſich ein.

Wie ſich der Königsſohn ein wenig in der Stadt

umthut, ſieht er an einem Fenſter die Frau ſitzen, ſtaunt und ruft: „Bei allen Himmeln, dieſe gleicht ganz und gar der klugen Kathrin! Wie geht das zu? In Neapel dieſelbe, in Genua dieſelbe, und jetzt wieder hier! Aber nein, wie wäre das möglich? Kathrin liegt im Loche, jene iſt in Neapel und die dritte in Genua ... und doch, und doch gleicht ſie allen Dreien.“ Er ſchickt ſeinen Boten, beſucht ſie und ſagt zu ihr: „Das iſt mir doch zu ſonderbar: Ihr gleicht einer Frau, die ich in Palermo, in Neapel und in Genua kennen gelernt!“ — „Da iſt nichts Sonderbares“, antwortete ſie, „ſieben müſſen ſich auf dieſer Welt einander gleichen.“ Wiederum fragt er, ob ſie frei ſei, und wie ſie ihm ſagt, ſie wäre Witwe, ſagt er, er ſei Witwer und habe zwei Kinder. Nach acht Tagen haben ſie ſich geheirathet.

Da auch diesmal die Zeit erfüllt war, bekam ſie eine Tochter, ſchön wie ein Stern. Der Prinz fragt: „Wie nennen wir die?“ Kathrin antwortet: „Venezia.“ Und ſo geſchah es.

Zwei Jahre waren vergangen, da ſagte eines Tages der Prinz: „Weißt du was? Ich denke, meine Reiſe iſt beendigt, ich kehre am beſten wieder nach Palermo zurück und laſſe dir einen Schein, daß dieſe da meine Tochter und zwar königliche Prinzeſſin iſt.“ Kathrin mochte ſich ſträuben, wie ſie wollte, er reiſte ab; aber ſie reiſte ihm hintennach. In Palermo angekommen, geht ſie in das Haus ihres Vaters, geht durch den unterirdiſchen Gang und kriecht in das Loch. Der Königsſohn kommt an, ſein erſter Gedanke iſt natürlich, nach Kathrin zu ſchauen. Er ruft hinab: „Kathrin, wie geht's dir?“ Und ſie von unten: „Gut, ganz gut.“ — „Haſt du die Ohrfeige bereut, die du mir gegeben haſt?“

— „Was sprichst du nur von der? Denke nur an die, welche du noch zu kriegen hast.“ — „Kathrin, bedenke dich wohl! Ich werde mich verheirathen!“ — „Verheirathet Euch, mit wem Ihr wollt, kein Mensch hält Euch ab.“ — „Aber bedenke, so du bereust, bist du wieder meine Frau.“ Aber Kathrin antwortet: „Ich habe nichts zu bereuen.“

Da also gar kein Mittel anschlägt, sie zu bekehren, beschließt er, sie für todt zu erklären und sich neuerdings zu vermählen. Er schickt Boten in alle Welt, um die Bilder aller heirathsfähigen Prinzessinnen zu haben. Die Bilder kommen und er findet, daß die Tochter des Königs von England die allerschönste sei. Er läßt ihr sagen, sie möge mit ihrer Mutter kommen, da er sie zur Frau nehmen wolle.

Es kommen die Prinzessin und ihr Bruder und werden im königlichen Schlosse empfangen. Wie das Kathrin vernimmt, läßt sie für ihre drei Kinder Neapel, Genua und Venezia schöne königliche Kleider machen, und am nächsten Tage, wo die Trauung stattfinden sollte, kleidet sie sich als Königin, was sie auch in Wirklichkeit war, an, nimmt Neapel, der als Kronprinz, und Genua und Venezia, die als Prinz und Prinzessin geschmückt waren, setzt sich in die Galakutsche und fährt vor das Schloß. Den Kindern sagt sie: „Wenn ich Euch sage: küßt Euerm Vater die Hand, so geht hin und thut also.“ So traten sie ein.

Der Königssohn saß auf dem Throne; sie ruft: „Neapel, Genua und Venezia, küßt Euerm Vater die Hand!“ und läßt sie vorgehen. Der Königssohn erstarrt vor Schreck und ruft: „Ah, das also ist die versprochene Ohrfeige, nun, sie ist stark genug.“ Steigt aber vom

Thron hinunter und drückt die Kinder an ſein Herz. Die Prinzeſſin von England ſtand da wie aus den Wolken gefallen, und reiſte andern Tages wieder ab.

Kathrin hat ihrem Manne das ganze Geheimniß erzählt, und er konnte nichts anderes thun, als ſie um Verzeihung zu bitten für die vielen Kümmerniſſe, die er ihr bereitet, und von dem Tage an liebte er ſie in Treuen.

So lebten ſie glücklich und zufrieden,
Uns iſt auch nicht ein Bißlein beſchieden.

Der Albaneſe.

Man erzählt von einem Kräuterſammler, dem war das Glück ſo abhold, daß er nicht einmal mehr Kräuter finden konnte und nicht wußte, wovon leben. Er hatte aber drei Töchter, wovon die jüngſte Roſa hieß. Zu dieſer Roſa ſagte er eines Tages: „Willſt du nicht mit mir kommen, um Kräuter zu ſuchen, vielleicht bin ich glücklicher mit dir.“ So ging die Tochter mit ihm. Aber ſo ſehr auch ſie ausſchaute, ſie konnte nichts finden. Endlich bemerkte ſie einen großen Pilz und faßte ihn, um ihn auszureißen. Sie ſtieß jedoch auf Widerſtand, der Pilz war tief in den Boden hineingewurzelt, und allein vermochte ſie nicht, ſeiner Herr zu werden. Sie rief den Vater herbei, und beide vereint ſtrengten ſich jetzt an, den Pilz aus dem Boden zu reißen. Sie ziehen und ziehen, und ziehen einen Albaneſen am Ohr aus dem Boden hervor, der ruft ſie an: „Was macht ihr zwei hier?“ Sie entſchuldigen ſich, daß ſie ſeit langer Zeit ſchon an einem Pilz gezogen und ihn nicht haben beleidigen wollen. Der Albaneſe hört nicht weiter darauf, ſondern fragt den Alten: „Willſt du mir wol deine ſchöne Tochter hier laſſen? Siehe, ſie wird es bei mir gleich einer Königin haben, denn hier unten bewohne ich einen prächtigen Palaſt.“ Der

Vater konnte nichts als Ja ſagen, und auch die Tochter ſagte alsbald Ja. Darauf ſchenkte der Albaneſe dem Vater einen Beutel mit Goldſtücken, und Roſa trug ihm auf, ihre Schweſtern zu grüßen. „Haſt du noch Schweſtern", fragte ſie der Albaneſe, „und wieviel?" — „Zwei", antwortete das Mädchen. — „Dann mögen ſie, wenn ſie dich ſehen wollen, nur immer hierher kommen." Der Kräuterſammler ging vergnügt nach Hauſe und erzählte ſeinem Weibe, was da geſchehen war.

Roſa betrat mit dem Fremden einen unterirdiſchen Gang und bald darauf einen Palaſt, in welchem Gold, Silber und Edelſteine in Fülle umherlagen, und er ſagte zu ihr: „Alles, was du da ſiehſt, iſt dein, ſo du mir in Treuen ergeben bleibſt und thuſt, was ich dir befehle." — „Das will ich thun", antwortete das Mädchen. Nun aßen ſie und tranken, und nach drei Tagen ſprach der Albaneſe: „Ich muß für einige Zeit von Hauſe fort. Ich laſſe dir dieſe Hand von friſchem Fleiſche, die verſpeiſeſt du, während ich fern bin; thuſt du es nicht, ſo biſt du verloren."

Wie Roſa allein iſt, ſchaut ſie die Hand an, aber es erfaßt ſie ein Grauen, ſie zu verſpeiſen. So zerſtampft ſie dieſelbe in einem Mörſer und wirft ſie in ein Loch. Die erſte Frage des Albaneſen, wie er zurückkehrt, iſt: „Roſa, aßeſt du die Hand?" Zitternd antwortet ſie: „Ja, ich aß ſie!" Da ruft er: „Hand, Hand, Händchen mein, ſag', wo ſteckſt du?" Und die Hand antwortete: „Hier im Loche." — „So haſt du alſo meinem Befehle nicht gehorcht? Nun empfange die Strafe." Und mit einem Rucke reißt er ihr den Kopf ab und ſchleudert ihn und den Leichnam in eine Kammer auf einen Haufen zu den andern.

Einmal kam der Vater beim Kräuterſammeln wieder an jenen Ort, der Albaneſe erſcheint und ſagt ihm: „Deine Tochter iſt wohlauf und wohnt in einem goldenen Palaſte, aber ſie bittet dich, ihr die andere Schweſter zur Geſellſchaft zu ſchicken.“ Der Vater verſprach, andern Tages ihm ſeine Tochter Kathrin zu bringen, und wieder empfing er einen Beutel Goldes. Wie er nach Hauſe kommt, freut ſich dieſe über die Kunde von Roſa, und daß Kathrin ihr Glück theilen ſolle, und gibt ihm die andere Tochter gern mit.

Kathrin ſtieg in die Oeffnung hinein und hinab in das Loch. Hier ging alles wie mit der erſten: er ließ ihr bei ſeiner Abreiſe die Hand und gab ihr den gleichen Befehl. Aber auch Kathrinen war es unmöglich zu gehorchen, und ſie mußte ihr Leben laſſen.

Wie der Kräuterſammler zum dritten male an den Ort kam, nahte ihm der Verſucher aufs neue und forderte die dritte Schweſter, welche Antonia hieß, gab ihm einen dritten Beutel, und der Vater brachte ihm auch Antonia. Antonia aber war eine von den ſiebentauſend Gewitzigten, und als der Albaneſe auch ihr die Hand zurückließ, dachte ſie fein nach, wie ſie aus dem Dinge kommen könne. Sie nimmt die Hand, bindet ſie ſich auf den Leib, und als der böſe Geiſt zurückkommt und fragt: „Händchen, wo biſt du?“ antwortet dieſe vom Bauche des Mädchens her: „Hier bin ich!“ Da meint er, Antonia habe ſie gegeſſen, und weil er ſie ſo gehorſam findet, ſchüttet er ihr ſein Herz aus und ſagt ihr alle Geheimniſſe deſſelben, auch gibt er ihr die Schlüſſel zu allen Zimmern und zu der Schatzkammer, wo der Herrlichkeiten ſo viele lagen, daß es eine Pracht war.

Einmal, da ſie allein war, erſchließt ſie alle Zimmer

und kommt an eins, das ganz voll menſchlicher Körper war: Körper von Kaiſern, Königen, Prinzen und Fürſten, Männern und Frauen, und darunter lagen auch ihre beiden Schweſtern mit abgeriſſenen Köpfen. Sie begann zu klagen und zu jammern, erblickt aber ein Gefäß mit einer Salbe, ſie nimmt von der Salbe und beſtreicht damit den Hals der Todten, und beide kommen wieder ins Leben zurück. So belebt ſie nach und nach alle Todten, die da lagen, die ihr Leben durch den Albaneſen verloren hatten, aber durch ein Wunder immer friſch geblieben waren, als wären ſie eben erſt geſtorben. Da entſtand ein buntes Gewirr, und die Freude der zum Leben Erwachten kann man gar nicht erzählen. Alle drängten ſich zu ihrer Retterin: dieſer wollte ſie zur Frau, jener zur Tochter, ein dritter zur Schweſter, ein vierter zur Mitherrſcherin über ſein Reich, kurz, jeder wollte ihr etwas Liebes erweiſen. Endlich kam man überein, daß Antonia die Tochter des Königs von Portugal ſein ſollte, und ſo geſchah es. Darauf luden ſie alle Schätze des Böſen auf und entflohen.

Wie vom Blitz getroffen ſtand der, als er nach Hauſe kam, die Todten entflohen und die Schätze entführt fand. Was ſollte er thun? Er ſann auf einen Betrug, und weil er ein ſchlimmer Zauberer war, gelang er ihm auch. Er ſchloß ſich in einen Glasſchrein ein und ließ ſich nach Portugal tragen und ausrufen: „Seht doch, welch ſchöne Statue! Wer will ſie kaufen?“ Der König und ſeine neue Tochter ſchauen gerade zum Fenſter heraus, als der Händler vorübergeht, er fragt das Mädchen: „Antonia, wollen wir die Statue kaufen?“ Dieſe, als ob ihr eine Ahnung durchs Herz zöge, ſagte weder Ja noch Nein, aber der König kaufte ſie doch und ließ den Glasſchrein im Zimmer

der Tochter aufſtellen. So kommt die Nacht, und der Albaneſe, der ſich von innen eingeſchloſſen, ſuchte jetzt heraus und an das Mädchen zu kommen, um ihr Böſes anzuthun. Bei dem erſten Geräuſch erwachte ſie jedoch und rief die Diener. Die kommen, finden aber nichts und gehen wieder. Das Geräuſch läßt ſich von neuem hören, und ſofort auch ruft ſie wieder die Diener. Sie kommen und finden alles in Ordnung, auch die Statue ſteht wie aus Marmor gemacht. Endlich beim dritten male bemerkt ſie doch, wie die Statue ſich bewegt. Auf ihr Geſchrei kommen alle Leute herbei, denen befiehlt ſie jetzt, die Statue an Händen und Füßen zu packen und in einen eiſernen Käfig zu ſperren. Davon bekamen alle die, welche der Böſe einſt ſo arg behandelt, Kunde und eilten nach Portugal, ihn im Käfig zu ſehen und ihre Wuth an ihm auszulaſſen. Sie tractirten ihn mit Worten und Stößen ſo arg, daß er ſeine ſchwarze Seele aufgeben mußte. Dann feierte man ein großes Feſt.

Das Märchen vom ſprechenden Bauche.

Man erzählt: Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten einen einzigen Sohn, den hätte der Vater gern verheirathet, aber der Sohn wollte nicht und fand immer die Entſchuldigung: „Herr König, ich bin noch zu jung.“ So oft der König auch von der Heirath ſprach, immer aufs neue bekam er die Antwort: „Ich bin noch zu jung.“ Als der König nun gar nicht nachließ und immer mehr in den Sohn drang, glaubte dieſer einen Ausweg gefunden zu haben und verſprach, ſeinem Vater zu Willen zu ſein, wenn er ihm eine Frau verſchaffe, die mit dem Bauche reden könne.

Da rief der König die Weiſen des Landes zuſammen und ſprach: „Ihr wißt, mein Sohn ſoll heirathen, er will es auch, verlangt aber eine Frau, die mit dem Bauche reden könne. Die Frau muß herzu, denn ich kann mein Reich nicht in fremde Hände fallen laſſen. Rathet mir alſo, wo finde ich ſie?“ Es erhob ſich ein alter Weiſer und ſprach: „Heilige Krone, mein Rath iſt der: ſchickt zwölf Edelleute und zwölf Maler in die weite Welt hinein, alle Länder ſollen ſie durchſchweifen; der geht nach Portugal, jener nach Spanien, ein anderer nach England und ſo fort. Welcher von ihnen die Frau

findet, die mit dem Bauche redet, der malt sie und bringt Euch das Bild. Gefällt dies Euerm Sohne: gut! Gefällt's ihm nicht, nun so hat man gethan, was man thun konnte."

Hierauf erging ein Befehl des Königs, daß zwölf Große des Landes, jeder von einem Maler begleitet, abreisen und sich über die Welt vertheilen sollten: einer da-, der andere dorthin!

Einer der zwölf nun, es war der Fürst von Butera, nimmt sich einen guten Maler, ruft seine Diener, sitzt zu Pferd und reist noch selbigen Tages ab. Wie er unterwegs ist, kommt ein böses Wetter mit Regen und Wind, vor lauter Nebel verlieren sie die Straße und finden sich mit einem mal in einem dichten Walde. Die Diener verlieren sich von ihrem Herrn, und dieser irrt allein mit dem Maler weiter. Wie sie an das Ende des Waldes kommen, sehen sie einen Alten, der hackt di Erde, und der Fürst ruft ihm zu:

„Sei gegrüßt, du Mann der Erde!"

Worauf der Alte antwortet:

„Willkommen, Mann der Kriegsbeschwerde!"

„Was machen die Zwei?"

„Bald gehn sie zu Drei."

„Und die aus der Weite?"

„Sind kurz, mir zu Leide."

„Auf den Bergen liegt Schnee?"

„Zeit wär' es, meine ich, mehr als je."

Dann legt der Alte die Hacke weg und führt den Fürsten und den Maler nach seiner Hütte. Drinnen saß die Tochter und webt, und der Fürst ruft ihr beim Eintreten zu: „O Mädchen, das Leinen webet ...."

Sie antwortet: „O Ritter, sieh, was dir schwebet!"

Und der Vater fragte sie: „Wo ist die Mutter?"

Das Mädchen antwortet: „Sie ging zu zeigen das Licht der Welt einem, der's nie noch gesehen hat."

„Und deine Großmutter?"

„Erweiset einem Ehren, der keine mehr empfangen kann."

„Und was machst du?"

„Ich lasse tanzen, ohne zu spielen." — *

Dann sagt der Vater zum Fürsten: „Ihr müßt Euch begnügen mit dem, was Ihr zu essen findet, wenig genug." Die Mutter und die Großmutter kamen nach Hause, und man setzt sich zu Tische. Während sie aßen, flüstert der Prinz dem Maler zu: „Wenn deren Bauch spräche, so wäre sie wol eine Frau für den Königssohn, denn sie hat keinen Makel." Darauf ging man zur Ruhe. Die Mutter des Mädchens hatte aber vergessen, dem Fürsten den Zunder zurechtzulegen; wie er nun in der Nacht aufsteht, die Kerze anzuzünden, tastet er vergeblich danach umher. Er sucht und sucht und geräth im Dunkeln auch in das Zimmer des Mädchens, und beim Herumfühlen tastet er unversehens auf ihren Leib. Er erschrickt, denn der Bauch fängt alsbald an zu sprechen: „Rühr' mich nicht an, ich bin des Königs!" Er zieht die Hand zurück und streift ihn wieder, und nochmal ertönt's: „Ich hab's dir gesagt: rühr' mich nicht an, ich bin des Königs!" Der Fürst geht zum Maler zurück,

---

* Dies ureinfache Räthselspiel bezieht sich anfangs auf die Beine (die Zwei), den Stock (zu Drei), die weitsichtigen, dann kurzsichtigen Augen und die weißen Haare des Alten. Die Mutter ist Kindsfrau, die Großmutter Bestatterin, die Tochter webt.

weckt ihn und sagt: „Wißt Ihr, was ich gefunden? Drinnen liegt ein Mädchen, das redet mit dem Bauche." — „Was?" rief der Maler, „die müssen wir morgen malen und das Bild dem Könige bringen."

Wirklich wird am andern Morgen das Bild gemacht, dann verabschieden sie sich von den Leuten und der Fürst sagt: „Lebt wohl, in ein paar Tagen werden wir uns wiedersehen." In der nächsten Herberge machte der Maler sein Bild fertig, der Fürst band es sich an den Hals und so ritten sie bald der Heimat zu. Nach und nach kamen auch die übrigen Edelleute mit den Malern zurück, und wie sie alle beisammen waren, stieg der König auf den Thron und berief seine Räthe. Elf Bilder hatte der Königssohn gesehen, keins wollte ihm gefallen, an jedem entdeckte er irgendeinen Fehler. Da tritt der Fürst von Butera hervor und spricht: „Mein Herr, so Euch auch dieses Bild misfällt, gibt es keine Frau für Euch." Er verbeugt sich und überreicht ihm das Bild, das er am Halse hatte. „Ja", rief der Königssohn, „diese mag mir wohl gefallen, aber spricht ihr der Bauch?" — „Ja, mein Herr." — „Nun dann wird diese meine Gemahlin."

Nun bereitete man prächtige Kleider, vier Galakutschen, und zwölf Mädchen wurden als Brautjungfern berufen. Darauf zog man aus, der Fürst, die Mädchen und die Diener, die Erkorene abzuholen. Der Alte sah die Wagen kommen, daß sie aber kamen, seine Tochter zu holen, daran dachte er nicht. Sie halten vor seiner Thür, der Fürst steigt heraus, verneigt sich vor dem Mädchen und verkündet ihr, der Königssohn wolle sie zu seiner Frau haben. Gleich auch kleiden die Kammerfrauen sie an, kämmen und schmücken sie prächtig und

heben sie in den Wagen. Sie weint vor Glück, umarmt weinend Vater und Mutter und reist ab.

Im Schlosse erwartete sie der König, die Königin und deren Sohn. Dieser bietet ihr den Arm und führt sie in den Saal, wo ein großes Fest gefeiert ward. Ehe er zu Bett geht, sagt er noch zu seiner Mutter: „Königliche Mutter, wenn meine Braut heut Abend schläft, berührt ihr, ich bitt' Euch, den Bauch, damit ich Gewißheit habe, daß dieser spreche." Die Königin versprach es ihm. Sie tritt auch nach Mitternacht, als das Mädchen in festem Schlummer liegt, in die Kammer und berührt leise ihren Bauch. Alsbald tönt es: „Rühr' mich nicht an, ich bin des Königs." Sie zieht die Hand zurück, geht zum Sohne und sagt: „Sei zufrieden, was du suchtest, hast du gefunden." So wurde am andern Tage die Hochzeit gefeiert. —

Nun waren in dem Lande des Königs zwei Kaufleute, die waren Gevattern und liebten sich einander von Herzen. Einer derselben besaß eine schöne Stute, die war tragend. Zu dem kommt der andere, bittet ihn und sagt: „Gevatter, ich muß über Land, wollt Ihr mir nicht Euere Stute vor den Wagen leihen?" Der gibt sie ihm gern, er spannt an und fährt fort. Wie er unterwegs Herberge macht, wirft die Stute im Stalle ihr Füllen. Er wartet noch zwei Tage und kehrt dann wieder nach Hause zurück. Hier angekommen, führt er die Stute in den Stall des Gevatters, das Füllen behält er bei sich.

Der Knecht sieht die Stute, läuft und berichtet seinen Herrn. „Wie", ruft dieser, „sollte mein Gevatter wirklich so schlecht an mir handeln?" Er glaubt es nicht, geht zu dem andern und sagt: „Wär' es möglich, daß

solche Geschichten zwischen zwei Gevattern geschehen konnten?" — „Was willst du denn eigentlich?" fragt der andere, „nicht deine Stute, sondern mein Wagen hat das Fohlen bekommen, darum ist es mein. Glaubst du's nicht, so verklage mich." Sie gehen zum Schulzen, vor den Richter: der Besitzer der Stute hat unrecht. Sie gehen vors Tribunal: er hat unrecht. Aus Zorn ruft er da: „Wie, dieser Schurke von Gevatter soll beweisen, daß Weiß Schwarz, Recht Unrecht sei? Jetzt geh' ich zum König!" Er geht in das königliche Schloß und findet den Königssohn. Er wirft sich vor ihm nieder und ruft: „Gnade, o Herr! Höret meine Geschichte und urtheilt selbst." Aber auch der Königssohn gibt ihm unrecht.

Da rauft er sich die Haare und beim Hinabgehen weint er bitterlich. Das hört die junge Königin, sieht ihn und begehrt zu wissen, warum er weine? Er erzählt ihr unter Thränen seine Geschichte, und sie sagt: „Gräme dich nur nicht, sei still und unbesorgt. Besuche mich durch jene geheime Treppe, droben werde ich dir sagen, was du zu thun hast." Da wurde er ruhig, ging zu der jungen Königin, das ist die, welcher der Bauch redet, die sagte ihm: „Heut Mitternacht mußt du vor das Schloß laufen und um Hülfe rufen, so laut du nur immer kannst, immerzu und immerzu. Die Wachen werden herzulaufen, der Königssohn wird ans Fenster kommen und dann läßt er dich auch hinaufholen. Dann geh' nur, und fragt er dich, was da los sei, so antworteſt du: «O, Herr, die Fische kommen aus dem Meere und klettern die Berge hinan!» Da wird er sagen: «Wie ist das möglich?» Und du antworteſt:

«Gerade ſo möglich, als wenn ein Wagen ein Fohlen wirft», und dann ſchau, wie die Sache endet."

Wie der König auf der Straße ſo gar jämmerlich Hülfe! Hülfe! ſchreien hörte, läßt er den Schreier zu ſich in den Palaſt kommen und fragt ihn: „Was haſt du? Was fehlt dir? Iſt Gefahr im Anzuge? Rede!" Der andere ſagt: „O, Herr, wir ſind verloren! Die Fiſche kommen aus dem Meere und klettern auf die Berge!" Der Königsſohn antwortete: „Dummes Zeug, wie iſt das möglich?" — „Und wie iſt es möglich, daß ein Wagen ein Fohlen wirft?" Wie der Königsſohn dies hörte, ſprach er: „Es iſt gut, das Fohlen gehört dir ... aber du haſt mit meinem Kalbe gepflügt, dieſer Speichel kam nicht aus deinem Magen."

Kaum dämmerte der Tag, ſo weckte er die junge Königin und ſagte: „Höre, weil du dich in meine Geſchäfte gemengt haſt, ſo müſſen wir uns trennen. Nimm dir aus dem Schloſſe, was dir gefällt, und gehe deiner Wege." — „Herr", antwortete ſie ihm, „Ihr müßt mir einen Monat Zeit laſſen." — „Meinetwegen auch das noch!"

Nun läßt ſie viele Arbeiter rufen: Maurer, Schmiede, Tiſchler und Maler, und befiehlt ihnen, ihr in vier Wochen einen Palaſt zu bauen, anders wie dieſer, doch dieſem gegenüber. Pünktlich wurde der Palaſt fertig, und am Vorabende des Tages, wo ſie das Schloß verlaſſen ſollte, bat ſie ihren Gemahl, noch einmal mit ihm ſpeiſen zu dürfen. Wie er zuſagt, miſcht ſie ihm einen Schlaftrunk in den Wein, ſodaß er nach kurzer Zeit feſt eingeſchlafen iſt. Darauf läßt ſie ihn in den neuen Palaſt hinübertragen.

Wie er am andern Morgen erwacht, weiß er nicht,

wo er iſt, und kann ſich gar nicht zurechtfinden. Er meint zu träumen und ſchläft wieder ein, beim Erwachen war es aber noch immer daſſelbe. Zuletzt ruft er ſeine Frau: „Heda, wo ſind wir?“ Gleichzeitig gedenkt er ſeines Befehls und wie die Friſt abgelaufen, und fragt ſie: „Biſt du noch immer hier?“ Sie antwortet: „Wie ſo denn: immer noch hier? Sagteſt du nicht, ich dürfe das mit fortnehmen, was mir gefiele? Du gefielſt mir aber am beſten und ſo habe ich dich mit fortgenommen: du biſt bei mir.“ Da lächelte der Gemahl und ſagte: „Du haſt recht. Zuerſt haſt du mich mit der Stute angeführt, jetzt mit dem Palaſt. So höre meinen Vorſchlag: nimm du Krone und Scepter und regiere das Reich ganz nach deinem Gutdünken, denn du haſt, wie ich jetzt einſehe, Verſtandes genug, dich und andere glücklich zu machen.“ Und ſo geſchah es.

Gewonnen.

Es lebte einmal eine Alte, welche eine ſchöne Enkelin hatte. Sie waren ſo arm, daß ſie nur von den Spenden guter Leute lebten, darum hieß auch das Mädchen Arm-Schönchen. Eines Tages kam ein Marktſchreier ins Haus und zwar einer von denen, die die Leute glauben machen, daß ſie die Zukunft prophezeien können, womit ſie armen Frauen das Geld aus der Taſche locken. Er machte ſich auch an Arm-Schönchen und überredete ſie, ſich von ihm weiſſagen zu laſſen. Das arme Mädchen hatte aber nichts, was ſie ihm geben konnte, als die Decke vom Boden, und da der Marktſchreier damit zufrieden war, reichte ſie ihm ihre Hand dar. Er machte das Kreuz hinein und ſagte ihr, ſie werde dereinſt den Sohn des Königs zum Gemahl bekommen. Arm-Schönchen lachte der ſonderbaren Weiſſagung, doch blieb ſie ihr im Sinne haften und ſie bewegte ſie in ihrem Kopfe hin und her.

Das Haus des Mädchens ſtand aber nicht weit vom Schloſſe des Königs, und an demſelben Tage, wo ihr die Weiſſagung geworden, ſchaute der Königsſohn zum Fenſter heraus, lachte und ſprach:

Deine Decke, die haſt du verloren,
Der Königsſohn iſt dir nicht erkoren.

Arm-Schönchen antwortete: „Wir wollen's abwarten."

Dieſer von oben und jener von unten,
Im Königsſohn hab' ich den Bräut'gam gefunden.
Ich hoffe zu Gott im Himmel droben,
Zur Königin werd' ich noch erhoben.
Ich hoffe auf Gott zu allen Zeiten,
Der Königsſohn wird mir einſt wandeln zur Seiten.

Der Königsſohn lachte zwar, aber ein Funke war ihm ins Blut gefallen und der wollte nicht auslöſchen.

Wie die Alte nach Hauſe kam und die Decke nicht mehr vorfand, raufte ſie ſich die Haare und ſchrie gar jämmerlich, ſodaß ihr der Königsſohn, um ſie zu beruhigen, eine von den ſeinen ins Haus tragen ließ. Acht Tage vergingen, und der Königsſohn dachte an weiter nichts, als Arm-Schönchen zu necken, indem er ihr jeden Tag daſſelbe Verſchen vorſagte. Dabei war aber jenes Fünkchen in ſeinem Herzen ein Feuer geworden, das hoch emporlohte und nicht mehr zu löſchen war. Da kam ſeine Mutter, welche die Geſchichte mit angehört hatte, auf den Gedanken, ihn zu verheirathen, denn die Neckerei mit Arm-Schönchen mußte ein Ende nehmen. Sie ſprach mit dem Sohne, und der Sohn verſprach, ihr zu Willen zu ſein, ſo ſie ihm ein Mädchen brächte, das Arm-Schönchen gliche. Da war nun freilich guter Rath theuer, dennoch meinte ſie einen Ausweg finden zu können.

Sie beſprach die Heirath mit einer Königstochter und ließ dieſe zu ſich ins Schloß kommen, darauf berief ſie die Alte und ſagte ihr, ſie wolle Arm-Schönchen haben, um ſie mit dem Königsſohn zu vermählen an Stelle der wahren Braut, wenn auch nur auf eine

Stunde, weil er eine Braut gewollt, die dem armen Mädchen völlig gliche. Die Alte theilte der Enkelin das Spiel mit, und die war bereit hinzugehen. Prächtig gekleidet ſtellte ſie ſich am nächſten Abend dem Königsſohne vor, der ſie für die Prinzeſſin hielt und, weil ſie das gewünſchte Geſicht hatte, heirathete.

Arm-Schönchen machte aber keine Anſtalten, ſich in die Brautkammer zurückzuziehen, ſie kannte den Befehl der Herrſcherin, ſich bei paſſender Gelegenheit zu verſtecken und die Königstochter hineinhuſchen zu laſſen, welche die wahre Braut ſein ſollte. Der Königsſohn ahnte nichts von dem Betruge, erſt wie er in die Brautkammer trat, merkte er, was geſchehen war. Da ſchrie er ſo laut er konnte: „Verrath! Verrath!“ Die Dienerſchaft kam herbeigelaufen, Arm-Schönchen wurde aus ihrem Verſteck gezogen, und die Königin-Mutter hatte das Spiel verloren. Sie machte aber eine gute Miene dazu, gab ihnen ihren Segen, und ſo wurde der Spruch Arm-Schönchen's wahr:

Ich hoffe auf Gott zu allen Zeiten,
Der Königsſohn wird mir einſt wandeln zur Seiten!

Pappelröschen.

Es war einmal ein Fürſt, der hatte eine Tochter, in die er ganz vernarrt war. Das Mädchen war von der ſanften Art, ſie liebte nicht Feſte und Vergnügungen, ſie liebte einzig einen Roſenſtock. Dieſer Roſenſtock trug jedes Jahr eine Roſe und im Kelche derſelben erwuchs ein Samenkorn. Eines Tages hatte ſie nicht Acht gegeben: es fliegt ein grüner Vogel herbei, ſetzt ſich auf die Roſe, pickt den Samen auf und ſchwingt ſich auf und davon. Das Mädchen beginnt zu weinen und klagt: „Wehe mir! Welches Unglück! Der grüne Vogel hat den Roſenſamen geraubt, ich muß den grünen Vogel haben! Ich muß den grünen Vogel haben!“ Der Vater, der vor Liebe zu ſeiner Tochter gar nicht wußte, was er thun ſollte, rief eilig ſeine Räthe zuſammen, und einer der Weiſen ſprach: „Der grüne Vogel wird ſicher wiederkommen, dann ſtellt man ein Netz. Sobald er ſich zeigt, wird er gefangen, und alles iſt gut.“ Die Diener ſtellten das Netz bei der Roſe, und das Mädchen lauſchte verſteckt. Da fliegt er herab, kommt näher, ſieht aber das Mädchen und ruft: „Weh, weh! Ich komme nicht wieder!“ Und im Fortfliegen noch: „Weh, weh! Er kommt nicht wieder!“ Das Mädchen ſtreckte die

Arme aus und rief: „Ich will den grünen Vogel haben! Den grünen Vogel!“ Doch das war vergebens, niemand konnte ihr den Vogel verschaffen.

Jetzt ließ sich das Mädchen ein Pilgergewand fertigen, hären und zwei Muscheln auf der Brust, nahm einen schwarzen Stab zur Hand und ging zur Hinterpforte des Palastes hinaus. Sie wandert und wandert, überschreitet Berge und Thäler und hat viele Abenteuer. So kam sie eines Abends schon ganz im Finstern vor eine Einsiedelei. Sie bietet dem Einsiedler durch die Thür ihren Gruß, und der ruft erschreckt: „Alle guten Geister ...“, und fängt an, sie zu beschwören. „Was thut Ihr da, meine Seele ist getauft und gefirmelt gleich der Euern“, sprach, ihn beruhigend, das Mädchen. Der Einsiedler fragte sie: „Was hast du in diesem Walde zu suchen?“ — „Mein Vater“, antwortete sie, „beging eine Sünde und ich büße für ihn. Aus Barmherzigkeit gebt mir einen Bissen Brot und Herberge für die Nacht!“ Das gab ihr der Alte gern. Das Mädchen aß, trank und legte sich auf das Moos der Einsiedelei. In der Frühe weckte sie der Eremit, sie beteten zusammen, und als sie weiter gehen wollte, schenkte er ihr ein Stücklein Wachs und sprach: „Nimm dies, meine Tochter, das dient dir, wenn du es brauchst.“ So wanderte sie ihre Straße weiter und kam im Dunkelwerden wieder an eine Einsiedelei. Sie rief vor der Thür: „Gruß im Namen Jesu und Mariä.“ Aber der Einsiedler erschrak doch und sprach: „Im Namen Gottes beschwöre ich dich!“ — „Beschwört mich nicht! Warum? Ich bin getauftes und gefirmeltes Fleisch wie Ihr.“ — „Meine liebe Tochter, was machst du zur Nachtzeit in diesem schrecklichen Walde, zwischen wilden Thieren und giftigem Ge-

würm?" — „Ach, Vater", antwortete das Mädchen, „ich habe eine große Sünde begangen und gehe, sie zu büßen. Doch gebt Ihr mir etwas zu essen?" Sie ißt, trinkt und geht dann zur Ruhe. Am andern Morgen verrichten sie in Gemeinschaft das Gebet, und wie sie weiter zieht, gibt ihr der Alte ein Stücklein Schnur und sagt: „Meine Tochter, nimm dies, das dient dir, wenn du es brauchst."

Endlich erreicht sie eine Stadt und sieht den königlichen Palast ganz mit Trauerflören umhängt. Sie fragt die Wache am Thor, was es da gebe, und die antwortet: „Es ist große Trauer, denn der Sohn der Königin ist verschwunden und man weiß nicht wohin." Da sagt das Mädchen: „Geht und bittet die Königin um ein Obdach für eine müde Pilgerin." Die Wache geht und die Königin läßt sie eintreten. Sie sieht das Mädchen und sagt verwundert: „So klein lauft Ihr in der Welt herum, wozu das?" — „O, Frau Königin", antwortet das Mädchen, „ich beging eine große Sünde und muß jetzt sieben Jahre lang Buße thun." — „Bleibe bei mir!" bat sie die Königin. „O nein, Frau Königin", antwortete die Kleine, „ich muß weiter, doch bitte ich Euch, mir zum Abschiede ein Andenken zu gewähren." — „Wähle!" sagte die Königin und ließ sie alle ihre Kostbarkeiten, Kleinode und Ringe sehen. Die Pilgerin sah einen kleinen Ring mit einem Demant drin, wählte diesen und sprach: „Dies sei das Angedenken." Den aber wollte die Königin just nicht entbehren und meinte: „Wähle alles andere und laß mir den Ring, ihn kann ich dir nicht geben, er kommt von meinem Sohne." Sie redeten hin und her, das Mädchen bestand auf seiner Wahl und versprach der Königin: „Wenn Ihr mir den laßt, so kehre ich sicher zurück." Auf dieses Versprechen

hin gab die Königin endlich nach und ließ ihr den Ring. Mit drei der Angedenken: dem Wachs, der Schnur und dem Ring, in der Taſche reiſte das Mädchen weiter.

Sie kommt an einen Berg, an deſſen Fuße ſitzt ein kleiner Sklave, den fragt ſie um ihren Weg. Wie er hört, daß ſie Obdach ſuche, ſagt er: „Steige hier die Hälfte des Berges hinan, dort wirſt du einen Palaſt finden, klopfe nur an, man wird dir aufthun.“ Sie erreichte den Palaſt, hörte aber beim Anklopfen die Stimme der Hexe von drinnen und erſchrak gar ſehr. Die Thür öffnet ſich langſam und heraus tritt ein gewaltiger Rieſe, der war ſo groß, daß ſie ihn anzuſchauen den Kopf weit zurückbiegen mußte, der fuhr ſie an: „Was willſt du hier, du Dingelchen, du? Wenn dich die Hexe hört, frißt ſie dich mit Haut und Haar.“ Und da war auch ſchon die Hexe da, ein langes, dünnes Weib, das nur von Menſchen, Schafen, Ziegen, Ochſen lebte, die ſie wie Pfefferkuchen fraß. Die bückt ſich und fragt: „Was willſt du hier? Ei, ſetzt mir doch einmal den Keſſel bei, ich will mir ſchnell ein Süppchen machen.“ Der Rieſe bittet für das Mädchen und ſagt: „Laßt das junge Blut heut Abend in Ruhe. Laßt mir das Pappelröschen gehen.“ Er nannte ſie Pappelröschen, weil ſie ſo ſchlank und fein war wie dieſe Gartenblume.

Am andern Morgen, ehe die Hexe fortging, rief ſie das Mädchen und ſprach: „Pappelröschen, putze mir die Keſſel, ich gehe aus mir Speiſe zu ſuchen. Komme ich zurück und du biſt nicht fertig, zerſchmelze ich dich im Tiegel zu Fett.“

Des Kupfers war aber ſehr viel, und wenn das Mädchen auch wie ein Bär gearbeitet hätte, nicht in zwei Tagen würde ſie es fertig gebracht haben. Darum

lehnte sie sich an das Fenster und weinte gar bitterlich. Plötzlich sah sie auf der Halde drüben den grünen Vogel, auch der Riese sah ihn und sagte: „Jetzt kannst du Hülfe haben.“ Er ging hinab und erzählte dem Vogel den Kummer des Mädchens, der rief: „Hat sie denn nicht das Stücklein Wachs? Das werfe sie ins Feuer, und was sie braucht, wird ihr werden.“ Pappelröschen wirft das Wachs ins Feuer, und augenblicks erscheinen eine Menge Riesen, die greifen in das Kupferzeug hinein: dieser nimmt einen Kessel, ein anderer einen Tiegel, jener einen Topf und so fort, und fangen an zu putzen und zu scheuern, daß das ganze Kupfer in einem Hui! geputzt war und spiegelblank an der Wand hing. Was aber sollte nun mit den Riesen geschehen, die jetzt, die Hände im Schos, herumsaßen? Auch hier wußte der grüne Vogel Rath, er trug dem Riesen auf: das Mädchen solle das Feuer ins Wasser werfen und sie werden verschwinden. Und sie verschwanden.

Wie die Hexe nach Hause kam und das blank gescheuerte Kupferzeug sieht, sagte sie: „Pappelröschen, das riecht nach fremdem Schweiß! Morgen werden wir uns weiter sprechen.“ Sie befahl dann den Knechten, dem Mädchen eine Keule zu geben von einem Ochsen, den sie eben geschlachtet. Die warf Pappelröschen zum Fenster hinaus, sie mochte sie nicht anrühren. Und wieder erblickt sie den grünen Vogel, der in zierlichem Fluge vor ihr herumschwebte, hüpfte und sprang.

Am nächsten Morgen rief die Hexe: „Pappelröschen, heute sollst du alle unsere Betten, Decken und Ueberzüge auftrennen, waschen und wieder füllen. Ich gehe indessen meinen Tagesbedarf zu holen, komme ich zurück und du bist nicht fertig, schneide ich dich in Kochstücke.“

Sie ging, und die Aermſte blieb weinend zurück. Der Rieſe fragt ſie um ihre Thränen, und ſie erzählt ihm ihr Leid. Da geht der Rieſe wieder zum grünen Vogel, und der läßt ihr rathen, ſie ſolle den Faden abwickeln, den ſie habe, und es werde alles gut gehen. Sie wickelt den Faden ab, und es erſcheinen eine Menge Arbeiter: einer trennt auf, ein anderer nimmt die Wolle heraus, dieſer ſtäubt ſie aus, jener wäſcht ſie und ſo fort, bis das Ganze vollendet war. „Was aber fange ich nun mit den Arbeitern an?“ fragte das Mädchen. Der Rieſe, der den grünen Vogel auch darum befragte, erfuhr von dieſem, ſie brauche den Faden nur zu verbrennen und ſie werden verſchwinden. Wirklich geſchah es ſo. Und als die Hexe kam und fragte: „Sind die Betten bereit?“ zeigte ihr das Mädchen die fertige Arbeit. Sie hörte die gleiche Rede der Hexe und empfing zum Abendbrot ein halbes Schaf, das ſie wieder aus dem Fenſter warf.

Andern Tages zeigte ihr die Hexe eine große Kiſte voll Leinwand und ſprach: „Dieſe Leinwand mußt du mir zu Hemden ſchneiden, nähen, waſchen und bügeln. Wirſt du nicht fertig, ſo röſte ich dich wie einen Fiſch.“ Der Rieſe fand Pappelröschen weinend, errieth ihre Gedanken und ging zum grünen Vogel, der ſagte: „Das iſt meine letzte Hülfe, weiteres kann ich nicht thun. Jetzt ſoll ſie den Ring der Königin nehmen, den Demant herauslöſen und ihn in die Sonne legen, da wird ihr alles, was ſie wünſcht.“ Da kommen große Frauen herbei, ſchneiden die Leinwand, nähen, bügeln und die Arbeit iſt im Handumdrehen vollendet. Und wie ſie auf des Vogels Rath den Stein wieder in das Gold fügt, verſchwinden auch die Frauen. Da iſt auch die Hexe

wieder da mit einem todten Stier auf dem Nacken, den sie an diesem Tage gefangen. Noch keuchend rief sie: „Pappelröschen, wo sind die Hemden?“ Das Mädchen zeigte ihr die fertige Arbeit, und die Alte sagte: „Das riecht nach fremdem Schweiße. Sorge dich nicht, morgen mußt du doch sterben!“

Am nächsten Morgen fliegt der grüne Vogel herein, die Hexe ruft: „Vogel bist du, Mensch werde!“ Und da wurde der Vogel zum Menschen, der sprach zu der Hexe: „Warum willst du Pappelröschen tödten?“ Sie wurde aber grob und sprach: „Was scherst du dich darum? Marsch, packe dich fort!“ Darauf ruft sie den Riesen herbei und befiehlt ihm, das Mädchen unter die wilden Ziegen zu stoßen, daß diese sie umbringen. Der Riese packt sie auch beim Halse und trägt sie hinunter, begegnet aber dem grünen Vogel, welcher ihm einen Stab gibt und sagt: „Nimm diesen Stab, sobald du an der Halde bist, schlägst du den Boden damit, so wird ein grünes Kornfeld hervorsprießen, woran den Ziegen der Hunger vergeht.“ Der Riese kam zu den Ziegen, die rochen kaum das Menschenfleisch, als sie in großen Sprüngen herbeieilten, das Mädchen zu fressen. Kaum schlägt aber der Riese mit dem Stabe auf den Boden, so schießt eine Kornsaat hervor, ein paar Ellen hoch, und jetzt stürzen sich die Ziegen auf diese. Acht Tage war Pappelröschen bei der Heerde, da kommt die Hexe nachzusehen. Ehe sie aber die Ziegen erreichte, mußte sie an einem Hirten vorüber, der mit seiner Tochter die Schafe hütete. Als diese Tochter sie kommen sah, rief sie: „Wartet, Mutter Hexe, ich habe etwas für Euch!“ Schnell schlachtet sie Schafe und Böcklein, bratet sie an einem großen Feuer, trägt zwölf große

Brote herbei und ein Faß Wein und bereitet der Hexe ein großes Mahl. Die verschlang alles und hätte noch mehr verschlungen, denn ihr Magen hatte keinen Grund. Die Güte des Mädchens nun hatte sie gerührt, und sie sprach: „Niemand noch hat dies Mitleid mit mir gehabt, du bist ein gutes Mädchen und sollst dafür die Frau meines Sohnes werden.“ Sie trug das Mädchen nach Hause, setzte es vor ihrem Sohne nieder und sagte: „Hier, mein Sohn, ich habe dir deine Frau mitgebracht.“ Der grüne Vogel sprach: „Gut, Mutter, aber weißt du, wenn Pappelröschen noch am Leben ist, lassen wir sie holen, sie als Magd zu halten.“ Die Mutter war einverstanden, und das Mädchen kommt zurück. Wie die Hexe fort war, nimmt der grüne Vogel den Ring des Befehls und sagt: „Geschwind eine dicke Fackel und in dem Leibe derselben Pulver und Blei, damit die Zimmer der Hexe in die Luft gesprengt werden.“ Darauf gab die Hexe dem Sohne die Schäferin zur Frau, und Pappelröschen mußte jene Hochzeitsfackel halten. Als die Fackel bis zu einem gewissen Punkte herabgebrannt war, bat der Bräutigam die Braut: „Halte du mir sie jetzt einen Augenblick und geh' damit zu meiner Mutter!“ Bei dieser angekommen, platzt die Fackel, und der Riese, Pappelröschen und der Jüngling entfliehen. Die Hexe war aber nicht todt, sie hatte sich bald aus der Betäubung aufgerafft und machte sich jetzt daran, die Fliehenden zu verfolgen, um sie zu erwürgen. Pappelröschen dreht in ihrer Angst den Ring und wünscht sich und ihren Gefährten in einen kupfernen Thurm, sodaß, wie die Hexe ankam, sie ihnen nichts anhaben konnte und sich vor Zorn in die Hände biß. Und wieder dreht Pappelröschen den Ring und befiehlt, daß die Alte massives

Gold werde und zwanzig Ellen tief in die Erde verschlagen sein solle. Und es geschah. Darauf wünscht sie einen schönen Palast herbei mit Dienern, Pferden und Wagen, mit Gold- und Silberzeug — und siehe, auch der stand sofort zur Stelle. Jetzt kleidet sie sich als Königin und geht in den Trauerpalast jener Königin, läßt die Trauerflöre wegnehmen, und wie sie die Königin darob befragt, antwortet sie: „Kennt Ihr mich nicht mehr, Frau Königin?" Die Kammerzofe erkannte sie sogleich und rief: „Das ist ja die kleine Pilgerin!" Nun erinnerte Pappelröschen die Königin an alles, da ward die Freude groß, noch größer aber, wie sie erfuhr, daß ihr Sohn aus den Händen der Hexe befreit und am Leben sei, denn die Königin war seine rechte Mutter.

Pappelröschen drehte den Ring noch einmal, und eine Schar Riesen kam herbei, die gruben die Gold gewordene Hexe aus der Erde, luden sie auf einen Wagen, spannten funfzig Joch Ochsen davor und fuhren sie vor den Palast der Königin. Dort wurde ein großes Fest gefeiert, das war die Hochzeit des Königssohnes und Pappelröschen's. So wurde aus dem Trauerpalaste ein Haus der Freude.

Die Elſter.

Es wird erzählt von einem Herrn, der hatte eine Elſter. Dieſe diente ihm im Hauſe und that alles, was er ihr befahl. War aber der Herr ausgegangen, ſo eilte ſie in den Garten des Nachbars, gegenüber dem Hauſe ihres Herrn, und aß die Feigen von den Bäumen, die darinnen ſtanden. Sie beſaß einen Zauber, denn immer wenn ſie in den Garten ging, ſchüttelte ſie zuvor alle ihre Federn ab und wurde ein ſchönes Fräulein. Dann kam ſie zurück, nahm ihr Federkleid wieder und war eine Elſter wie zuvor, bereit ihrem Herrn zu dienen. Rief er ſie, ſo flog ſie geſchwind herbei und ſetzte ſich ihm aufs Knie, und das war ſeine Freude.

Einſtmals kommt der Herr nach Hauſe, findet die Elſter nicht, findet aber die Federn auf dem Stuhle. Er ruft, niemand antwortet. Da merkt er, daß hier ein Zauber walte, und verbrennt alle Federn. Jetzt kommt das Fräulein zurück, ſieht ihre Federn nicht mehr und erſchrickt. Da tritt der Herr vor und ruft: „Alſo du warſt die Elſter? Wenn die Dinge alſo ſtehen, will ich dich wol zu meiner Frau nehmen.“ Und ſo geſchah es, ſie heiratheten ſich, und er hat es nie bereut, die Elſter zur Frau zu haben.

Märchen geſagt und Märchen geſungen,
Erzählt jetzt das eure, denn mein's iſt verklungen.

Das Märchen von der jungen Gräfin.

Man ſingt und ſagt: Es war einmal ein Graf, reich wie das Meer, und glücklich, denn er hatte ein Schweſterlein, das war ſo ſchön, daß es gar nicht zu ſagen iſt, und war jung an Jahren. Er liebte ſie ſo ſehr und wünſchte, daß kein Menſch ſie ſähe und niemand ſie kenne, darum hielt er ſie feſt in dem Palaſte eingeſchloſſen. Dort plagte ſie die Langeweile; beobachtet und eingeſperrt wie ein Hund, vermochte ſie es nicht mehr auszuhalten. An den Palaſt des Grafen ſtieß aber das Schloß des Königs, und wie es Nacht war, bohrte ſie ganz leiſe ein Loch unter einem Bilde in die Mauer, und ſiehe, das Loch endigte im Zimmer des Königs unter einem andern Bilde, ſodaß niemand weder von der einen Seite noch von der andern etwas merken konnte.

Eines Nachts nun hebt ſie das Bild ein wenig auf und ſieht neben dem Königsſohne, der auf ſeinem Lager ausgeſtreckt war, einen angezündeten zierlichen Kronleuchter. Da fragt ſie leiſe:

Goldner Leuchter, Silberleuchter, ſag' mir doch:
Schläft der Sohn des Königs, oder wacht er noch?

Und der Leuchter antwortet:

Schönes Fräulein, ſchöne Maid, tritt ſicher ein,
Denn er ſchläft, magſt ohne Fürchten ſein.

Da trat ſie ein und legte ſich leiſe zur Seite des Königsſohnes nieder. Wie der erwachte, umarmte er ſie und küßte ſie und ſprach:

Schönes Mädchen, ſag', wer biſt du, wer?
Und aus welchem Lande kommſt du her?

Da lachte ſie mit ihrem ſilbernen Stimmchen und antwortete:

Königsſohn, Ihr fragt mich da vergebens,
Schweiget ſtille und genießt des Lebens.

Da er aufs neue erwachte und ſeine ſchöne Göttin nicht mehr fand, kleidete er ſich eilend an und rief alle Räthe zuſammen und erzählte ihnen die Geſchichte, ſo da geſchehen war, und fragte: „Jetzt ſagt mir, was muß ich thun, um ſie zu halten?“ — „Heilige Krone“, antworteten die Räthe, „wenn Ihr ſie umarmt, bindet Euch ihre Haare an Euerm Arme feſt; will ſie dann fort, muß ſie Euch ja wol aufwecken.“

Die Nacht kommt und mit ihr die junge Gräfin. Wieder fragt ſie:

Goldner Leuchter, Silberleuchter, ſag' mir doch:
Schläft der Sohn des Königs, oder wacht er noch?

Und der Kronleuchter antwortet:

Schönes Fräulein, ſchöne Maid, tritt ſicher ein,
Denn er ſchläft, magſt ohne Fürchten ſein.

So ſchlüpft ſie hinein und legt ſich wiederum leiſe neben den Schlafenden nieder. Wie er erwacht, fragt er:

Schönes Mädchen, ſag', wer biſt du, wer?
Und aus welchem Lande kommſt du her?

Da lacht ſie heimlich und ſpricht:

Königsſohn, Ihr fragt mich da vergebens,
Schweiget ſtille und genießt des Lebens.

So ſchliefen ſie ein; vorher aber hatte der Königsſohn die ſchönen Haare der jungen Gräfin um ſeinen Arm gewickelt. Da nimmt die Gräfin eine Schere, ſchneidet das Goldhaar durch und entflieht. Der Königsſohn erwacht, findet ſich wieder allein und ruft ſeinen Rath: „Hört, meine Göttin hat mir die Haare zurückgelaſſen, ſie ſelbſt iſt verſchwunden. Was ſoll ich thun?" Der Rath ſprach: „Heilige Krone, bindet ein Ende der Goldkette, die ſie am Halſe trägt, um Euern Hals, ſo kann ſie Euch nicht entfliehen."

In der nächſten Nacht guckte die junge Gräfin durch das Loch, der Goldleuchter brannte, und ſie fragte wieder die gleiche Frage und erhielt die gleiche Antwort. Und wie ſie der Königsſohn in ſeinen Armen hielt, wollte er wiederum wiſſen, wer ſie wäre, und wieder wurde ihm die gleiche Antwort:

Königsſohn, Ihr fragt mich da vergebens,
Schweiget ſtille und genießt des Lebens.

Da wand ſich der Königsſohn ihre Kette um den Hals und ſchlief ein. Sie aber ſchneidet die Kette mitten durch und entflieht. Ganz verzweifelt ruft er am andern

Morgen den Rath zusammen und erzählt ihm, wie auch dies Mittel fehlgeschlagen. Da sprach der Weisesten einer: „Heilige Krone, setzt ein Becken mit Safranwasser unter das Bett, so wird sie mit der Schleppe ihres Kleides hineintauchen und muß, wenn sie fortgeht, eine Spur am Boden zurücklassen, der folgt Ihr dann."

Der Königssohn bereitete das Becken mit Safranwasser und legte sich nieder. Um Mitternacht lauschte die junge Gräfin herein und rief:

Goldner Leuchter, Silberleuchter, sag' mir doch,
Schläft der Sohn des Königs, oder wacht er noch?

Und wie sie der Kronleuchter beruhigt, schlüpft sie hinein und legt sich leise neben den Prinzen nieder. Er erwacht, fragt sie wieder nach ihrem Kommen, und sie antwortet wie immer. Als der Königssohn entschlummert war, erhebt sie sich leise und will entfliehen. Da taucht ihre Schleppe in das Becken mit Safranwasser. Sie aber merkt es, windet die Schleppe säuberlich aus und entflieht, ohne eine Spur zurückzulassen.

Und nun kam sie nicht wieder. Vergebens erwartete er sie Nacht für Nacht, sie war verschwunden. Viele Monde gingen hin, da erwacht er eines Morgens und findet neben sich ein rosiges Kindlein liegen, so schön wie ein Engel vom Himmel. Eilend kleidet er sich an und ruft die Räthe zusammen. Die Räthe kommen, er zeigt ihnen das Kindlein und sagt: „Das ist mein Kind! Woran aber erkenne ich jetzt die Mutter?" Der Rath hat geantwortet: „Heilige Krone, laßt verkünden, das Kindlein sei gestorben, laßt es in der Mitte des Domes ausstellen und verordnet, alle Frauen der Stadt

ſollen kommen, es zu beweinen. Dann ſeht wohl, die, welche am meiſten weint, iſt ſeine Mutter."

So geſchah es. Alle Frauen der Stadt kamen, ſagten und klagten etwas und gingen wieder, wie ſie gekommen waren. Endlich kommt auch die junge Gräfin. Wie ſie das Kind ſieht, fängt ſie heftig zu weinen an, zerrauft ſich das Haar und ruft in einem fort: „Mein Kind, o, mein Kind!"

Weil, ach, gar zu ſchön ich war,
Schnitt ich durch mein goldnes Haar.
Weil ich meint', die Schönſt' zu ſein,
Riß mein Kettchen ich entzwei.
Weil zu ſchön ich mich gedäucht,
Ward mein Saum von Safran feucht.

Wie der Königsſohn und die Räthe dies hörten, fingen ſie an zu ſchreien: „Dies iſt die Mutter! Dieſe und keine andere!" Da tritt der Graf mit gezücktem Schwerte hervor und will die Schweſter tödten. Aber der Königsſohn ſpringt dazwiſchen und ruft:

Wo iſt hier Schmach? Zurück den Stahl!
Schweſter des Grafen und Königs Gemahl!

So wurde ſie die Gattin des Königs. —

So lebten jene zufrieden im Glück,
Wir aber bleiben leer zurück.

Die Stieftochter.

Es war einmal ein Mann, dem war die Frau gestorben, und nur ein Töchterlein war ihm geblieben. Dieſes wollte er nicht allein laſſen, und ſo nahm er, nachdem das Trauerjahr um war, eine zweite Frau, ſodaß das Mädchen jetzt eine Stiefmutter hatte. Nicht alle Stiefmütter lieben die Stieftöchter, und dieſe mochte die ihre nun gar nicht ausſtehen und quälte ſie, wo ſie nur wußte und konnte. So gab ſie ihr jeden Morgen eine ſchwere Arbeit, und eſſen durfte ſie erſt dann, wenn ſie dieſe vollendet hatte.

Eines Tages fand ihr Vater auf dem Felde ein Schäfchen, das brachte er ſeiner Tochter nach Hauſe, denn er liebte ſie gar ſehr, obſchon er der zweiten Frau nichts davon merken laſſen durfte. Das Schäfchen blickte dem Mädchen ins Geſicht und ſah, daß es gar abgehärmt und traurig war, da fing es an zu ſprechen: „Um die Arbeiten ſorge dich nicht mehr, lege ſie mir nur zwiſchen meine Hörner, und alles wird gemacht werden.“ So that das Mädchen, und ſiehe, die Arbeiten waren in einem Nu vollendet.

Die böſe Stiefmutter aber bekam Wind, die Arbeiten waren in einem Ave Maria gemacht, das war

nicht des Mädchens Werk. Sie lauſchte und erfuhr, wie die Dinge ſtanden. Wie der Mann abends heimkam, war ihr erſtes Wort: „Höre, das Schäfchen muß geſchlachtet werden, es ſoll unſer Oſterlamm ſein.“ Der Mann ſagte gar nichts dazu, das Mädchen aber weinte bittere Thränen um das Schaf. Dieſes jedoch tröſtete und ſprach: „Weine nicht, ſorge dich auch nicht um mich, ſondern laß mich getroſt ſchlachten. Von meinem Fleiſche iſſeſt du keinen Biſſen, ſammelſt aber alle meine Knöchlein und begräbſt ſie unter dem Fußboden.“

Das Schäfchen wurde geſchlachtet, und das Mädchen that ſo, wie es ihm zuvor geheißen. Nach einiger Zeit kamen zwölf Jungfrauen aus dem Boden, wo ſie die Gebeine begraben, die kleideten ſie und ſchmückten ſie mit Gold und Silber und führten ſie zum Feſte des Königs. Als der König dieſes Mädchen ſah, war er wie geblendet, er ſah nur ſie und wich den ganzen Abend nicht von ihrer Seite. Als ſie wegging, gab er ſeinen Dienern Befehl, ihr zu folgen, damit er wiſſe, woher ſie komme.

Sie merkte aber, daß ihr die Diener folgten, und löſte alsbald ihre Flechten, daß die Perlen auf den Boden fielen und die Diener im Aufleſen ihre Spur verloren. Der König wurde ganz zornig, und am nächſten Abend befahl er ihnen bei Verluſt ihres Kopfes, den Weg des Mädchens zu finden. Beim Weggehen warf ſie diesmal den Dienern ihren Schuh hin und entkam. Die Diener brachten den Schuh zum Könige, der nahm ihn und ließ verkünden: „Diejenige, an deren Fuß dieſer Schuh paßt, ſoll meine Gemahlin werden.“ Kaum wurde dies bekannt, ſo liefen Frauen und Mädchen von allen

Orten und Enden zum Könige, aber keiner wollte der Schuh paſſen.

Die Stiefmutter, ihrer Stieftochter einen Hohn zu bereiten, führte dieſe auch zum Könige. Wie groß aber war ihr Aerger und Erſtaunen, als ſie ſehen mußte, daß jener der Schuh wie angegoſſen paßte. Und da war auch ſchon die Muſik da und das Hochzeitsfeſt wurde mit großem Pomp gefeiert.

Sie führten ein gar herrlich Leben,
Uns haben ſie nichts davon gegeben.

Der geraubte Schleier.

Da lebte einmal ein Jüngling, der führte ſchon lange ein recht armſeliges Hundedaſein und war verzweifelt an ſich und der Welt. Eines Tages, wie er ſo gar nichts zu eſſen hatte, auch noch keinen Tropfen Waſſer getrunken, ſetzte er ſich am Strande des Meeres nieder, zu warten, ob ihm nicht irgendwie das Glück blühe. Wie er ſo eine Zeit lang geſeſſen, näherte ſich ihm ein Mann aus dem Morgenlande, der ſprach: „Was fehlt dir, ſchöner Knabe, daß du hier ſitzeſt und Trübſal bläſeſt?“ Der Jüngling antwortete: „Was ſoll ich haben? Hunger hab' ich und nichts zu eſſen, und alle meine Hoffnung ging ſchon längſt zunichte.“ — „O, mein Sohn“, erwiderte der andere, „ſei fröhlich und wohlgemuth, du gehſt mit mir, ich gebe dir zu eſſen und zu trinken, Geld und Gut und alles, was dein Herz nur begehrt.“ Da erwachte im Knaben neuer Muth und er ging mit dem Fremden. Sie wanderten hierhin und dorthin und kamen zuletzt an den Fuß eines Berges. Dort ſchlug der Mann mit einem Stabe auf die Erde, dieſe öffnete ſich und hervor kam ein geflügeltes Roß. „Dieſes beſteigſt du“, ſagte der Mann aus dem Morgenlande zum Jüngling, und dann: „Siehſt du den Gipfel

des Berges? Dort finden ſich große Schätze an Gold und köſtlichen Steinen, mit dieſen beladeſt du das Roß und auf ein Zeichen bringſt du ſie zu mir."

So geſchah es: der Knabe beſtieg das Flügelpferd und im Fluge war er droben. Da lagen denn auch die Schätze: Goldbarren, Demanten, Brillanten, in Menge aufgehäuft, daß man ſich gar nicht ſatt daran ſehen konnte. Auch der Jüngling ſtand und ſtaunte, belud aber ſchnell das Pferd damit, und wie ihm der Mann aus dem Morgenlande das Zeichen gab, ſetzte er ſich darauf und flog hinab. Der Mann lobte ihn ob ſeiner Kühnheit und ſchickte ihn noch zweimal hinauf, indem er das letzte mal ſagte: „Geh, und was du jetzt findeſt, iſt dein." Er hatte gehorcht und war eben daran, das Pferd zum dritten mal zu beladen, als der Mann das Zeichen mit dem Stocke gibt, worauf das Pferd hier oben und der Mann unten in einem Nu verſchwanden. Nun war er oben und konnte nicht mehr hinunter, denn der Berg war hoch. So fing er denn auf gut Glück zu gehen an, hierhin und dorthin, und findet eine Alte, die ihn fragt: „Wohin, ſchöner Knabe, und was thuſt du in dieſer Gegend?" Darauf erzählt er ihr ſeine Geſchichte und die Tücke des Mannes aus dem Morgenlande. „Genug, genug", rief die Alte, „den Mann kenne ich, jedes Jahr ſchickt er einen hier herauf und läßt ihn dann oben, unbekümmert um ſein Geſchick. Komme mit mir, ich mache dich reich und glücklich." Da dachte der Knabe bei ſich: „Auch die will mich reich machen; ſollte es aber gehen, wie das erſte mal, ſo erwürge ich die alte Hexe."

Sie gingen ein Stück und kamen an einen ſchönen Brunnen, da ſagte ſie ihm: „Siehſt du dieſen Brunnen?

Nun merke wohl auf! Hierher kommen jeden Tag zwölf Tauben, um zu trinken. Nachdem ſie getrunken, werfen ſie ſich ins Waſſer und werden zu zwölf ſchönen Mädchen, ſo ſchön wie die Sonne, mit Schleiern vor dem Geſicht. Du hältſt dich in der Nähe verſteckt und wirſt ſie miteinander ſpielen ſehen. Wenn ſie mitten im beſten Spielen ſind, entreißeſt du der Schönſten den Schleier und birgſt ihn ſchnell auf der Bruſt. Dann aber darfſt du dich nicht erweichen laſſen, wenn ſie bittet und fleht: «Gib mir den Schleier, meinen Schleier gib mir zurück!» Denn wiſſe, bekommt ſie den Schleier, ſo wird ſie alsbald wieder zur Taube, ſchwingt ſich auf und fliegt den andern nach."

So hatte die Alte geſprochen, und der Jüngling verbirgt ſich an einer Stelle, wo er nicht geſehen werden konnte, und erwartete in Schweigen den nächſten Tag. Der nächſte Tag kam, und wie die Stunde ſich nahte, wo die Tauben kommen ſollten, hörte er ein Geräuſch wie Flügelſchlagen, das kam näher und näher, und wie er aufſchaut, ſieht er einen Flug Tauben. Da bückt er ſich und ſagt: „Stille, ſtille, ſie ſind es!" Die Tauben ließen ſich am Brunnenrande nieder, tauchten ihre Schnäblein ein und warfen ſich dann ins Waſſer und wurden zu zwölf Jungfräulein, ſo ſchön, daß ſie wie Engel vom Himmel ausſahen. Nun begann auch das Spiel voll Anmuth, ein Neigen und Beugen herüber und hinüber, das war eine rechte Luſt zu ſchauen.

Doch der Augenblick war gekommen: kühn ſpringt der Jüngling aus ſeinem Verſteck hervor, entreißt einer der Schönen den Schleier, ſteckt ihn in ein Käſtchen, das die Alte ihm gegeben, und birgt dieſes auf der Bruſt. Da wurden alle Jungfrauen wieder zu Tauben und ſchwangen

ſich in die Luft bis auf eine, die voller Angſt hin- und herlief und den Jüngling in einem fort nun bat: „Gib mir den Schleier, gib mir meinen Schleier wieder!“ Er aber antwortete: „Krähe nur, du ſüßes Hähnchen, dein Stimmchen iſt gar zu ſchön!“ Die Alte hatte ihm auch ſchon den Weg nach Hauſe gezeigt, und ſo kam er wieder zu ſeiner Mutter. Zu der ſagte er: „Liebe Mutter, hütet mir des Mädchens wohl, das rathe ich Euch, käme ſie weg, ſo würde es unſer Unglück ſein.“ Sie aber beruhigte ihn und ſprach: „Schon gut, ſchon gut! Iſt doch niemand hier, der ſie fortſchicken möchte.“

Das ſchöne Mädchen blieb jetzt mit der Mutter allein und lag dieſer den ganzen Tag in den Ohren mit der Bitte: „Gib mir den Schleier, gib mir den Schleier!“ Endlich hatte die Mutter das Bitten ſatt und konnte es nicht länger mehr mit anhören. Sie ſprach: „Gleichſt du mit deinen unausgeſetzten Bitten doch einer Schelle ans Ohr gebunden, ich ertrag's nicht mehr, du ſollſt deinen Schleier haben.“ Sie durchſucht die Truhe und findet ein Käſtchen, öffnet es und findet einen Schleier darin. Sie zeigt ihn dem Mädchen: „Vielleicht iſt es dieſer, meine Tochter?“ Kaum erblickt dieſe den Schleier, ſo windet ſie ſich ihn um den Kopf, wird zu einer Taube, ſchwingt ſich zum Fenſter hinaus und verſchwindet.

Die Alte war wie vom Blitz getroffen; voll Verzweiflung rief ſie: „Was fang' ich jetzt an, was thu' ich, wenn mein Sohn zurückkehrt und ſein Mädchen nicht mehr findet?“ Und da war der Sohn auch ſchon an der Thür, tritt herein und findet das Mädchen nicht mehr. Da faßt ihn Verzweiflung, er läuft hinaus und ſucht den Ort, wo er den Mann aus dem Morgenlande zuerſt gefunden ... Kurzum: noch zweimal machte er

daſſelbe durch, zweimal beſtieg er auf dem Flügelroſſe den Berg, zweimal verſchwand es und zweimal noch lehrte ihn die Alte, den Schleier zu rauben. Beim dritten male endlich hatte ihm dieſe geſagt: „Unglückſeliger! Du wußteſt, wie alles kommen mußte, und haſt dich nicht gehütet; ſo höre, wie du es jetzt anzufangen haſt. Sobald der Schleier in deinen Händen iſt, bringe ihn mir, ich werde ihn beſorgen.“ So that er, kaum hatte er den Schleier entwendet, trug er ihn zu der Alten, welche ihn ſofort verbrannte. Jetzt konnte er ruhig ſein, dankte der Alten und führte die Jungfrau nach Hauſe. Dort angekommen, fragte er ſie, weſſen Tochter ſie wäre, und ſie antwortete, ſie ſei die Tochter des Königs von Spanien. Wie der Jüngling dies hörte, wurde ſein Herz voll Freude und er dachte: „Jetzt werde ich reich!“ Was that er alſo? Er reiſt mit dem Mädchen fort und geht geraden Wegs zu ihrem Vater, dem Könige von Spanien. Im Palaſte angekommen, läßt er ihm melden, es ſei ein Jüngling da, der ihm ſeine Tochter zurückbringe. Voll Freude gibt der König den Befehl, die beiden vor ihn zu laſſen. Wie freute er ſich erſt, da er ſeine Tochter erblickte! Zwölf Jahre lang hatte er ſie nicht geſehen, und umarmte und küßte ſie jetzt, wie nur ein Vater ſeine Tochter küſſen kann. Sofort auch wurde ein großes Feſt gerüſtet, und dann wollte er den Retter ſeiner Tochter belohnen, das that er, indem er ihm dieſelbe zur Frau gab. Und wie er hörte, der Jüngling habe auch ſeine Mutter noch, ließ er dieſe kommen und ſie mußte mit ihnen im Palaſte wohnen.

Zufrieden und glücklich lebten jene,
Und wir, wir ſtochern uns die Zähne.

Die Kaiſerin Trebiſonda.

Es war einmal ein Meerfiſcher, der wünſchte ſich ſeit langem ſchon einen Sohn, ſeiner Frau aber ſchien das Mutterglück verſagt zu ſein, und ſo hatten ſie an nichts mehr Freude. Nach Jahren endlich ward ihre Bitte erhört und ſie bekamen einen wunderſchönen Sohn. Wie es nun kam, wer weiß das? Aber nach der Geburt des Kindes drehte ſich das Glücksrad, ſodaß der Vater kein einziges Fiſchlein mehr beſtricken konnte, ſodaß es ſeiner Familie gar oft an dem Nöthigſten fehlte. Inzwiſchen war Joſeph, ſo hatten ſie den Sohn genannt, herangewachſen, da ſagte eines Tages der Vater zu ihm: „Mein Sohn, ich weiß nicht mehr, woher Brot ſchaffen, das Meer will mir nichts mehr geben, gehen wir hinaus in den Wald und ſchneiden wir dort Holz.“

Sie gingen und arbeiteten wacker mit Säge und Axt, als ſie eine Stimme hörten, die rief: „Heda, ihr Wichte, was macht ihr da? Der Wald iſt mein, wie dürft ihr hier Holz fällen?“ Der Fiſcher ſchaut auf und erblickt eine ſchöne Frau, er zieht ſeine Mütze vor ihr und ſagt: „Verzeiht mir, o Herrin! Der Hunger trieb uns zu dieſem Werke, iſt es unrecht, wir haben's nicht gewußt.“ Die Frau antwortete: „Arm biſt du?

So nimm diesen Beutel mit Gold und laß mir deinen Sohn, du kannst nach Hause gehen."

Der Vater wurde sehr betrübt und begann zu weinen; nach besserer Ueberlegung aber meinte er, es wäre besser so und das Glück seines Sohnes, so nahm er das Geld und ließ seinen Sohn zurück. Wie er fort war, fragt die Frau den Sohn nach seinem Namen: „Joseph." — „Nun, Joseph, so komme mit mir in jenen Palast." Kaum jedoch waren sie eingetreten, so fand sich der Jüngling allein, und ein großes Gefolge trat an ihn heran, das ihn mit allen Ehren umgab. „Wir sind Ew. Majestät unterthänigste Knechte!" ... „Was befiehlt Ew. Majestät" ... so scholl es von allen Seiten, und Joseph, der sich nicht denken konnte, daß man diese Worte an ihn richte, schaute sich um, ob irgendwer Großes hinter ihm stände. Man führte ihn mit Bücklingen und Reverenzen in einen Saal, wo eine reichgedeckte Tafel stand; an diese mußte er sich setzen, und wieder warteten sie ihm auf, als ob er ein König wäre. Am Abend wurde er in das Gemach der Kaiserin Trebisonda geführt.

So floß ein Jahr voll Lust und Herrlichkeit dahin, am Ende dieses aber kam Joseph die Lust, Vater und Mutter wiederzusehen, und sein Herz wurde von Sehnsucht ergriffen. Da sagte er eines Tages zu der Kaiserin: „Herrin, meine Seele verlangt nach Vater und Mutter, laß mich hinziehen, ich komme dir wieder zurück." Sie willigte ein, sprach aber: „Du darfst gehen, aber genau nach einem Jahre mußt du wieder hier sein. Kommst du um Einen Tag zu spät, dann wehe dir und den Deinen! Nimm noch diesen Ring, bist du treu, so wird er dir in allen Lagen dienen."

Joseph verließ sie und ging geraden Weges zum Hause seines Vaters, er fand es nicht mehr. Die Leute, die er danach fragt, antworten ihm: „Der Fischer? O, der ist zum reichen Manne geworden, dort der Palast ist sein.“ Joseph eilt dahin, ein Kammerdiener empfängt und fragt ihn, ob er den Fürsten sprechen wolle, denn das war der Fischer jetzt, und der Prinz antwortet: „Führt mich denn zum Fürsten.“ Er fand seinen Vater, gab sich ihm aber nicht zu erkennen und stellte sich, als ob er wegen Geschäften gekommen wäre. Im Laufe des Gespräches fragte ihn Joseph, ob er keine Kinder habe. Er antwortete: „Ich hatte einen einzigen geliebten Sohn, den wollte die Kaiserin Trebisonda, und ich mußte ihn ihr lassen. Seitdem weiß ich nicht, lebt er noch oder ist er todt. Mein armer Sohn!“ — „Und würdet Ihr“, fragte Joseph weiter, „diesen Sohn wiedererkennen, so Ihr ihn sähet?“ — „Ich weiß nicht, jetzt ist er wol groß geworden, dennoch meine ich, ihn zu erkennen.“ — „Nun, so seht mich genau an: ich bin Euer Sohn Joseph.“ Der Vater hörte das, sprang auf und umarmte den Sohn und rief: „Jetzt lasse ich dich nicht mehr, jetzt bleibst du bei mir. Siehe, ich bin so unermeßlich reich, daß ich nicht weiß, was ich mit meinen Reichthümern anfangen soll, und alles, alles ist dein!“ — „Davon sprechen wir nicht, mein Vater“, sagte Joseph, „ich bin Kaiser und meine Herrin gab mir nur ein Jahr Zeit, nach Ablauf dieses muß ich zu ihr zurück. Versäume ich nur Einen Tag, so droht dir und mir großes Unglück!“ Bald auch verließ er seinen Vater, denn er wollte zuvor die Welt noch ein wenig sehen, und kam in ein Land, dessen König seine Tochter verheirathen wollte, und zwar sollte sie den Sieger im Turnier zum

Gemahl nehmen. Joſeph geht zum Turnier, gewappnet und gerüſtet, beſteigt ein ſtattliches Roß — das alles hatte ihm der Ring gegeben — und reitet in die Schranken. Der Kampf begann, und er war der Ritter tapferſter. Er ſiegte, aber ſobald ſein Gegner im Staube lag, ſprengte er auf und davon, unbekümmert um den hohen Preis. So ging es das erſte, ſo ging es das zweite mal, und der König erzürnte in ſeinem Herzen, daß der fremde Ritter den Preis verſchmähte. So gab er Befehl, ihn, wenn er wiederkomme, zu verhaften, damit er erfahre, wer dieſer ſonderbare Ritter ſei.

Als er darum beim dritten Siege ſein Roß wandte, fielen dieſem die Herolde in die Zügel und führten den Ritter vor den König. Der König ſagte: „Iſt das ritterlicher Brauch, zu ſiegen und dem Preiſe zu entſagen? Warum kommt Ihr nicht, von mir meine Tochter zu verlangen?“ Da antwortete der Jüngling mit Stolz: „Herr König, Euere Tochter ſollte ich nehmen? Ich ſage Euch, Euere Tochter iſt nicht werth, meiner Herrin die Schuhriemen aufzulöſen.“ Bitter empfand der König dieſe Worte und rief: „Werft mir den da in den Kerker. Und wenn deine Frau, ihre Herrlichkeit zu offenbaren, nicht in drei Tagen hier iſt, ſo haſt du dein Leben verwirkt.“ Joſeph, im Kerker angekommen, befiehlt dem Ringe, daß die Kaiſerin mitſammt ihrem ganzen Hofſtaate in drei Tagen hier erſcheine und ſich dem Könige vorſtelle.

Der erſte Tag vergeht, es vergeht der zweite, der dritte bricht an, doch niemand kommt. Joſeph wurde zum Tode geführt ... da auf einmal hört man ein großes Getöſe: zahlloſe Wagen fahren heran, geleitet von Kriegern und Dienern zu Fuß und zu Roß. Jeder fragt: „Was

iſt das? Wer kommt?" Und Joſeph: „Das iſt meine Herrin." Eine prächtige Kutſche fährt vor, und der König meint, das müſſe die Kaiſerin ſein. Aber nein! Dieſe und die andern ſind nur die Kutſchen der Edelleute, der Damen und Diener. Immer ſchönere Kutſchen kommen heran, und immer meint der König, dies müſſe die Kaiſerin ſein; aber ſie kam noch immer nicht. Ganz zuletzt erſcheint der Wagen der Kaiſerin Trebiſonda. Die aber war ſo prächtig, daß dem Könige und ſeinem ganzen Hofe der Mund vor Erſtaunen offen ſtehen blieb. Wie die Kaiſerin herausſteigt, gab es viele Complimente und Entſchuldigungen von ſeiten des Königs, daß er ihrem Gemahl ſo hart entgegengetreten. Sie machte es kurz und führte Joſeph mit ſich fort.

In einer Ebene angekommen, verſchwindet mit einem mal alles: Wagen, Gefolge, auch die Kaiſerin, und Joſeph bleibt allein und einſam auf der weiten Heide zurück. „Was thu' ich nun?" fragt er ſich. Der Ring? Aber der Ring gehorchte ihm nicht mehr, und ſo war die letzte Zuflucht dahin. Wie er ſo verlaſſen ſtand, erblickt er drei Räuber, die einen Streit miteinander hatten. Er nähert ſich ihnen und fragt ſie: „Was habt ihr da zu ſtreiten?" — „O, Herr", ſagen ſie, „wir haben da dieſe drei Dinge zu theilen und zanken uns, wer das eine oder das andere haben ſoll." — „Laßt mich doch die drei Dinge ſehen." — „Hier ſind ſie: eine Börſe, die ſich, geleert, immer aufs neue mit Gold füllt, dann ein Paar Stiefel, welche ſo ſchnell wie der Wind laufen, und zuletzt ein Mantel, der ſeinen Träger unſichtbar macht. Dieſer will den Mantel, jener die Stiefel und ich den Beutel, und wir können uns nicht einigen." — „Gebt mir die Sachen in die Hand", ſagte

der Jüngling, „ich werde ihre Echtheit prüfen und dann entſcheiden.“ Sie gaben ihm die drei Dinge, er prüft die Börſe, und richtig, ſo oft er ſie leert, ſo oft füllt ſie ſich aufs neue. Er zieht die Stiefel an und hängt den Mantel um, und jetzt fragt er: „Könnt ihr mich noch ſehen?“ — „Nein, Herr!“ — „Nun, ſo werdet ihr mich auch nicht mehr ſehen“, und mit dieſen Worten machte er ſich aus dem Staube.

Er kommt zu dem Palaſte der Kaiſerin mit einem Windſtoße, der alle Glasſcheiben zerbricht, tritt ein und verbirgt ſich unter dem Lager. Wie die Kaiſerin zur Ruhe geht, klopft er an die Wand. Die Kaiſerin erſchrak und rief ihre Zofen herbei, die ſahen indeß niemand. So geſchah es noch zu dreien malen, dann ſprach die Kaiſerin: „Jetzt iſt's gut, Joſeph, komm' herein.“ Er kam und ſie ſprach: „Du Böſer, was haſt du mir gethan. Hatte ich dir nicht geſagt, daß du nur ein Jahr ausbleiben ſollteſt, und bliebeſt ſo lange? Doch ich verzeihe dir! Wir ſind jetzt Mann und Frau und wollen des heiligen Friedens genießen.“

Sie lebten glücklich und zufrieden,
Uns Armen, uns iſt nichts beſchieden.

Die Gaben des Nönnleins.

Es waren einmal ein paar arme Leute, die lebten ihre Tage gar kümmerlich dahin. Wie der Vater eines Tages in den Wald auf die Arbeit gehen mußte, ſagte er zu ſeiner Frau: „Wenn die Suppe fertig iſt, ſchicke ſie mir durch unſer Töchterlein zu.“ Die Suppe war gekocht, und die Tochter ſollte ſie hinaustragen, fürchtete ſich aber den Weg zu verlieren. Da gab ihr die Mutter eine Schürze voll Kleien, ſie hinter ſich auf den Weg zu ſtreuen, damit ſie den Rückweg finde. Wie ſie beim Vater war, wehte ein ſtarker Wind und verwehte die Kleien; ſo fand ſie den Rückweg nicht. Es dunkelte bereits, und ſie fing an zu weinen und zu ſprechen: „Jetzt kommt die Nacht, ich finde mich nicht mehr nach Hauſe! Ach, was fang' ich an.“ Wie ſie gar ſo ſehr weinte, tritt ein Nönnlein daher, tröſtet ſie und zeigt ihr den rechten Weg, ſchenkt ihr auch ein Tafeltüchlein und ſagt: „Nimm dies, das wird euch in euerer Armuth gar gut helfen, denn willſt du eſſen, brauchſt du nur zu ſagen, was du wol möchteſt.“ Das Mädchen hörte auf zu weinen und machte ſich zufrieden auf den Heimweg, und weil ſie gerade hungerig ward, ſetzte ſie ſich an dem Feldrande nieder, verlangte beſcheidentlich von

dem Tüchlein ein wenig Mehlbrei, Fleisch und Brot, und siehe! das Tüchlein gab ihr alles.

Voller Freude zeigt sie der Mutter die Gabe, ihr die Kraft des Tüchleins rühmend, und da der Vater nach Hause kommt, setzen sie sich alle drei um den Tisch, das Mädchen wünscht Speise und Trank herbei, und sie essen und es bleibt noch in Fülle übrig. So lebten sie von da an herrlich und in Freuden.

Der Bruder des Vaters, ein reicher Geizhals, der die Leute bisher als blutarm gekannt hatte, verwunderte sich jetzt baß über das Leben dieser Familie. Er wollte wissen, wie dies zugehe, und kam eines Tages und fragte die Frau: „Sag' mir doch, wie mag es geschehen, daß ihr auf einmal ein so prächtiges Leben führt, ihr müßt ja goldene Schätze gefunden haben?" Wie sie im Elend waren, hatte er sie nie besucht, und jetzt, wo er nicht zu fürchten brauchte, daß sie von dem Seinen verlangten, stellte er sich doch, als ob er in der Noth wäre, und verlangte Hülfe von dem Bruder, dem er nie welche hatte angedeihen lassen. Der mochte es nicht glauben, war aber gutmüthig genug und erzählte dem reichen Bruder die Geschichte von der Gabe des Nönnchens und zeigte das Wundertüchlein vor. Wie es kam, wer weiß das? Kurzum, der Reiche ließ nicht nach mit Drängen und Drohen, bis er das Tüchlein in der Tasche hatte und es nach Hause trug. So war die Freude der Armen auf einmal aus. Dem Bruder aber gab das Tüchlein nichts her.

Wie nun der Arme eines Nachts mit knurrendem Magen im Bett liegt, erscheint ihm das Nönnlein und macht ihm Vorwürfe, daß er ihre Gabe so leichtsinnig verschenken konnte. Er fängt zu jammern an und erzählt

ihr, wie er seinem Bruder, der sich über Hunger beklagte und ihm den ganzen Tag in den Ohren lag, diese seine Bitte um das Tüchlein nicht habe abschlagen können. „Aber gebt mir ein anderes", schloß er, „ich werde es besser benutzen. Gebt mir ein anderes, oder wir sterben vor Hunger." Das Nönnlein neigte sich ihm in Gunst und gab ihm ein zweites Tuch. „Aber", sagte sie, „das dient dir und deiner Frau und deinem Kinde, sonst niemand mehr. Verschenkst du auch dieses, so erwarte nichts mehr von mir."

Am nächsten Mittag breiteten sie das Tüchlein über den Tisch, und wiederum hatten sie, was sie wünschten an Speise und Trank. Der Bruder und dessen Frau lagen auf der Lauer, und gar bald wußten sie, woher denen das neue Glück gekommen. Sofort ging er wieder zu seinem Bruder, und es geschah nochmals, was nicht hätte geschehen sollen: der Bruder zeigte sich verhungert und arm, und der andere, gutmüthig wie er denn war, ließ sich von ihm auch das zweite Tuch abschwatzen, und die alte Noth begann von neuem.

Zu spät kam ihm die Reue, und er bat das Nönnlein, ihm zu erscheinen, er wolle ihr seine neue Bedrängniß vortragen. Sie kam, war aber bös und sprach: „Du hast gute Geschäfte gemacht! Auch die zweite Gabe hast du verschleudert? Nun will ich nichts mehr von dir wissen." Sein Flehen bewegte sie aber doch, und als er fest versprach, daß er nicht wieder so dumm sein werde, sagte sie: „Hier ist ein neues Tüchlein und ein Stock. Kommt dein Bruder wieder und bedrängt dich, auch dieses aus dir herauszulocken, so befiehlst du dem Stocke und er wird ihm und dir, der in seiner Beschränktheit sein Bestes weggibt, die Wege weisen. Und

damit du lernſt, wie es gemacht wird, will ich dir eine Probe geben, verdient haſt du ſie!" Sie rief: „Stock, ſchlag zu!" Und der Stock tanzte auf dem Rücken des Mannes herum, bis er verſprach, fortan vernünftiger zu ſein. Er hat auch ſein Wort gehalten.

Märchen geſagt und Märchen geſungen,
Erzähle jetzt deines, denn meins iſt verklungen.

Schneeweiß-Feuerroth.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten noch kein Kind und wünschten sich doch so sehr, eins zu besitzen. Sie thaten auch ein Gelübde und versprachen, so ihnen ein Kind geboren werde, sieben Jahre lang zwei Fontainen springen zu lassen: die eine mit Oel, die andere mit Wein. Und siehe, ihr Wunsch wurde erfüllt: die Königin bekam einen wunderschönen Sohn.

Alsogleich wurden auch die zwei Fontainen errichtet, und die Leute aus dem Lande kamen und schöpften Oel und Wein sieben Jahre lang. Wie die sieben Jahre um waren, hörten sie auf zu fließen. Da kam ganz zuletzt noch eine Hexe. Sie fand die Brunnen vertrocknet, nahm einen Schwamm, trocknete die letzten Tropfen auf und drückte sie in ein Fläschchen. Bei diesem Geschäft sah sie der junge Königssohn, und da er gerade mit Kugeln spielte, wirft er sie, muthwillig wie er war, der Alten gegen die Flasche, daß sie zerbricht. Da drohte ihm die Alte und sprach: „Ich kann dir nichts anthun, denn du bist des Königs Sohn, aber das lasse ich dir: nicht Rast und nicht Ruhe findest du und nicht heirathen kannst, solange du nicht Schneeweiß-Feuerroth

findeſt.“ Der kluge Knabe merkt ſich die Worte der Alten und ſchreibt ſie auf ein weiß Papier, das er verſchließt, ſagt aber niemand etwas davon.

Wie er achtzehn Jahre alt geworden, wollten ihn ſein Vater und ſeine Mutter verheirathen. Er gedachte der Verwünſchung, nahm das Papier hervor und ſagte: „Ehe ich nicht Schneeweiß-Feuerroth finde, kann ich mich nicht verheirathen.“ Er verabſchiedete ſich alſo von ſeinen Aeltern und zog mutterſeelenallein in die weite Welt hinein. Er ging und ſuchte, Monate verſtrichen, aber er fand nichts. So fand er ſich eines Abends müde und erſchöpft auf freiem Felde, in deſſen Mitte ein Haus ſtand. Am Morgen ſah er eine Hexe kommen, eine Ungeſtalt mit einem Geſicht, das Schrecken einflößte, die ruft: „Schneeweiß-Feuerroth, laß mir deine Zöpfe herunter, daß ich hinaufſteigen kann.“ Wie er den Namen hört, kehrt ihm der Muth zurück, und er ſagt: „Hier alſo iſt ſie!“ Indeſſen hat auch Schneeweiß-Feuerroth ihre langen Zöpfe heruntergelaſſen, und an ihnen kletterte die Hexe hinauf. Oben angekommen, ſetzte ſie ſich zum Eſſen, das konnte der Prinz ſehen, der hinter einem Baume verſteckt war.

Andern Morgens ſtieg die Hexe wieder herunter, und kaum war ſie fort, ſo kam er hinter dem Baume hervor und rief: „Schneeweiß-Feuerroth, laß mir deine Zöpfe herunter, daß ich hinaufſteigen kann.“ Jene glaubte, es ſei die Alte, löſte ihre Zöpfe, und der Königsſohn ſtieg hinauf. Wie er oben war, ſagt er: „Ach, mein Schweſterchen, was habe ich ausgeſtanden, um dich zu finden!“ Und er erzählte ihr ſeine Geſchichte, die Verwünſchung der Hexe, da er noch ſieben Jahre alt war.

Sie iſt freundlich zu ihm, reicht ihm Speiſe und

Trank und ſagt ihm: „Hüte dich, ſchöner Jüngling, denn findet dich die Hexe hier, ſo frißt ſie dich. Verbirg dich alſo.“ Schon kam die Drachenmutter über das Feld her, und der Königsſohn verbarg ſich. Sie rief von unten: „Schneeweiß-Feuerroth, laß mir deine Zöpfe herunter, daß ich hinaufſteigen kann.“ Das Mädchen, um ſie freundlich zu ſtimmen, ruft eilig: „Ich komm' ſchon, ich komme, meine Mutter!“ Und läßt ihre Zöpfe hinab. Droben beim Eſſen dient ſie ihr freundlich und gibt ihr dann wacker zu trinken, bis ſie trunken war. Dann ſchmeichelte ſie ihr und ſprach: „Mütterchen mein, was doch müßte ich thun, um von hier fortzukommen? Nicht daß ich die Meinung hätte, Euch zu verlaſſen, denn ich bin ja gern bei Euch, aber der Neugierde wegen. Bitte, ſagt es mir, Mütterchen!“ — „Was du zu thun haſt, um hier herauszukommen? Ah, das iſt ſchwer. Da mußt du alles, was hier iſt, bezaubern, daß ich Zeit verliere. Ich rufe und ſtatt deiner muß mir der Stuhl antworten, der Schrank, die Lade. Wenn du dann dich nicht am Fenſter zeigſt, ſteige ich hinein, dich zu ſuchen, und finde ich dich nicht, verfolge ich dich. Da iſt es nöthig, daß du dir die ſieben Fadenknäuel verſchaffſt, die ich verwahrt halte, denn erblickſt du mich hinter dir, mußt du das erſte davon fortwerfen, um mich aufzuhalten, und ſo nach und nach alle andern bis zum ſiebenten.“

Das Mädchen behielt die Worte der Hexe gar wohl im Gedächtniß, ſie freute ſich in ihrem Herzen, verhielt ſich jedoch ſtill. Als die Hexe am andern Morgen weggegangen war, berieth ſie mit dem Königsſohne, was ſie zu thun habe. Sie lief durch das ganze Haus und rief die Dinge an: „Tiſchlein mein, wenn die Mutter kommt, antworte du für mich! Stühlchen mein, antworte du

für mich, und du Schränkchen!" So verzauberte ſie alles, ſteckte die Knäuel zu ſich und entfloh mit dem Jünglinge, ſchnell, wie zwei Vögel.

Wie die Hexe zurückkommt, ruft ſie wie gewöhnlich: „Schneeweiß-Feuerroth, laß mir deine Zöpfe herunter, daß ich hinaufſteigen kann!" Da antwortete das Tiſchchen: „Ich komme, Mutter, ich komme!" Sie wartete ein Weilchen, und als niemand kam, wiederholte ſie ihren Spruch. Da antwortete das Schränkchen: „Mutter, ich komme ſchon, ich komme!" Wieder wartet ſie ein Weilchen. Wie auch jetzt niemand kommt, ruft ſie aufs neue hinauf, und jetzt antwortet die Lade: „Ich komme!" So gewannen die Flüchtlinge Zeit und liefen, was ſie laufen konnten. Da aber im Hauſe nichts mehr war, was Antwort geben konnte, merkte die Alte, was geſchehen, und ſchrie: „Verrath! Verrath!" Sie ſetzt raſch eine Leiter an, ſteigt hinauf, ſucht das Mädchen, findet es nicht, findet auch die Fadenknäuel nicht und ruft: „Ei du Verruchte, das haſt du mir gethan? Jetzt will ich dein Blut trinken!" Und nun lief ſie, dem Geruche folgend, hinter den Flüchtigen drein. Nach langem Laufen erblickte ſie die beiden in der Ferne und rief: „Schneeweiß-Feuerroth, ſieh dich um, ich komme." Hätte ſich dieſe nun umgeſchaut, ſo wäre ſie verzaubert worden. Sie warf aber, wie die Hexe näher kam, das erſte Knäuel hinter ſich, und da erhob ſich ein hoher Berg auf dem Wege. Der hielt die Hexe wol etwas auf, dennoch erklimmte ſie ihn und erreichte drüben bald wieder die Fliehenden. Das Mädchen wirft das zweite Knäuel, und augenblicklich erſcheint eine Fläche voller Meſſer und Stacheln, ſodaß die Alte beim Darüberlaufen ganz zerſchnitten und zerſtochen wurde und das Blut nur ſo von

ihr troff: dennoch war ſie hinterdrein. Da wirft Schneeweiß-Feuerroth das dritte Knäuel, und ein entſetzlicher Strom rauſcht hervor, den die Hexe nur mit Mühe durchſchwimmt. Halb todt ſteigt ſie ans andere Ufer, aber die Verfolgung ſetzt ſie fort. Dem Fluſſe folgt eine Quelle voll giftiger Schlangen, dann andere Schreckniſſe, und die Hexe, todmüde geworden, muß innehalten, ſchleudert aber dem Mädchen eine Verwünſchung nach und ruft: „Daß dich der Königsſohn beim erſten Kuſſe ſeiner Mutter vergeſſe!“ Sie ſchrie ſo laut, daß ihr die Bruſt zerſprang, ſo ſtarb ſie. —

Der Jüngling wandert und wandert mit ſeinem Mädchen, und endlich erreichten ſie die Heimat, wo der Palaſt des Königs ſtand. Da ſprach er zu dem Mädchen: „Bleibe hier und warte, bis ich zurückkomme. Deine Kleider würden ſich für den Königspalaſt nicht ſchicken, ich gehe dir ſchönere zu holen, um dich alsdann meinem Vater und meiner Mutter zuzuführen.“ So blieb ſie.

Wie die Königin ihren geliebten Sohn wiederſieht, wirft ſie ſich ihm an die Bruſt, um ihn zu küſſen. Er hält ſie zurück und ſagt: „Theuere Mutter, küſſe mich nicht, ich habe ein Gelübde gethan, mich von dir nicht küſſen zu laſſen.“ Der Mutter thut das Herz weh und ſie vermag ſich ſolches nicht zu erklären, brannte aber vor Verlangen, dem Sohne den Kuß zu geben. Als er nun eines Nachts im tiefen Schlafe lag, ſchlich die Mutter in ſeine Kammer und küßte ihn ...

Schneeweiß-Feuerroth war vergeſſen. —

Einſam ſtand das Mädchen mitten auf der Straße, ohne zu wiſſen wo und wohin. Kam eine Alte des Weges und ſah das Mädchen, ſchön wie die Sonne, und

wie es weinte bitterlich. „Was haſt du, meine Tochter?“ — „Was ſoll ich haben? Ich weiß ſelber nicht, wie ich hierher gekommen.“ Die Alte tröſtete ſie und lud ſie ein, mit in ihr Haus zu kommen. Das Mädchen hatte geſchickte Hände zu aller Arbeit und wußte auch um die Zauberei. Sie fertigte jetzt feine Sachen und die Alte ging, ſie zu verkaufen; ſo brachten ſie beide ihr Leben durch. Eines Tages verlangte die Junge, die Alte ſolle ihr zwei Flicken Zeug aus dem Königsſchloſſe bringen, ſie brauche ſie zu einer Arbeit. Die Alte ging und brachte wirklich die Flicken. Nun waren da zwei Tauben, ein Männchen und ein Weibchen, die bekleidete Schneeweiß-Feuerroth fein ſäuberlich mit Kleiderchen, die aus den Flicken gemacht waren, ſodaß es eine Pracht war, ſie zu ſehen. Darauf flüſtert ſie den Thieren in die Ohren und ſagt: „Du biſt der Prinz und du biſt Schneeweiß-Feuerroth. Der König ſitzt zu Tiſch und ißt, ſo fliegt hin, erzählt ihm alles, was ihr erlebt.“ Da nun König und Königin, der Königsſohn und alle Großen zu Tiſche ſaßen, kommen die ſchönen Tauben herein und ſetzen ſich zumitten auf dem Tiſche nieder. Alle ſtaunten und riefen: „Wie ſchön ſind ſie!“ Jetzt fing die Taube, welche Schneeweiß-Feuerroth ſein ſollte, an zu ſprechen: „Lange iſt es her, doch weißt du noch, wie dein Vater die Springbrunnen mit Wein und Oel verſprach, daß du geboren werdeſt. Weißt du noch?“ Und der Tauber antwortete: „Wohl weiß ich es noch.“ Dann fuhr die Taube fort: „Denkſt du noch an die Alte, der du das Fläſchchen zerbrachſt? Denkſt du daran?“ Und wieder antwortete der Tauber: „Ich denke daran.“ — „Und haſt du die Verwünſchung vergeſſen, welche dir die Alte zurief, nicht heirathen zu dürfen, wenn du

nicht Schneeweiß-Feuerroth gefunden? Haſt du ſie vergeſſen?" — „Ich habe ſie nicht vergeſſen", erwiderte der Tauber. So gemahnte ihn die Taube nach und nach an alles, was geſchehen war und was ſie gemeinſchaftlich erlebt hatten. Zuletzt ſagte ſie: „Weißt du noch, wo die Alte uns nachlief, und haſt du die andere Verwünſchung vergeſſen: vom Kuß der Mutter? Haſt du Schneeweiß-Feuerroth doch vergeſſen?" Wie die Taube von dem Kuſſe ſprach, fiel es dem Königsſohn wie Schuppen von den Augen, der König und die Königin wußten ſich keine Deutung.

Dann nickten die Tauben, flogen zum Fenſter und vom Fenſter ſchwangen ſie ſich in die blaue Luft hinein. Der Königsſohn rief: „Heda, ſchaut mir, wohin dieſe Tauben fliegen! Gebt Acht, wohin ſie fliegen!" Die Diener laufen und ſehen, wie ſie ſich auf einer Hütte im freien Felde niederlaſſen. Zu dieſer Hütte eilt der Königsſohn, findet richtig Schneeweiß-Feuerroth, umarmt ſie und ruft: „Ach, du Aermſte, was haſt du um meinetwillen leiden müſſen. Doch jetzt komm, alles iſt gut!" Er führte ſie zu ſeiner Mutter, die ſtaunte und ſagte: „Was für eine Schönheit bringſt du da!" Er erzählte ſeine Geſchichte und erbat ſich Schneeweiß-Feuerroth zur Frau. Die Aeltern waren es wohl zufrieden, man wechſelte die Ringe und feierte die Hochzeit mit großer Pracht und Herrlichkeit.

Das waren ſie, und wir?
Wir ſitzen nüchtern hier.

Meine drei ſchönen Kronen!

Es war einmal eine Wäſcherin, die hatte eine Tochter. Als die Wäſcherin eines Tages unterwegs war, erwiſchte ſie ein Unwetter, ſodaß ſie krank nach Hauſe kam. Es blieb ihr wenig Zeit, ſie gab der Tochter einen Laib Brot und eine Flaſche Oel und ſprach: „Nimm dies Brot und dies Oel, daß du mir nicht Hunger leideſt, ich gehe ins Krankenhaus.“ Darauf ſchloß ſie die Hausthür ab und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche. Im Krankenhauſe ging es ſchlimm, ſie bekam das Fieber und verlangte den Beichtiger. Nachdem ſie gebeichtet, übergab ſie ihm den Schlüſſel und ſprach: „Frommer Vater, ich muß in Verzweiflung von hinnen gehen, denn ich habe eine Tochter, der ich auch gar nichts hinterlaſſen kann.“ Der Beichtiger tröſtete ſie und ſagte: „Verzage nicht, liebe Tochter, für dein Kind werde ich ſorgen. Gern will ich ſie in mein Haus aufnehmen, wo ihr meine Mutter und Schweſter zur Seite ſtehen werden.“ So ſtarb die Frau. Der Prieſter hatte den Schlüſſel in der Taſche, aber an das Mädchen dachte er nicht mehr. Es kam der Samstag, wo ſeine Mutter ihm die Taſchen zu wechſeln pflegte, da fand ſie den Schlüſſel. „Mein Sohn, was für ein Schlüſſel iſt das?“

Der rief: „O, wie konnte ich das vergeſſen!“ — und eilt, dem Mädchen zu öffnen. Wie er den Schlüſſel in die Pforte ſteckt, ruft das Mädchen von drinnen: „Mutter, biſt du's?“ Da tritt der Prieſter ein: „Still, meine Tochter, deine Mutter iſt in meinem Hauſe.“ Und er führte ſie fort. Kaum betritt ſie des Prieſters Haus, ruft ſie auch wieder: „Mutter, Mutter!“ — aber die Mutter war nicht da. Zuletzt mußten ſie ihr es denn ſagen: ihre Mutter ſei im Paradieſe. Von der Zeit an fand ſie keine Ruhe mehr im Hauſe, und eines Tages war ſie verſchwunden.

Sie irrt durch das Land, hierhin und dorthin, und ſieht endlich einen großen Palaſt, ſchwarz von oben bis unten. Sie tritt ein und durchwandert die weiten Räume. Sie kommt an die Küche: da liegen viele gute Dinge ungekocht herum; ſie betritt die andern Zimmer: da fehlt die ordnende Hand ſchon lange. Behend nimmt ſie einen Beſen und fegt die Corridore, dann ſäubert ſie die Kammern, putzt die Leuchter, ordnet die Betten, räumt das Weißzeug ein, ſcheuert und ſtäubt, ſodaß der Palaſt gar bald in friſcher Schöne glänzt. Dann geht ſie in die Küche, nimmt ein Hühnlein und bereitet etwas Brühe, zündet die Kerzen an und zieht ſich zurück.

Da, um Mitternacht, hört ſie eine Stimme, die klagt: „O, meine drei ſchönen Kronen! O, meine drei ſchönen Kronen!“ ... Und dieſe Stimme kam dem Palaſt immer näher. Dann trat eine ſchwarze Frau ein, die ſchaut ſich verwundert um und ſpricht: „O, wie gut! wie ſchön! Woher kommt dieſe Schöne? Heran, mein Sohn! Heran, meine Tochter. Biſt du ein Mann, ſo wirſt du mein Sohn ſein, biſt du ein Weib, ſo lohne dir's Gott!“ Als das Mädchen das hört, kriecht ſie

hervor und wirft ſich ihr zu Füßen. Da ruft die Frau: „O, meine Tochter, Gott lohne dir dieſe Liebe, die du mir darbringſt. Sieh, des Morgens gehe ich aus, meine drei ſchönen Kronen zu ſuchen. Sei du alſo die Herrin. Du findeſt die Schlüſſel an den Thüren ſtecken, ſchalte und walte, wie es dir gut däucht.“

Eines Tages, wie das Mädchen allein war, durchlief ſie den ganzen weiten Palaſt. Sie kam an eine kleine Thür, öffnete ſie und erblickte drei ſchöne Jünglinge, die lagen da mit offenen Augen, aber ſtarr und ſtumm. Schnell ſchließt ſie wieder ab und denkt bei ſich: Ob dies nicht die drei Söhne dieſer Frau ſind? Am Abend dann kam die Frau zurück und jammerte wieder und rief: „O, meine drei ſchönen Kronen!“ Wie ſie aber durch die Zimmer ſchritt, ſagte ſie: „Tochter mein, Gott lohne dir die Liebe, die du mir darbringſt.“

Wie das Mädchen eines Tages von den Fenſtern herab in den Garten ſchaute, ſah ſie eine Eidechſe mit drei kleinen Eidechſen. Augenblicks aber ſchießt eine andere hervor und tödtet die drei kleinen. Die Eidechſenmutter, kaum daß ſie die todten Kinder ſieht, dreht und wendet ſich, kriecht dahin und dorthin, zuletzt beißt ſie ein gewiſſes Kraut ab, eilt zu den Kleinen zurück und fängt an ſie mit dem Kraute zu reiben, eins nach dem andern, und alle drei werden wieder lebendig. Wie der Blitz wirft das Mädchen einen Stein nach der Eidechſe, ſodaß dieſe das Kraut fallen ließ, läuft in den Garten, nimmt es und pflückt dann einen Korb voll davon. Nun erſchließt ſie die kleine Thür, wo die Jünglinge lagen, reibt den erſten mit dem Kraute, reibt und reibt, bis er wieder zu ſich kam. Kaum ſchlug er die Augen auf, ſagte er: „Lieb Schweſterchen, wie dank' ich dir, du

haſt mir das Leben wiedergegeben.“ Sie aber geht zur Küche, tödtet ein Hähnchen, bereitet etwas Brühe und flößt ſie dem Erwachten ein. Darauf macht ſie ihm ein Bettchen, bettet ihn fein und geht zu den andern beiden Brüdern. Auch dieſe geben bald Lebenszeichen von ſich, auch ſie bekommen die Brühe und das Bettchen und legen ſich nieder. Wie ſie ſich erholt haben, fragen ſie, wo die Frau Kaiſerin ſei. Da dachte das Mädchen: Alſo die Frau iſt eine Kaiſerin? Und zu den Jünglingen ſagte ſie: „Bleibt hier ſtill, die Frau Kaiſerin ſollt ihr ſehen.“ Wie die Frau nun zurückkam und klagte: „O, meine drei ſchönen Kronen!“ — fing das Mädchen mit ihr zu plaudern an und fragte: „Wohin doch geht Ihr immer?“ — „Ach, meine Tochter, ich gehe, meine drei ſchönen Kronen zu ſuchen!“ — „Aber ſagt mir, wer ſind dieſe drei ſchönen Kronen?“ — „Höre, meine Tochter! Als ich meinen Gatten noch hatte, beſaß ich drei ſchöne Söhne, die verſchwanden dann plötzlich und ſie ſuche ich jetzt.“ So ſprach die Frau, das Mädchen aber ſagte: „Ich bitte eine Gnade von Euch: geht von morgen an nicht mehr aus. Euere drei Söhne werdet Ihr finden.“ — „O, Tochter, iſt das die Wahrheit?“ — „Glaubt mir, Ihr ſollt ſie finden.“ — „Und wie lange ſoll ich daheimbleiben?“ — „Acht Tage.“ — „Acht Tage? Gut, von morgen an gehe ich nicht mehr aus.“

In der Zeit gab das Mädchen den Söhnen zu eſſen, ohne daß die Kaiſerin etwas merkte, dann diente ſie der Kaiſerin, kämmte ſie, ſchmückte ſie und zeigte ſie den Söhnen, ohne daß die Mutter ſie ſehen konnte, durch eine Thürſpalte. So verſtrichen vier Tage, da ſagte das Mädchen zur Kaiſerin: „Jetzt macht nur Euere Ein-

ladungen, denn nächſten Sonntag habt Ihr Euere Söhne.“ Die Kaiſerin weinte vor Rührung und Freude. „Meine Tochter, wie ſoll ich dir lohnen, was du an mir thuſt?“ Und lud nun alle Großen des Landes ein und küßte das Mädchen vielemal auf den Mund. So kam der Sonnabend heran, und da rief ſie das Mädchen und ſprach: „Meine Tochter, wenn ich meine Söhne in Wahrheit wiederfinde, ſo ſollſt du den älteſten zum Gemahl haben.“

Am Feſttage kamen alle Herren und Edelleute, die Grafen und die Großen, deren Herrin die Kaiſerin war, die traten in den Thronſaal, und gleich darauf kam auch die Kaiſerin, das Mädchen am Arm, das ſie mit prächtigen Kleidern gekleidet hatte, und führte es den Herren vor.

Dann ging eine Thür auf, und die drei Jünglinge traten heraus. Man denke ſich die Freude! Die Mutter wirft ſich ihnen an den Hals, umarmt ſie und weint blutige Thränen. Die Muſik fängt an zu ſpielen, der Kaplan war bei der Hand, die Trauung zwiſchen der Jungfrau und dem älteſten Sohne zu vollziehen, und dieſer wurde auch ſogleich Kaiſer über das ganze Land.

Im Glücke erfreuten ſie ſich des Lichts;
Wir ſitzen im Dunkeln und haben nichts.

Die ſchöne Fiorita.

Es war einmal ein König, der hatte vier Kinder: drei Mädchen und einen Knaben, und das war ſein Thronfolger. Eines Tages ſagte der König zu ſeinem Sohne: „Mein lieber Sohn, ich will, daß deine Schweſtern heirathen, und zwar ſollen ſie den erſten beſten Mann nehmen, der um Mittag an unſerm Schloſſe vorübergehen wird.“ Zu jener Stunde aber gingen vorüber: zuerſt ein Schweinehirt, dann ein Jäger, zuletzt ein Todtengräber. Alle drei ließ der König hereinrufen und ſagte dem Schweinehirten, daß er die älteſte, dem Jäger, daß er die zweite, und dem dritten, dem Todtengräber, daß er die jüngſte Tochter heirathen müſſe. Die guten Leute glaubten zu träumen; als ſie aber merkten, wie es dem Könige wol Ernſt war, verbeugten ſie ſich und riefen, ganz betäubt von ihrem Glück: „Herr König, Euer Wille geſchehe!“ Der Prinz wurde ganz traurig, denn er liebte die jüngſte Schweſter vor allen, und ſo jammerte es ihn, daß ſie die Frau eines Todtengräbers werden ſollte. Er flehte den König an, ſein Schweſterlein zu verſchonen, dieſer jedoch wollte von nichts wiſſen.

Aber die Hochzeit vermochte er nicht mit anzuſehen, er ſtieg in den Garten hinab, um mit ſeiner Trauer

allein zu ſein, und ſiehe, in dem Augenblicke wo der Prieſter in der königlichen Kapelle die drei Paare ſegnete, fing der ganze Garten in den allerſchönſten Blumen zu blühen an, und aus einer leichten Wolke kamen die Worte: „Beglückt, wer einen Kuß vom Munde der ſchönen Fiorita bekommt.“ Der Königsſohn bebte am ganzen Leibe, ſodaß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Dann kam ihm aufs neue der Schmerz über die verlorenen Schweſtern, er lehnte ſein Haupt an einen Olivenbaum, weinte bitterlich und blieb lange Zeit in tiefe Gedanken verſunken. Erſt ſpät erwachte er aus ſeinem Traum und ſprach: „Ich kann nicht länger bei meinem Vater bleiben. Ich will in die Welt hinaus und nicht eher Frieden haben, als bis ich den Kuß von den Lippen der ſchönen Fiorita bekommen habe.“

So wandert er dahin, wandert über Meer und Land, über Berge und Ebenen, doch fand er niemand, der ihm Kunde gäbe von der ſchönen Fiorita. So verfloſſen drei Jahre. Eines Tages, da er aus einem Walde trat, that ſich vor ihm eine ſchöne Aue auf. Auf der Aue ſteht ein Palaſt, vor dem Palaſt ein Brunnen, und er geht darauf los, ſeinen Durſt zu löſchen. Ein Kind von zwei Jahren, das in der Nähe des Brunnens ſpielt, ſieht ihn, fängt zu weinen an und ruft die Mutter. Die Mutter kommt, und kaum ſieht ſie den Jüngling, läuft ſie ihm entgegen, umarmt und küßt ihn und ſchreit freudevoll: „Willkommen, mein Bruder! Willkommen! Kennſt du deine Schweſter nicht?“ Er hatte ſie anfangs nicht erkannt, wie er ihr aber näher ins Geſicht ſchaute, erkannte er ſie wohl und rief: „Sei gegrüßt, o Schweſter mein!“ Das war ein rechtes Feſt. Sie führte ihn zu ihrem Manne, und auch der war erfreut, ihn zu

sehen. Alle drei küßten voll Liebe das Kind, welches bewirkt hatte, daß der Jüngling nicht fremd an dem Hause vorübergegangen war.

Hierauf verlangte den Prinzen, zu wissen, was aus den andern beiden Schwestern geworden, und er erfuhr, daß es ihnen wohl gehe und sie mit ihren Gatten ein prächtiges Leben führten. Der Prinz wunderte sich, der Schwager aber erzählte, daß das Glück bei ihnen eingekehrt sei, nachdem sie die Bezauberung eines Magiers erfahren. „Ist es möglich, meine beiden andern Schwestern zu sehen?" fragte der Prinz. Der andere antwortete: „Am zweiten Tage, so du immer gegen Sonnenaufgang wanderst, findest du die zweite, am dritten dann die dritte." — „Aber ich muß den Weg finden, der mich zur schönen Fiorita führt, und wer sagt mir, ob der gegen Sonnenaufgang oder gegen Sonnenuntergang geht?" Der Schwager sagte: „Auch der geht gegen Sonnenaufgang, und doppelt glücklich wirst du sein, erst die Schwestern zu sehen und dann Kunde zu bekommen von der jüngsten über die schöne Fiorita. Ehe du jedoch abreisest, möchte ich dir ein Andenken geben. Nimm diese Schweinsborsten, sobald du in Gefahr bist und meinst, dich allein nicht retten zu können, wirf die Borsten auf den Boden und du rettest dich." Der Prinz nahm die Borsten, dankte dem Schwager und machte sich auf den Weg gen Sonnenaufgang.

So kam er andern Tages an den Palast der zweiten Schwester, auch hier war die Freude groß, und auch dieser Schwager gab ihm ein Angedenken. Wie er denn ein Jäger war, schenkte er ihm ein Büschel Vogelfedern, ihn anweisend, wie er sie zu brauchen habe. Er dankte und ging weiter. Am dritten Tage erreichte er die dritte

Schweſter. Sie empfing den Bruder, der ſie immer mehr als die andern geliebt hatte, noch freundlicher als jene, herzte und küßte ihn, und ſo auch ihr Mann. Der ſchenkte ihm am Ende ein Todtenknöchlein, das er brauchen ſolle wie die andern Gaben, und das Schweſterchen vertraute ihm', daß die ſchöne Fiorita nur eine Tagereiſe entfernt wohne und er die ſicherſte Kunde über ſie von einer Alten haben könne, der ſie, die Schweſter, manche Wohlthat erwieſen. Zu dieſer Alten ſchickte ſie ihn zunächſt.

Als der Prinz den Ort erreichte, wo die ſchöne Fiorita, die auch eine Königstochter war, lebte, ging er ſtracks zu der Alten. Kaum wußte dieſe, daß er der Bruder jener war, die ihr ſo viel Gutes gethan, empfing ſie ihn wie ihren eigenen Sohn. Zum Glück ſtand das Haus der Alten dem königlichen Schloſſe gegenüber und ſah gerade auf das Fenſter, an dem ſich die Schöne jeden Tag bei Sonnenaufgang zeigte. Wirklich erſchien ſie andern Tages in der Frühe am Fenſter, kaum bedeckt von einem weißen Schleier. Als der Prinz dieſe Blume von Schönheit ſah, wurde er ſo bewegt, daß er beinahe umgefallen wäre, wenn ihn die Alte nicht gehalten hätte. Doch beredete ihn dieſe, den Gedanken, die ſchöne Fiorita heirathen zu wollen, aufzugeben, indem ſie ſagte, der König wolle ſeine Tochter nur dem geben, der einen gewiſſen verſteckten Ort errathe, und den, der dies nicht könne, tödte. Sie erzählte auch, wie viele Prinzen auf dieſe Weiſe ſchon das Leben verloren hätten. Es war aber alles vergebens, er antwortete, er werde ſterben, wenn die ſchöne Fiorita nicht ſein würde.

Da erfuhr er von der Alten, der König kaufe für

ſeine Tochter die ſeltenſten Muſikinſtrumente, und hierauf baute er ſeinen Plan. Er ging zu einem Cimbalfabrikanten und ſagte: „Meiſter, ich möchte ein Cimbal, das drei Stücke ſpielt, jedes Stück einen Tag lang, und macht mir's auf die Weiſe, daß ſich ein Menſch drinnen verbergen kann. Ich bezahle dir tauſend Dukaten dafür. Iſt es fertig, ſo verberge ich mich darin, du gehſt und läßt es vor dem Fenſter des Königs ſpielen, kauft der es dann, ſo verkaufe es ihm unter dem Beding, daß du es jeden dritten Tag zum Stimmen abholen darfſt."

Dem Manne gefiel das Geſchäft, er machte alles genau ſo, wie es der Prinz angeordnet hatte, ging mit dem Inſtrument vor den König, der kaufte es und nahm auch die Bedingung des Verkäufers an. Darauf ließ er es in das Schlafzimmer ſeiner Tochter tragen und ſagte: „Sieh, mein Kind, dir ſoll es an keinem Vergnügen fehlen, nicht einmal, wenn du auf dem Bett liegſt, ohne ſchlafen zu können."

Neben der Schlafkammer der ſchönen Fiorita ſchliefen ihre Kammerfrauen. Als alle ſchliefen, kommt der Prinz aus dem Cimbal hervor, denn er hatte ſich wirklich darin verborgen, und ruft leiſe: „Fiorita, ſchöne Fiorita." Voll Schrecken erwacht ſie, ruft ihre Frauen: „Kommt ſchnell herbei, es hat mich hier jemand gerufen." Die Frauen laufen eilend herbei, finden aber niemand, denn ſchon war der Prinz in ſein Verſteck zurückgekehrt. Noch zweimal wiederholte ſich daſſelbe, die Frauen kommen, finden niemand, und endlich ſagt die Prinzeſſin: „Es mag wol ein Traum ſein. Sollte ich wieder rufen, ſo bleibt, wo ihr ſeid, ich befehle es euch." Dieſe Worte hörte auch der Prinz, und kaum waren die Zofen fort und wieder eingeſchlafen, näherte er ſich dem Lager

der Schönen und rief: „Schöne Fiorita, gib mir einen Kuß von deinem Munde, ſonſt ſterb' ich.“ Erſchrocken und zitternd am ganzen Leibe rief ſie nach den Zofen, die aber dachten an ihren Befehl und kamen nicht. Und ſie ſagte zum Prinzen: „Du biſt der Glückliche und haſt geſiegt. Komm her!“ Und ſie gab ihm den Kuß, und auf den Lippen des Prinzen blieb eine wunderſchöne Roſe zurück.

„Nimm dieſe Roſe“, ſagte ſie, „trage ſie auf dem Herzen, ſie wird dir Glück bringen.“ Das that der Prinz und erzählte ſeiner Schönen ſeine Geſchichte von dem Tage an, da er das väterliche Haus verlaſſen, bis auf die Liſt, die ihn in ihre Kammer gebracht hatte. Die ſchöne Fiorita freute ſich ſeiner Kühnheit und ſagte ihm, daß ſie ihn wol zu ihrem Gemahl wolle, er aber, ehe dies ſein könne, viele Schwierigkeiten zu überwinden habe, die ihm der König, ihr Vater, in den Weg legen werde. Da ſei zuerſt der Ort aufzufinden, wohin der König ſie zuſammen mit hundert andern Jungfräulein verſtecke, alle in gleicher Weiſe gekleidet und verſchleiert. „Ob dieſer Aufgabe“, ſagte ſie, „mache dir jedoch keinen Kummer: die Roſe, die du mir von den Lippen genommen und die du deshalb immer auf dem Herzen tragen mußt, wird dich mit Kraft des Magnets erſt nach dem Verſteck und dann in meine Arme führen. Der ſchwierigere Theil iſt dir aufbehalten, doch da mußt du ſelbſt zuſehen, wie du dich herausziehſt. Da walte unſer gutes Glück!“

Sogleich ging nun der Prinz zum Könige und bat ihn um die Hand ſeiner Tochter. Er ſagte ſie ihm zu, wenn er ſeine Aufgaben vollbringe. Die Roſe half ihm gar leicht über die erſte hinweg: er fand die ſchöne

Fiorita unter hundert Jungfräulein heraus. Damit war aber dem Könige nicht Genüge gethan. Er ließ den Jüngling in ein großes weites Gewölbe einſchließen, das war voll Früchte, dieſe Früchte ſolle er in einem einzigen Tage eſſen, oder er werde den Kopf verlieren. Da fiel dem Jünglinge der Muth, zum Glück erinnerte er ſich an die Schweinsborſten und an den Rath, den ihm der Schwager gegeben hatte. Er warf die Borſten auf die Erde, und ſiehe, da kamen eine Menge Schweine herbei, immer mehr und immer mehr, die fraßen die Früchte bis auf den letzten Stiel auf und verſchwanden. So war auch das gethan.

Schon aber kam der König mit einer neuen Aufgabe hervor. Er verlangte, daß der Prinz die Prinzeſſin durch den allerſüßeſten Geſang der allerſchönſten Vögel der Welt in Schlummer ſingen ließe. Da gedachte der Prinz der Federn, die ihm der Schwager Jäger gegeben, und wirft ſie auf den Boden. Siehe, da flattern herbei die allerſchönſten Vögel und fangen einen Geſang an ſo lieblich, daß auch der König in Schlaf fällt. Ein Diener jedoch, dem er vorher Befehl gegeben, mußte ihn ſogleich wieder wecken, und nun ſagte er zu dem Brautpaar: „Jetzt gehört ihr euch ganz in euerer Liebe; morgen früh aber will ich ein Kind von zwei Jahren bei euch finden, welches ſprechen und euch bei Namen nennen kann, ſonſt müßt ihr doch noch ſterben.“

Der Prinz und die Prinzeſſin gingen voll Trauer hinweg, doch tröſtete ſie der Prinz und ſprach: „Laß uns zur Ruhe gehen, wer weiß, ob bis morgen nicht eine Hülfe erſcheint!“ In der Frühe erinnert er ſich des Todtenknöchleins, das ihm der Todtengräber geſchenkt.

Er warf es vom Bett aus auf den Boden, und ſiehe, ein wunderſchöner Knabe erſchien, der hatte einen Goldapfel in der rechten Hand und rief ſie: „Vater und Mutter!“ Der König tritt in die Kammer, der Knabe geht ihm entgegen und legt ihm den Goldapfel in die Krone, die der König auf dem Kopfe hatte. Da küßte der König das Kind, ſegnete die Brautleute, und indem er die Krone abnahm, um ſie dem Schwiegerſohne aufzuſetzen, ſagte er: „Die iſt jetzt dein!“

Nun bereitete man große Feſte am Hofe für die Hochzeit, dazu wurden die drei Schweſtern mit ihren Männern auch geladen. Und auch der Vater des Prinzen, der ſeinen Sohn ſchon längſt verloren glaubte, eilte, als er dieſe frohe Kunde erhielt, herbei, um ihn zu umarmen und ihm ſeine Krone zu ſchenken. So wurden der Prinz und die ſchöne Fiorita König und Königin über zwei mächtige Reiche und lebten von da an glücklich und zufrieden.

Beutel, Mäntelchen und Wunderhorn.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne, außer den drei Söhnen beſaß er nichts als ein Haus, und auch dieſes mußte er eines Tages, da Noth an den Mann kam, verkaufen, bis auf drei Steine, die vor der Thür ſtanden. Wie er ſterben wollte, bat er die Nachbarn, ihm einen Notarius zu rufen, das Teſtament aufzuſetzen. Die Nachbarn lachten und ſprachen: „Das Teſtament? Du haſt ja nichts deinen Söhnen zu hinterlaſſen.“ Die Söhne, die das hörten, meinten auch, es ſei nicht von nöthen. Der Vater bat aber ſo lange, bis einer kam und ihn fragte, was er ſchreiben ſollte. „Ich hatte“, ſagte der Sterbende, „ein Häuslein, dies verkaufte ich und behielt mir und meinen Söhnen nur die drei Steine vor, die vor der Thür ſtehen. Von dieſen drei Steinen vermache ich meinem Erſtgeborenen den erſten, meinem zweiten den andern, und der jüngſte ſoll den dritten haben.“ So ſtarb er.

Die Söhne wußten nicht, was anfangen, und da ſie der Hunger plagte, ſprach der älteſte: „Was ſoll ich ferner in dieſem Lande? Wer weiß, wo mir mein Glück blüht! Jetzt grabe ich mir den Stein heraus, den mir der Vater hinterlaſſen, und ziehe fort von hier.“

Die Herrin des Hauſes wollte ihm den Stein abkaufen, er aber beſtand auf ſeinem Rechte und grub ihn aus. Auf dem Grunde fand er ein kleines ledernes Beutelchen, das ſteckte er zu ſich, lud den Stein auf und ging in ein anderes Land. Dort angekommen, ſetzte er ſich nieder, um auszuruhen. Er zog das Beutelchen hervor, es war leer, und er ſprach traurig vor ſich hin: „O, Beutelchen, wäre ein Hellerlein in dir, daß ich mir Brot kaufen könnte.“ Kaum hatte er dies geſagt, ſo lag ein Heller im Beutel. Nun faßte er Muth und ſprach: „Beutelchen, gib mir hundert Dukaten!“ Und auch die gab ihm der Beutel, und ſo oft und ſo viel er ſagte, alles bekam er, bis er unermeßlich reich wurde, ſo reich, um ſich einen Palaſt zu bauen gegenüber dem Schloſſe des Königs. Dort ſchaute er jeden Morgen heraus, und weil auch die Königstochter herausſchaute, ſo machte er ihr bald ſüße Augen, und ſie fing an ſeinem Herzen über die maßen theuer zu werden. Ihr näher zu kommen, machte er dem Könige einen Beſuch als Nachbar, und die Prinzeſſin merkte gar bald, daß er ein reicher Mann ſein müſſe, reicher ſelbſt als ihr Vater. Wie er darauf mit ihr ſprach, ſagte ſie: „Gern nehme ich Euch zu meinem Gemahl, aber ſagt mir zuvor, woher Euch ſolcher Reichthum kommt.“ Der Thor zeigte ihr das Beutelchen und erklärte ihr, wie es zu benutzen wäre. Da wurde die Prinzeſſin froh, gab ihm beim Eſſen einen Schlaftrunk unterm Wein, nähte ein Beutelchen, genau wie das ſeine, das ſie zu ſich ſteckte, und kümmerte ſich nicht weiter um den Betrogenen. Der merkte nur zu bald, wie die Dinge ſtanden, das Beutelchen gab nichts mehr her, und als er alles Vorhandene aufgezehrt, auch den Palaſt verkauft hatte, mußte er als ein

armes Landläuferlein weiter wandern und wußte nicht, wohin er ſein Haupt legen ſollte.

Da hörte er einſt, wie ſein mittlerer Bruder reich geworden wäre, zu dem machte er ſich alſo auf den Weg, ihm ſein Misgeſchick zu erzählen. Der Bruder kam ihm voll Liebe entgegen, und als ihn jener um den Grund ſeines Reichthums fragte, erzählte er, wie auch ihn der Hunger geplagt und er, da er nicht mehr wußte, was thun, den Stein ausgegraben und ein Mäntelchen gefunden habe. Das Mäntelchen aber hatte eine geheime Kraft beſeſſen, denn als er es zum Scherz um ſeine Schultern warf, bemerkte er, daß ihn die Leute nicht mehr ſehen konnten. So oft er den Verſuch machte, immer geſchah es, daß ihn niemand von den Umſtehenden weiter ſehen konnte. „Als mich jetzt der Hunger plagte", fuhr er fort, „ging ich in eine Schenke, nahm mir ungeſehen Brot und Wein und ging weg, ohne daß mich jemand angehalten hätte. Mein Werk ſetzte ich bei Goldſchmieden und Kaufherren fort, raubte auch die Geldpoſt des Königs aus und wurde ſchließlich ſo reich, daß ich nicht mehr wußte, was alles mit meinem Gelde anfangen." — „Wenn das ſo iſt", ſagte verwundert der andere, „ſo bitte ich dich, lieber Bruder, leihe mir das Mäntelchen ein wenig, bis ich wieder auf einen grünen Zweig gekommen, dann geb' ich's dir zurück." Der Bruder gab ihm das Mäntelchen und ſprach: „Geh' hin und brauche ſeiner zu deinem Glücke." Der Aelteſte nahm darauf Abſchied und wanderte ins Land hinein. Das Mäntelchen that ſeine Pflicht, und ſein jetziger Beſitzer trieb es ärger, denn zuvor ſein Bruder; wo irgend Gold und Silber lag in Schränken und in Kiſten, das wurde von ihm mitgenommen. Aber die Königstochter

kam ihm nicht aus dem Sinn, und als er genug zusammengebracht, ging er schnurstracks wieder zu ihr. Wie die ihn reicher erfand denn zuvor, neigte sie sich ihm voll Holdseligkeit und fragte ihn schmeichelnd: „Gern will ich deine Gemahlin sein, aber sage mir, woher kommt dir solcher Reichthum, daß du selbst reicher bist als mein Vater?“ Er vertraute ihr sein Geheimniß, zeigte ihr auch das Mäntelchen, und es geschah, was geschehen mußte: die Königstochter führte ihn zur Tafel und sprach: „Jetzt essen und trinken wir, ein Vergnügen findet sich dann schon.“ Seelenvergnügt aß er und trank den rothen Wein und merkte es nicht, der Thor, wie jene wieder falsches Spiel spielte und ihm einen Schlaftrunk in den Wein mischte. Er schlief fest ein, die Prinzessin nahm ihm sein Mäntelchen, fertigte ein ganz gleiches, das sie an Stelle des ersten steckte, und er merkte den Betrug nicht eher, als bis er in ein Haus trat, wo sechs starke Brüder wohnten, an deren Tisch er sich ungesehen zu setzen meinte. Sie sahen ihn aber gar wohl, und wie er ungeladen über ihre Speisen herfuhr, so prügelten sie ihn windelweich und warfen ihn zur Thür hinaus.

Nachdem sein Rücken heil geworden, merkte er, daß er hier nichts mehr zu schaffen habe, die Reichthümer waren zu Ende, und er wollte nach Hause, um sich als Knechtlein zu verdingen. Hier hörte er jedoch, daß sein jüngster Bruder indessen steinreich geworden sei, er habe einen Palast und große Dienerschaft. Da kamen ihm andere Gedanken, er beschloß zu diesem Bruder zu gehen, der werde ihn nicht in der Noth sitzen lassen. So ging er hin. Der Bruder freute sich gar sehr und rief: „O, mein Bruder, du? Wo bist du gewesen? Schon lange

betrauerte ich dich als todt.“ Darauf umarmte er ihn und küßte ihn von Herzen. Wie jener merkte, daß ihm der jüngſte Bruder gar freundlich geſinnt ſei, fragte er ihn: „Aber ſag' mir, Brüderlein, woher kam dir dieſer Reichthum?“ Da hub der Jüngſte an und erzählte: „Da unſer Vater geſtorben war, ging's mir gar ſchlecht, und da uns dieſer ſtatt Brotes einen Stein hinterlaſſen hatte, plagte auch mich der Hunger gar gewaltig. In der Verzweiflung reiße ich meinen Stein aus der Erde und finde darunter ein Hörnlein. Zum Spaß nur blaſe ich hinein, doch ſiehe, es erſchien mit einem mal eine große Menge Kriegsknechte, dieſe fragten mich: «Was iſt Euer Befehl?» Da zog ich den Athem ins Horn zurück und ſie verſchwanden. Jetzt wußte ich, was ich zu thun hatte. Ich ſtreifte mit meinen Scharen durch Städte und Länder, bekriegte und eroberte, ſammelte unermeßliche Beute, und als ich genug beiſammen hatte, kehrte ich heim, baute mir dieſen Palaſt und lebe als ein reicher Mann herrlich und in Freuden.“ Der ältere Bruder hatte alles ſtillſchweigend mit angehört, am Schluſſe bat er ihn, ihm ſein Wunderhörnlein ſo lange zu leihen, bis er ſich wieder auf die Beine gebracht, dann wolle er es ihm ſchon zurückgeben.

Gern ließ es ihm der Bruder, küßte ihn, umarmte ihn und ließ ihn ziehen, ſein Glück zu verſuchen. Das erſte, was dieſer that, war, eine Stadt zu erobern, die wegen ihrer Reichthümer in aller Welt bekannt war. Vor den Thoren angelangt, ſtieß er ins Horn, und die Kriegsleute kamen, und ſo lange blies er, bis ſich die ganze weite Ebene vor der Stadt mit Soldaten gefüllt hatte. Denen befahl er, die Stadt anzugreifen und zu plündern. So geſchah es. Die Mannen ſtürmten die

Mauern, überſtiegen ſie und in Bälde kehrten ſie zurück, reich beladen mit Gold und Silber und allen erdenklichen Koſtbarkeiten. Mit dieſen Reichthümern ging er nach der Stadt, wo die Königstochter wohnte, ſtieg in einem vornehmen Hauſe ab, verwahrte ſeine Schätze, ſteckte das Wunderhorn bei und ſuchte die Prinzeſſin auf. Dieſe war freundlich zu ihm, und auch der König und die Königin machten ihm ein zufriedenes Geſicht und luden ihn zur Tafel ein.

Die Prinzeſſin aber meinte es nicht gut, ſie brannte der Gedanke, zu erfahren, wodurch er neuerdings reich geworden. So ließ ſie denn nicht nach mit Bitten und Schmeicheln und erreichte, daß er ihr das Wunderhorn zeigte und ſich rühmte, damit tauſend Millionen Kriegsknechte aus dem Boden rufen zu können. Die Prinzeſſin ließ ſich nichts merken, aber bei Tiſch miſchte ſie ihm einen ſo ſtarken Schlaftrunk, daß er vierundzwanzig Stunden lang ſchlafen mußte. Während dieſer Zeit nahm ſie ihm das Hörnlein weg und legte ein anderes an ſeine Stelle.

Andern Tages, als er erwachte und ſich die Augen rieb, kamen der König und die Königin, verſpotteten ihn wegen ſeines Betrunkenſeins und ſchickten ihn ſchnöde hinweg. Beſchämt raffte er ſeine Reichthümer zuſammen und reiſte in ein anderes Land. Unterwegs fiel er unter die Räuber, die ihn ausplündern wollten. Er aber, nicht faul, wiſchte mit dem Horn hervor und ſtieß hinein. Diesmal kamen jedoch keine Soldaten, er mochte blaſen, daß er blau wurde: es kam niemand, ihm zu helfen. So mußte er ſeine Habe den Buſchkleppern laſſen und bekam außerdem noch ſo jämmerliche Prügel, daß er, über und über voller Striemen, halbtodt am Wege liegen blieb. Mit dem Horn am Munde erwachte

er, und nun wußte er ganz genau, daß ihm auch dieſes vertauſcht worden und daß er auch den jüngſten Bruder ins Unglück geſtürzt hatte. Er wollte jetzt nicht länger leben und beſchloß, ſich von einem Felſen zu ſtürzen.

Er ſteigt hinauf, und auf der Spitze angekommen, ſpringt er hinab in die Tiefe. Die Sinne ſchwanden ihm bereits, als er fühlte, wie er in den Aeſten eines Baumes hängen blieb. Er macht die Augen auf und ſieht einen ſchwarzen Feigenbaum, über und über mit Früchten bedeckt. Noch einmal erwacht in ihm die Luſt zum Leben, und er denkt, es könne zum wenigſten nichts ſchaden, wenn er ſich erſt noch einmal ſatt an Feigen eſſe, ſterben könne er ja dann immer noch. So fing er an zu eſſen und merkte es anfangs gar nicht, wie ihm bei jeder Feige, die er verſchluckt hatte, ein Horn aus dem Kopfe gewachſen war: Stirn, Wangen und Schläfe waren mit wunderlichſten Hörnern bedeckt. Wie er ſich deſſen bewußt ward, dachte er: jetzt iſt's erſt recht Zeit zu ſterben, und ließ die Aeſte des Baumes los und fiel weiter hinab in die Tiefe, fiel und wurde von einem weißen Feigenbaum aufgefangen, der wie der erſte mit Früchten überſäet war. Er kam zu ſich, ſah die Menge der köſtlichen Früchte und dachte: Mehr Hörner, als ich jetzt habe, kann ich unmöglich bekommen, ſterben muß ich einmal, alſo ... Und er begann die Früchte zu eſſen. Aber wie er aß, merkte er, daß ſich bei jeder Feige ein Horn zurückzog und verſchwand, er fühlt noch immer mehr ſchwinden, bis ſie alle miteinander verſchwunden waren. Jetzt kam ihm ein Gedanke. Vorſichtig kletterte er zu den ſchwarzen Feigen empor, pflückte ſich alle Taſchen voll und ging zurück in die Stadt.

Hier legte er die Feigen in ein nettes Körblein,

kleidete ſich als Bauer an und rief ſie, weil ſie außergewöhnlich zeitig waren, vor dem Königspalaſte aus. Der König hörte den Ruf, ließ ihn hereinrufen und kaufte ihm alle Feigen ab. Mittags erſchienen die ſchönen Feigen auf der königlichen Tafel, und alle aßen davon, am meiſten jedoch die Königstochter, da ſie ihr beſonders gut ſchmeckten. Kaum waren ſie fertig, ſo bemerkten ſie mit Schrecken, daß ſie die Geſichter voll Hörner hatten, am meiſten wieder die Prinzeſſin. Da war guter Rath theuer! Sie riefen die Aerzte der Stadt herbei, die ſchüttelten den Kopf und ſagten: „Hier können wir nichts thun.“ Der König ſchickte darauf einen Herold durchs ganze Land, der mußte verkünden: „Wer den König und ſeine Familie von der Plage der Hörner befreit, darf ſich von ihm eine Gnade erbitten, was es auch ſei, er wird es ihm gewähren.“

Dies kam auch vor die Ohren des Feigenhändlers, und nun ging er zu dem weißen Feigenbaume, pflückte ſich genügend davon, verkleidete ſich als Arzt und ging zum Könige. Der ließ ihn gern vor, und der Arzt begann: „Herr König, ich bin der Mann, der Euch und die Euern von den Hörnern befreien kann, aber ...“ Die Königstochter fiel ihm ins Wort und rief: „O Vater, die meinen muß er zuerſt wegſchaffen.“ Da ging der Arzt mit ihr in eine Kammer, ſchloß ſie ab und fragte die Gehörnte: „Erkennſt du mich? Ja oder Nein. So höre, was ich dir in zwei Worten ſage: entweder gibſt du mir meine Sachen: das Beutelchen, das Mäntelchen und das Wunderhorn, zurück und ich befreie dich von den Hörnern, oder ich laſſe dir noch einmal ſo viele wachſen. Wähle!“ Die Königstochter, die ſo viel Kummer um den böſen Schmuck gelitten hatte

und ihm eine Rache gar wohl zutraute, ſprach: „Schaff' mir die Hörner weg, und du bekommſt alles zurück, doch mußt du mich zu deiner Frau machen.“ Das war er zufrieden, die Prinzeſſin gab ihm die Sachen zurück, und wie er ſie hatte, ließ er ſie ſo viel weiße Feigen eſſen, als ſie Hörner hatte, und ſie verſchwanden ſämmtlich. So geſchah es auch mit dem König und der Königin und allen, ſo von den ſchwarzen Feigen gegeſſen hatten, und darauf erinnerte er den König an die verſprochene Gnade und bat ihn um die Hand ſeiner Tochter. So wurde gar bald Hochzeit gemacht. Mäntelchen und Horn gab er jetzt ſeinen Brüdern zurück, denn er brauchte ſie nicht mehr, da er ſein Beutelchen Gib-Geld wieder hatte. Als nach Jahr und Tag der alte König ſtarb, wurde er König und ſeine Frau Königin, und ſie lebten glücklich und zufrieden.

Sie thäten des Glücks in Fülle genießen;
Wir aber ſind ein Bündel Radieſen.

Das Lavendelſtöckchen.

Es war einmal ein Vater, der hatte eine Tochter, die hieß Viola, und weil die Mutter todt war, ſchickte er ſie zu einer Lehrerin, damit ſie gut erzogen werde. Dieſe Lehrerin nun hatte ihr Haus gegenüber dem Schloſſe des Königs, dort ſchaute der Sohn des Königs heraus, und wenn Viola ans Fenſter trat, ſo blickte ſie ihm gerade ins Geſicht. Eines Tages, wie ſie gerade ihr Lavendelſtöckchen goß, fragte ſie der Prinz:

Viola, Viola, ſag' mir auch,
Wieviel Blätter hat der Lavendelſtrauch?

Sie wußte es nicht, und ganz beſchämt lief ſie zur Lehrerin. Die fragte: „Was haſt du?“ Und Viola antwortete: „Der Königsſohn hat mir eine Frage vorgelegt und geſagt:

Viola, Viola, ſag' mir auch,
Wieviel Blätter ſind am Lavendelſtrauch?“

„Höre, mein Kind“, antwortete die Lehrerin, „ſollte er dich wieder fragen, ſo ſprich nur:

Herr König, Herr König, ſagt mir an,
Wieviel Sterne am Himmel ſtahn.“

So geſchah es, und als der Königsſohn am nächſten Morgen wieder ans Fenſter trat und ſeine Frage that, rief Viola dagegen:

Herr König, Herr König, ſagt mir an,
Wieviel Sterne am Himmel ſtahn.

Der Königsſohn wußte nicht zu antworten und es ſchien ihm das eine rechte Schande zu ſein. So ſann er darauf, ſich an Viola zu rächen. Er ging im geheimen zur Lehrerin und ſagte ihr: „Wenn du mich dieſen Abend unter Viola's Bett verſtecken läßt, ſo gebe ich dir, was du willſt.“ Die Lehrerin ſagte Ja, und als es Nacht geworden war und Viola im tiefen Schlafe lag, nimmt der Königsſohn eine lange ſpitze Nadel und ſticht ſie durch die Kiſſen hindurch hier und dort. Viola erwacht, wird unruhig und klagt der Lehrerin, wie ſie vor Flöhen und Wanzen nicht ſchlafen könne. Immer wieder fragte die Lehrerin: „Viola, warum ſchläfſt du nicht?“ Und immer wieder antwortete Viola: „Ach, weil mich Floh und Wanze ſticht.“

Wie ſich die zwei am andern Morgen wiederſahen, rief der Königsſohn herüber:

Viola, Viola, ſag' mir auch,
Wieviel Blätter ſind am Lavendelſtrauch?

Und ſie dagegen:

Herr König, Herr König, ſagt mir an,
Wieviel Sterne am Himmel ſtahn.

Dann lachte jener und ſagte:

Viola, warum ſchläfſt du nicht?
Ach, weil mich Floh und Wanze ſticht.

Da lief Viola zu der Lehrerin und sagte: „Ihr habt mir da einen bösen Streich gespielt, und ich mag nicht länger bei Euch bleiben.“ Sie kehrt also zu ihrem Vater zurück, klagt ihm weinend ihr Leid und erzählt ihm die Geschichte vom Königssohne und dem Verrath der Lehrerin. Der Vater tröstet sie und spricht: „Sei ruhig, meine Tochter, der Königssohn soll nicht über dich triumphiren. Laß mich nur machen.“ Er kauft jetzt ein wunderbares Pferd, und bei dem Goldschmiede läßt er einen Gürtel aus lauterm Golde machen. Beides bringt er zu der Tochter und sagt ihr: „Setze dich zu Pferde, nimm den Gürtel und reite am Schlosse des Königs auf und ab.“ Wie sie unter den Fenstern war, wo der Prinz herausschaute, ließ sie den Gürtel in der Sonne blitzen und rief:

Wer mein Rößlein küßt unterm Schwanz,
Hat den Gürtel von Golde ganz!

Jenem stach das Gold in die Augen, er ließ sich herbei und sagte zur Reiterin: „Komm nur her, ich thue es wohl!“ Und wirklich that er's, dann aber sprengte das Mädchen spornstreichs davon und ließ den Prinzen, ohne ihm den Gürtel gegeben zu haben, zurück, ihm noch aus der Ferne zurufend:

Den Kuß, den gab der Königssohn,
Der Gürtel ward ihm nicht zum Lohn.

Am nächsten Morgen schickte der Vater sie wieder zur Lehrerin. Doch kaum zeigte sie sich am Fenster, als auch der Königssohn drüben heraussah. Er grüßte sie und sprach: „Wie geht's der Viola? Es ist lange, daß

ich ſie nicht geſehen habe. Nun ſoll ſie mir auch Red' und Antwort ſtehen:

Viola, Viola, ſag' mir auch,
Wieviel Blätter hat der Lavendelſtrauch?"

Sie war ſchnell mit der Gegenfrage bereit:

Herr König, Herr König, ſagt mir an,
Wieviel Sterne am Himmel ſtahn.

Da höhnte er ſie aufs neue und ſprach:

Viola, warum ſchläfſt du nicht?
Ach, weil mich Floh und Wanze ſticht.

Doch ſchnell gab ſie ihm zurück:

Den Kuß, den gab der Königsſohn,
Der Gürtel ward ihm nicht zum Lohn.

Da zog ſich der Königsſohn beſchämt zurück und dachte nach, wie er der Viola einen neuen Tort anthun könne. Er kleidete ſich als Fiſcher, nahm einen Korb voll Fiſche und rief durch die Straße: „O, welch ſchöne Fiſche! O, welch ſchöne Fiſche!" Viola fragte, was er für die Fiſche wolle, und er rief hinauf: „Meine Fiſche ſind für Geld nicht feil, aber für einen Kuß mögt ihr ſie wol haben!" Viola verwunderte ſich wol, daß man Fiſche um Küſſe verkaufe, und glaubte, er ſcherze nur. „Ich ſcherze nicht", ſagte er, und dann:

Für einen Kuß, o Mägdelein,
Sind alle meine Fiſche dein.

Viola dachte, auf einen Kuß ſoll mir's nicht ankommen, ging hinab und gab ihm den Kuß, worauf er

mit ſeinen Fiſchen davonlief. Am andern Morgen begann das Spiel aufs neue. Frage hier, Antwort da. Als aber Viola geſagt hatte:

Den Kuß, den gab der Königsſohn,
Der Gürtel ward ihm nicht zum Lohn —

antwortete jener:

Am Kuſſe hab' ich mich gelabt,
Die Fiſchlein haſt du nicht gehabt.

Viola ging ärgerlich zu ihrem Vater, erzählte ihm alles, und der beſchloß, ſie nicht mehr zur Lehrerin zu ſchicken. Der Königsſohn mochte jetzt hinüberblicken ſo oft er wollte, Viola erſchien nicht mehr am Fenſter. Da wurde er vor Kummer ganz krank. Wie ſein Vater, der König, zu ihm kam, bat er ihn und ſprach: „Ach Vater, Vater, ich bin ſo krank, ich bitte Euch, laßt die Aerzte kommen, ob ſie mich wol geſund machen.“ Die Aerzte kamen, aber keiner wußte, was dem Königsſohn fehle, und die Krankheit wurde immer ſchlimmer und ſchlimmer. Da ließ der König Botſchaft in alle Lande tragen und alle Aerzte der Welt auffordern, ſeinen Sohn zu heilen. Das hörte auch Viola, kleidete ſich alsbald wie ein fremder Arzt und ging in das Schloß. Sie wurde vor den König geführt und ſprach: „Herr König, ich bin gekommen, Euern kranken Sohn geſund zu machen. Wo iſt er?“ Der König führte ſie in die Kammer des Königsſohnes, und ſie ſprach: „Höret, was ich Euch ſage. Laßt alle Fenſterläden ſchließen, und ich verſchließe die Thür von innen, denn nur im Finſtern kann ich ihn beſuchen. Hört Ihr dann Stimmen, ſo iſt das ein Zeichen von Beſſerung, und Ihr braucht nicht etwa her-

beizulaufen.“ Der König that alles, was ihm dieser Arzt sagte, denn er hoffte, seinen Sohn zu retten. Kaum war Viola allein, so lief sie durch die Kammer des Kranken, rasselte mit Ketten und rief:

Es kommt der Tod, das Klapperbein,
O Königssohn, du bist jetzt sein.

Das wiederholte sie vielemal, und der arme Königssohn fing an aus Angst zu schwitzen. Nun ging sie fort, trat vor den König und sprach: „Euer Sohn ist geheilt. Morgen in der Frühe aber setzt ihn an das Fenster, dem gegenüber wohnt ein schönes Mädchen, Viola, das liebt er über die maßen, so hat er mir gebeichtet, und hat er es gesehen, so wird er ganz genesen sein.“ Der König versprach, die Vorschriften des Arztes zu erfüllen, denn er hatte seinen Sohn zu lieb.

Andern Tages war Viola bei der Lehrerin, und da saß auch schon der Königssohn und fragte: „Viola, bist du endlich wieder da?“ Sie sagte, daß sie mit ihrem Vater eine Reise gemacht habe, und fragte ihn, wie es ihm gehe. Er seufzte und that sofort seine alten Fragen wieder, und Viola blieb ihm keine Antwort schuldig. Kaum hatte er diesmal gesagt:

Am Kusse hab' ich mich gelabt,
Die Fischlein hast du nicht gehabt —

antwortete Viola schon:

Es kommt der Tod, das Klapperbein,
O Königssohn, du bist jetzt sein!

Das hatte auch der König gehört, er ließ das Mädchen zu sich kommen, und sie mußte ihm ihre Geschichte

erzählen, und wie er dieſe wußte, ließ er ſie wieder nach Hauſe. Da fing der Sohn an zu klagen und zu weinen, er wolle Viola zur Frau, und klagte ſo lange, bis der König und die Königin ſich entſchloſſen, zu Viola's Vater zu gehen und ihn um die Hand ſeiner Tochter zu bitten. Der Vater war bereit, ſagte aber, daß er zuvor noch mit ſeiner Tochter ſprechen müſſe, und die verlangte vierzig Tage Zeit. In dieſer Zeit formte ſie aus einer mächtig großen Flaſche, aus Mehl und Honig eine Puppe, ſo groß wie ſie ſelber und ihr ähnlich. Darauf wurde die Hochzeit gefeiert.

In der Nacht, wo ſie ſich ſchlafen legen wollten, legte ſie an ihrer Statt die Puppe ins Bett, band einen Faden daran, deſſen Ende ſie in der Hand hielt, und trat hinter die Thür. Wie der Königsſohn hereintrat, begann er: „Viola, gedenkſt du des Tages, da ich dich fragte:

Viola, Viola, ſag' mir auch,
Wieviel Blätter hat der Lavendelſtrauch?"

Die Puppe nickte mit dem Kopfe.

„Denkſt du weiter daran, wie ich dir die Fiſche um einen Kuß verkaufen wollte?"

Wieder neigte die Puppe ihr Haupt.

„Erinnerſt du dich daran, wie du mich mit dem Tode genarrt? Ja? Nun ſo frage ich dich, thut es dir leid, daß du mir ſolches gethan?"

Jetzt ſchüttelte die Puppe mit dem Kopfe. Kaum ſah er dies, ſo zog er ſein Schwert und gab ihr einen Hieb in den Hals. Die Flaſche brach und der Honig floß heraus. Er leckt das Schwert ab und ruft verwundert: „Ei, wie ſüß iſt das Blut meiner Frau!

beizulaufen.“ Der König that alles, was ihm dieſer Arzt ſagte, denn er hoffte, ſeinen Sohn zu retten. Kaum war Viola allein, ſo lief ſie durch die Kammer des Kranken, raſſelte mit Ketten und rief:

Es kommt der Tod, das Klapperbein,
O Königsſohn, du biſt jetzt ſein.

Das wiederholte ſie vielemal, und der arme Königsſohn fing an aus Angſt zu ſchwitzen. Nun ging ſie fort, trat vor den König und ſprach: „Euer Sohn iſt geheilt. Morgen in der Frühe aber ſetzt ihn an das Fenſter, dem gegenüber wohnt ein ſchönes Mädchen, Viola, das liebt er über die maßen, ſo hat er mir gebeichtet, und hat er es geſehen, ſo wird er ganz geneſen ſein.“ Der König verſprach, die Vorſchriften des Arztes zu erfüllen, denn er hatte ſeinen Sohn zu lieb.

Andern Tages war Viola bei der Lehrerin, und da ſaß auch ſchon der Königsſohn und fragte: „Viola, biſt du endlich wieder da?“ Sie ſagte, daß ſie mit ihrem Vater eine Reiſe gemacht habe, und fragte ihn, wie es ihm gehe. Er ſeufzte und that ſofort ſeine alten Fragen wieder, und Viola blieb ihm keine Antwort ſchuldig. Kaum hatte er diesmal geſagt:

Am Kuſſe hab' ich mich gelabt,
Die Fiſchlein haſt du nicht gehabt —

antwortete Viola ſchon:

Es kommt der Tod, das Klapperbein,
O Königsſohn, du biſt jetzt ſein!

Das hatte auch der König gehört, er ließ das Mädchen zu ſich kommen, und ſie mußte ihm ihre Geſchichte

erzählen, und wie er dieſe wußte, ließ er ſie wieder nach Hauſe. Da fing der Sohn an zu klagen und zu weinen, er wolle Viola zur Frau, und klagte ſo lange, bis der König und die Königin ſich entſchloſſen, zu Viola's Vater zu gehen und ihn um die Hand ſeiner Tochter zu bitten. Der Vater war bereit, ſagte aber, daß er zuvor noch mit ſeiner Tochter ſprechen müſſe, und die verlangte vierzig Tage Zeit. In dieſer Zeit formte ſie aus einer mächtig großen Flaſche, aus Mehl und Honig eine Puppe, ſo groß wie ſie ſelber und ihr ähnlich. Darauf wurde die Hochzeit gefeiert.

In der Nacht, wo ſie ſich ſchlafen legen wollten, legte ſie an ihrer Statt die Puppe ins Bett, band einen Faden daran, deſſen Ende ſie in der Hand hielt, und trat hinter die Thür. Wie der Königsſohn hereintrat, begann er: „Viola, gedenkſt du des Tages, da ich dich fragte:

Viola, Viola, ſag' mir auch,
Wieviel Blätter hat der Lavendelſtrauch?"

Die Puppe nickte mit dem Kopfe.

„Denkſt du weiter daran, wie ich dir die Fiſche um einen Kuß verkaufen wollte?"

Wieder neigte die Puppe ihr Haupt.

„Erinnerſt du dich daran, wie du mich mit dem Tode genarrt? Ja? Nun ſo frage ich dich, thut es dir leid, daß du mir ſolches gethan?"

Jetzt ſchüttelte die Puppe mit dem Kopfe. Kaum ſah er dies, ſo zog er ſein Schwert und gab ihr einen Hieb in den Hals. Die Flaſche brach und der Honig floß heraus. Er leckt das Schwert ab und ruft verwundert: „Ei, wie ſüß iſt das Blut meiner Frau!

Und eine ſo ſüße Frau hab' ich umgebracht? Ach, ſo will ich mich auch umbringen!" Er zückt das Schwert gegen ſeine Bruſt ... da tritt Viola hinter der Thür hervor und ruft: „Halt! Ich lebe! Ich lebe!" Sie umarmten und küßten ſich.

Die Puppe aus Zucker und Honig, ſchau,
Aßen ſie auf als Mann und Frau.

Das goldene Schachſpiel.

Ein reicher Herr hatte einen Pachter, der war die Sparſamkeit ſelbſt und gewann ſich nach und nach eine Heerde von zwölf Schafen. Als er ſtarb, ließ er die Schafe ſeinem Sohne Peter und ſprach zum Herrn: „Ich lege Euch meinen Sohn ans Herz, ſeid freundlich zu ihm.“ Dieſer Herr liebte nichts ſo ſehr als das Schachſpiel und meinte, er wolle es auch einmal mit dem Sohne ſeines Pachters verſuchen. Er rief ihn und ſprach: „Peter, komm, wir wollen um ein Schaf ſpielen.“ Peter antwortete: „Herr, was brauchen wir lange zu ſpielen, alle meine Schafe ſind Euer.“ Der Herr ſagte: „Es iſt nicht um die Schafe, es iſt um das Spiel, und ſpielen müſſen wir.“ So ſetzten ſie ſich und begannen zu ſpielen. Sie ſpielen, und Peter gewinnt. „Setzen wir jetzt der Schafe zwei“, ſagt der Herr. Und wieder gewinnt der Knabe. Der Herr ſetzt vier Schafe, er ſetzt acht, dann ſechzehn, zuletzt zweiunddreißig ... der Knabe gewinnt und gewinnt. Und da die Nacht herum war, hatte er alle Schafe und Ziegen ſeines Herrn gewonnen. Sagt zu ihm der Herr: „Peter, heute verkaufſt du die Milch auf deine Rechnung.“ — „O nein“, antwortet dieſer, „wie kann das ſein, Ihr ſeid

der Herr und ich der Knecht.“ Doch der Herr ließ nicht ab und ſagte, es müſſe ſo ſein.

Am nächſten Abend ruft der Herr den Knaben wiederum zum Schachſpiel und ſagt: „Heute ſetze ich eine Kuh gegen acht von deinen Schafen.“ Peter mußte gehorchen und gewann die Kuh. Der Herr ſagt: „Jetzt eine Kuh gegen eine Kuh.“ Und Peter gewann wieder. Er warnte den Herrn, dieſer aber wollte nichts hören, und ſo ſetzte Peter, in der Hoffnung, ſeinen Herrn einen guten Gewinn machen zu laſſen, hundert Schafe gegen zwölf Kühe; aber auch hier gewann er. Der Herr ſetzte darauf vierundzwanzig Kühe, er ſetzte vierundvierzig ein, er verlor, und Peter gewann ihm alle ſeine Kühe ab. Der Herr ergrimmte, ſagte aber doch: „Morgen verkaufſt du auch die Kuhmilch auf deine Rechnung.“ Und obſchon ſich der Knabe weigerte, blieb es doch dabei.

Jetzt beſaß der Herr nur noch die Pferde und die Maulthiere, und wie ſie am Abend wieder beim Spiel ſaßen, ſetzte er dieſe gegen die Kühe: zwölf gegen zwölf, vierundzwanzig gegen vierundzwanzig, und ſo fort, bis er auch ſie alle miteinander an Peter verloren hatte. Jetzt ſetzte er Haus und Hof ein, aber eins, zwei, drei, Peter gewinnt auch diesmal, und aus war es.

„Peter“, ſagte darauf der Herr, „jetzt kannſt du mich zu deinem Knecht nehmen. Willſt du, ſo bleib' ich, willſt du nicht, geh' ich meiner Wege.“ Peter antwortete: „Wenn es Euch recht iſt, ſo bleibet als Verwalter der Güter, ich bin es gar wohl zufrieden.“ So verſorgte der Herr die Geſchäfte und kam oft in die Stadt, die Waaren zu Markte zu bringen. Eines Tages fand er an den Mauern große Zettel angeſchlagen, darauf ſtand geſchrieben, daß die Tochter des Königs von Spanien

ſich vermählen wolle, und zwar ſollte derjenige ihr Mann ſein, der ſie im Schachſpiel beſiege. Eilig kam der Verwalter nach Hauſe und ſagte es Peter an, wie er jetzt ſein Glück machen könne. „Gehe hin“, ſprach er, „du wirſt ſiegen!“ Nun ließ ſich der Jüngling bei einem Goldſchmiede ein Schachbret machen, das man nach Art eines Buches öffnen und ſchließen konnte. Das Schachbret war golden, die Schachfiguren halb aus Silber, halb aus Gold. Darauf macht er ſich, als Bauer gekleidet, auf den Weg, wandert und wandert; weil aber die Sonne gar zu mächtig war, ſchläft er unter einem Baume ein. Drei Feen gehen vorüber, ſehen den Jüngling und ſagen: „Wie ſchön iſt er! Wollen ihm eine Gabe zurücklaſſen.“ So legte ihm die erſte einen Beutel, die zweite ein Tafeltuch, und die dritte eine Violine zur Seite, und ſie ſprachen: „So oft er den Beutel öffnet, ſoll er ihn immer gefüllt finden. So oft er das Tafeltuch ausbreitet, ſoll es ihm Speiſe und Trank geben. So oft er auf der Violine ſpielt, muß tanzen, wer ihn hört.“ Sie verſchwanden, und Peter erwachte. Erwachte und rieb ſich die Augen und ſprach: „War das ein Traum? Drei Frauen beſchenkten mich?“ Er ſieht ſich um und findet die Sachen: Beutel, Tafeltuch und Violine. Schnell nimmt er das Tuch, breitet es aus und wünſcht ſich, zu eſſen. Und da ſtanden ſie: Mehlſpeiſen, Braten, Fiſche, Würſte, was das Herz begehrte, und er aß, wie er noch nie gegeſſen. Dann lud er ſich die Sachen auf und ging vergnügt weiter. Er kam aber an einen Kreuzweg und wußte nicht, welches die Straße nach Spanien war. Ein Schweinehirt war nicht weit davon, den rief er an und ſprach: „He, Gevatter, wo-

hin geht der Weg nach Spanien?" Der gab ihm, grob wie er war, keine Antwort, ſondern drehte ihm den Rücken. „Ei", ſagte Peter, „den wollen wir geſchmeidig machen; ſehen wir einmal zu, was die Violine kann." Er zieht ſie hervor, und beim erſten Striche ſchon fängt der Grobian mitſammt ſeinen Schweinen zu tanzen an, tanzt und tanzt, daß er den Athem verliert und nur noch rufen kann: „Gnade, Gnade! Genug, genug! Um der Barmherzigkeit willen!" Jetzt erſt hört Peter auf, ſetzt die Violine ab, und der Schweinehirt weiſt ihm ganz artig den Weg nach Spanien.

Er kommt dort an, geht durch die Stadt und ſucht den Palaſt des Königs. Man zeigt ihm dieſen, und da ſteht auch an der Thür angeſchlagen wieder die Bekanntmachung des Königs. Er iſt alſo zur Stelle und will eintreten, die Schildwache hält ihn zurück und fragt: „Was willſt du?" — „Mit der Königstochter Schach ſpielen." — „Ei du Bauerlümmel", rief die Wache, „mach', daß du fortkommſt! So viele Kaiſer und Könige ſind gekommen und haben mit der Prinzeſſin geſpielt, wie darfſt du es wagen?" Peter zeigte auf die Bekanntmachung und wollte mit Gewalt hinein. Bei dem Lärm, der entſtand, ſchauten die Hofleute zum Fenſter heraus und fragten, was los ſei. „O", rief die Wache hinauf, „es iſt hier ein Bauerlümmel, der durchaus mit der Prinzeſſin Schach ſpielen will." Und jene: „Laßt ihn nur herein, der König will es alſo." Da trat Peter ein und ging zum Könige; der läßt die Tochter rufen und ſagt zu ihr: „Was willſt du thun? Dieſer Bauer verlangt, mit dir zu ſpielen, mit dem wirſt du bald fertig." Die Königstochter nahm ganz ſtolz ihr Schachſpiel und forderte den Jüngling auf, mit ihr zu kommen.

Doch kaum ſieht dieſer das Schachſpiel, ſo ruft er: „Wie, eine Königstochter will auf ſo ſchlechtem Brete ſpielen? Iſt das auch ſchicklich? Das darf ich nicht leiden.“ Und nimmt das Schachbret und wirft es zum Fenſter hinaus. Dann zieht er ſein goldenes hervor. Wie das die Prinzeſſin ſieht, denkt ſie: „Ich muß auf meiner Hut ſein, das iſt ſicher kein gemeiner Bauer.“ Als ſie die Figuren theilten, gab er der Königstochter die goldenen und behielt die ſilbernen für ſich. Das Spiel begann, und gar bald ſtanden die Dinge für die Königstochter ſchlimm genug. Sie war nahe daran zu verlieren, da gibt ſie ihm von hinten einen tüchtigen Knipp ins Fleiſch, und wie ſich Peter umſieht, verſetzt ſie raſch die Figuren, und er verliert. „Du haſt verloren“, ruft ſie triumphirend. „Herr König, er hat verloren, laßt ihn zu den andern ins Gefängniß werfen!“ Es geſchah ſo, und die andern waren Könige, Königsſöhne und Prinzen, an zwei Dutzend, die gleich ihm verloren hatten. Peter brachte Leben in die Geſellſchaft, ſie trieben ihren Witz mit ihm und hänſelten ihn, wo ſie nur konnten. Peter blieb erſt ruhig und ſagte: „Laßt mich in Frieden, es möchte euch ſchlecht bekommen, denn ich würde euch die Beine gehörig lupfen.“ Das war aber nur Oel ins Feuer, und ſie trieben es jetzt ärger als zuvor. Da ſtellte ſich Peter in einen Winkel, holte ſeine Geige hervor, ſtrich darauf, und nun ging ein Tanzen los, daß die Herren nur ſo flogen. Gar bald hatten ſie den Athem verloren und riefen: „Genug! Hör' auf! Peterchen, hör' auf!“ Er aber ſpielte wacker drauf los und ſprach: „Kühlt euch nur erſt gehörig das Blut ab, dann wollen wir uns weiter ſprechen.“ Wie er glaubte,

es ſei genug, ſtellte er ſeine Geige ein, und jetzt wurden ſie die allerbeſten Freunde, kamen herbei und nannten ihn ihren lieben Bruder.

Zwei oder drei Tage waren vergangen, da fragte die Kronprinzeſſin den Gefangenwärter: „Nun, was macht man im Gefängniſſe?“ — „O“, antwortete dieſer, „ſeitdem der Bauer drinnen iſt, herrſcht eitel Luſtbarkeit unter den Gefangenen.“ — „So“, antwortete ſie, „man muß ihnen alſo den Brotkorb höher hängen, du wirſt ihnen nichts mehr zu eſſen bringen.“ Da bekamen die Herren lange Geſichter und fragten Peter, ob er etwa auch aus Steinen Brot machen könne? Und Peter antwortete: „Ja freilich kann ich das. Habt nur keine Angſt, wir werden ein köſtlich Mahl halten.“ Jetzt paßten ſie auf, wie er das machen wolle, aber die Küche blieb finſter, kein Feuer ward angezündet, die Katze lag in der Aſche und ſchlief. Da meinten ſie wol, er habe ſie zum beſten, denn die Eſſensſtunde war gekommen. Plötzlich fragte ſie Peter: „Nun, ihr Herren, was wollt ihr eſſen?“ Sie antworteten: „Uns iſt es gleich, gib uns, was du willſt!“ Sie ſetzten ſich, und Peter breitete das Tiſchtuch zwiſchen ihnen aus ... und da ſtand ein Eſſen für vierzig Perſonen und mehr bereitet: Suppe, Brot, Braten, Fiſch, Kuchen und Wein von allen Sorten und aus aller Herren Ländern. Kaum war ein Gericht zu Ende, ſtand auch ſchon ein neues da; ſo ging es bis zum Gefrorenen und zum Kaffee. Anfangs hatten ſie große Augen gemacht, dann aber langten ſie zu und es ließ ſich keiner nöthigen. Den Reſt des Mahles gab Peter dem Gefangenwärter, denn ſo erfuhr es der König gewiß, daß ſie in Saus und Braus lebten. Wirklich lief dieſer auch ſofort zum Könige und

erzählte ihm alles. Da befahl ihm die Prinzessin, den Bauer zu ihr zu führen. Er kam, und sie sagte: „Peter, wie hast du es angefangen, die Leute so köstlich zu tractiren?“ — „Das möchtet Ihr wol gern wissen? Nun, ich will's Euch sagen: ich habe da ein Tischtuch, das mir alles gibt, was ich verlange.“ Das hätte die Prinzessin gern gehabt, und sie forderte Peter auf, mit ihr zu spielen, sie wolle ihre Person und er solle das Tischtuch einsetzen. Sie begannen, und wieder war Peter fast Sieger, als ihm die Prinzessin mit der linken Hand einen Knipp gibt, und wie Peter sich umschaut, versetzt sie die Figuren, und Peter verliert die Partie. Und wieder mußte er ins Gefängniß. „Wie dumm bist du, Peter“, riefen ihm die Herren entgegen, „wie dumm, lässest dich zum andern mal betrügen.“ Er erzählte den Kniff der Prinzessin, fing dann an auf seiner Geige zu spielen, und alle waren lustig und guter Dinge acht Tage lang.

Nach acht Tagen fragte die Königstochter den Gefangenwärter: „Wie steht's im Gefängnisse?“ — „O Herrin“, antwortete der, „was ich Euch damals gesagt: man singt, lacht und tanzt und ist guter Dinge. Der Bauer hat eine ganz wunderbare Violine.“ Da befahl sie, den Peter zu ihr zu führen, und sie begann: „Du bist ja ein Hexenmeister, Peter. Deine Violine möchte ich wol haben. Wir spielen darum, du setzest die Violine, ich dagegen meine Person.“ Peter war bereit, das Schachspiel begann. Diesmal hatten ihn die Herren gewarnt und gesagt: „Gib wohl Acht, kneift sie dich wieder, so dreh' dich nicht um, sonst kommst du aufs neue ins Gefängniß.“

Peter trieb sie gar arg in die Enge, und sie merkte, daß sie sich helfen mußte wie die andern mal. Peter aber paßte auf, und wie sie ihn von hinten knipp, packt er ihre Hand fest und sagt: „Jetzt spielt!“ Sie bat ihn, ihre Hand loszulassen, er aber zwang sie, erst fertig zu spielen, und da verlor sie. Das war ihr gar nicht lieb, und sie sprach: „Ich habe da zwei Gegenstände von dir, nimm sie, setze sie, und ich halte meine Person dagegen.“ Peter jedoch lachte sie aus und sagte: „Nein, nein, nichts da! Ich bin Sieger und will es bleiben.“

Sie kommen vor den König, und dieser, dem das Treiben seiner Tochter schon lange nicht gefallen hatte, sagte: „So ist's recht, meine Tochter hat ihren Mann gefunden, wenn es auch nur ein Bauer ist.“ Einer der Edelleute redete dagegen: „Das kann unmöglich ein Bauer sein, seht doch nur, wie vortrefflich er Schach spielte, und Geld hat er auch. Dahinter muß etwas stecken.“

Peter, kaum frei geworden, schrieb seinem Verwalter einen Brief: „Eben habe ich die Prinzessin im Schach besiegt, ich habe nichts mehr nöthig und mache Euch zum Herrn über meine Güter.“ Dann zog man ihm prächtige Kleider an, und eine große Tafel wurde gedeckt. Peter ließ auch alle die königlichen Gefangenen aus dem Kerker holen, und nach Tische war ein großer Ball. Die Nacht kam, aber niemand fiel es ein nach Hause zu gehen, es schien, das Fest wollte kein Ende nehmen. Peter währte das zu lang, er rief seine Gemahlin: „Komm, stelle dich zu mir.“ Dann fing er an die Geige zu streichen, und nun begann ein Wirbeln und

Walzen zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, auf die Straße, und das Schloß war bald wie gekehrt. Nur der König und die Königin blieben zurück und Peter mit ſeiner jungen Frau.

Sie blieben glücklich und zufrieden;
Uns aber, uns iſt nichts beſchieden.

Lichtmeß.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten kein Kind, und weil der König beſorgte, nie eins zu bekommen, erließ er ein Gebot in alle Lande, das lautete: „Jeder, dem es gelinge, der Königin zu einem Kinde zu verhelfen, wird der Vornehmſte im Lande nach dem Könige ſein; gelingt es ihm aber nicht, muß er des Todes ſterben.“ Da kamen viele ſchöne Männer, Prinzen und Ritter, aber keinem gelang es, und ſie bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben. Ganz zuletzt kam ein armer zerlumpter Greis, der trat vor den König und ſprach: „Herr König, führt mich zu Euerer Gemahlin, und ich werde ihr zeigen, wie ſie Kinder haben kann.“ Alle, die den gebrechlichen Alten ſahen, verlachten und verſpotteten ihn, trotzdem führte ihn der König zu ſeiner Frau. Der Alte ſah ſie kaum an und ſagte: „Herr König, laßt den Meerdrachen tödten, laßt ſein Herz von einem Jungfräulein kochen, wobei dieſe ſchon durch den bloßen Duft der Hoffnung werden wird, gebt das gekochte Herz der Königin zu eſſen, und es wird ihr daſſelbe geſchehen, und beide, Jungfrau und Königin, werden gleichzeitig jede ein wunderſchönes Knäblein gebären.“

Der König verwunderte ſich zwar dieſes Rathes, that

aber dennoch wie der Alte gesagt, und alles traf zu nach dessen Worten. Die Jungfrau wie die Königin schenkten je einem wunderschönen Knaben das Leben; der der Jungfrau wurde Lichtmeß, jener der Königin Emilio genannt. Doch nur im Namen waren sie verschieden, sonst glichen sie sich wie ein Ei dem andern. Sie liebten einer den andern mit großer Liebe, und im Anfange liebte sie auch die Königin ohne Unterschied. Als sie jedoch heranwuchsen, ärgerte sich die Königin, wie so gar kein Unterschied zwischen beiden sei, und ihr Herz füllte sich mit Misgunst gegen den Sohn der Magd. Alsbald behandelte sie ihn übel und wollte nicht, daß ihr eigener Sohn jenen als Bruder behandle. Das half ihr aber nichts, die Knaben liebten sich weiter mit unwandelbarer Liebe.

Eines Tages waren sie zusammen und vergnügten sich, Kugeln für die Jagd zu gießen. Emilio ging einen Augenblick beiseite, da näherte sich die Königin dem Herde und gab dem armen Lichtmeß mit der Feuerschaufel einen Schlag auf den Kopf, daß das Blut sofort aus breiter Wunde floß. Der arme Knabe sagte nichts, wischte sich das Blut ab und verband die Wunde, beschloß aber im Herzen, für immer dieses ungastliche Schloß zu verlassen und ein besseres Glück zu suchen. Als Emilio zurückkam und den Freund so fand, war er ganz außer sich und flehte ihn an, ihm das Geschehene zu erzählen. Weinend erzählte der andere ihm alles und sagte dann: „Lieber Bruder, unser Geschick will nicht, daß wir ferner zusammen leben, ich muß dich lassen.“ Und was immer Emilio that, ihn zu halten, sein Entschluß stand fest.

Am nächsten Morgen nimmt Lichtmeß seine Doppel-

flinte, ſeinen Hund und ſein Pferd, ruft den Bruder in den Garten und ſagt: „Theuerer Bruder, die Stunde der Trennung iſt gekommen, doch werde ich dir ein Andenken hinterlaſſen.“ Mit einem Stabe grub er ein Loch in die Erde, und da ſprang ein ſilberhelles Quellchen hervor. Neben dieſes Quellchen pflanzte er ein Myrtenſträuchlein und ſagte: „Siehſt du jemals dies Wäſſerchen trüb, die Myrte welk, ſo iſt dies ein Zeichen, daß ich in großer Trübſal bin.“ Darauf umarmten ſie ſich, küßten ſich unter Thränen, und Lichtmeß ritt davon.

Wie er ſo reitet, kommt er eines Tages an einen Scheideweg. Eine der Straßen führte in einen dichten Wald, wo, wer eintrat, niemals mehr herauskommen konnte, die andere in die weite Welt. An der Wegkreuzung lag ein Garten, und in dem Garten zankten ſich gerade zwei Gärtner und waren nahe dabei, ſich zu ſchlagen. Lichtmeß tritt zu ihnen und fragt ſie um ihren Streit. Der eine der Gärtner antwortet: „Ich habe zwei Piaſter gefunden, und davon will mein Gefährte einen haben, weil er bei dem Funde zugegen war. Ich mag ihm aber nicht recht geben.“ Da nahm Lichtmeß vier Piaſter aus ſeiner Börſe, gab jenem, der ſchon zwei gefunden, die erſten und dem Gefährten die andern zwei. Ganz erfreut dankten die Gärtner und küßten ihm die Hand. Lichtmeß ritt weiter und nahm die Straße nach dem Walde. Da rief ihm der Gärtner, welcher jetzt vier Piaſter beſaß, nach: „Herrlein, dieſe Straße dürft Ihr nimmer reiten, ſie führt in den Wald, aus dem kein Entkommen iſt, nehmt doch die andere!“ Lichtmeß dankte und lenkte in die andere Straße ein. Wie er ein Stück geritten war, ſieht er zwei Buben, die mit Stöcken eine Schlange verfolgen. Er ruft ihnen zu:

„Laßt das arme Thier gehen!“ Und die Schlange konnte entfliehen, doch hatten sie ihr schon ein Stück Schwanz abgeschlagen.

Eines Tages, da es dunkel wurde, fand sich Lichtmeß in einem großen, großen Walde. Die Nacht kam und mit ihr eine Kälte, daß er erfrieren wollte, dazu hörte man von allen Seiten das Geheul der wilden Thiere. Schon glaubte er sich verloren, als ihn ein wunderschönes Mädchen bei der Hand faßte. Sie trug eine Leuchte und sagte: „Armer Knabe! Komm! Erwärme und ruhe dich in meinem Hause.“ Er glaubte zu träumen, und schweigend folgte er dem Mädchen. Wie sie angekommen waren, fragte sie ihn: „Erinnerst du dich noch einer Schlange, die du aus den Händen böser Buben retteteſt? Diese Schlange bin ich. Sieh, jene schlugen mir ein Stück des Schwanzes ab, und dafür fehlt mir jetzt die Spitze des kleinen Fingers der linken Hand. Wie du aber mich aus der Hand der Buben retteteſt, rette ich dich jetzt vor Kälte und wildem Gethier.“ Der Knabe wußte nicht, wie er danken sollte, denn sie zündete jetzt ein großes Feuer an, bereitete den Tisch und lud ihn zum Essen ein, dann gab sie ihm eine Kammer, zu ruhen. Am nächsten Morgen küßte sie ihn und sagte: „Ziehe jetzt weiter, mein Freund! Du wirst vieles erdulden, dennoch wird der Tag kommen, wo wir im Glücke vereint sein werden.“ Lichtmeß verstand sie nicht, doch umarmte und küßte er sie wieder, und ritt traurig davon.

Er kommt in einen andern Wald und begegnet einer Schlange mit goldenen Hörnern. Die wollte er mit seinem Doppelgewehr erlegen, doch wand sich die Schlange hierhin und dorthin, um sich zu retten, und lockte ihn dergestalt in die Nähe einer Höhle. Und da brach ein

furchtbares Unwetter los: Donner und Blitz, Sturm, Regen und Hagel so groß wie Hühnereier. Er flüchtete sich mit Pferd und Hund in die Höhle und zündete ein kleines Feuerchen an, seine Kleider zu trocknen.

Ein Schlänglein bat ihn, er möge es hereinlassen, es wolle sich auch ein wenig wärmen, und er erlaubte es. Das Schlänglein aber sagte: „Ich fürchte mich vor Pferd, Hund und Gewehr!" Und der gute Knabe band Roß und Hund an, schoß das Gewehr ab und sagte: „Jetzt magst du ohne Furcht hereinkommen." Sie kommt und verwandelt sich augenblicks in einen Riesen. Mit der einen Hand packte der den Jüngling bei den Haaren, mit der andern hob er den Stein von einem Grabe, das in der Grotte war, und begrub den Aermsten lebendig darin. —

Emilio, der Bruder, fand nachdem Lichtmeß abgereist war keinen Frieden mehr im Hause. Und wie er eines Tages in den Garten geht, findet er die Quelle trüb, das Myrtensträuchlein verwelkt. „Wehe mir", ruft er, „meinem Bruder ist ein Unglück geschehen. Ich muß mich aufmachen, ihn zu suchen. Ich muß wissen, was ihm Leides widerfahren!" Niemand konnte ihn zurückhalten. Er stieg zu Pferd, und Hund und Gewehr zur Seite ritt er in die Welt hinein. Er kommt an den Kreuzweg, wo Lichtmeß die beiden Gärtner getroffen hatte, und der eine derselben läuft ihm schon von weitem mit dem Hute in der Hand entgegen und ruft: „Willkommen, Herr! Erinnert Ihr Euch noch der Piaster, die Ihr mir jenes mal gegeben? Erinnert Ihr Euch noch, wie Ihr die böse Straße nehmen wolltet zum Walde, aus dem kein Entfliehen ist, und wie ich Euch die rechte gezeigt?" — „Wohl, wohl, lieber Mann, ich erinnere

mich an alles", antwortete Emilio, der recht wohl merkte, daß ihn der Gärtner mit ſeinem Bruder verwechſele. So wußte er denn, daß Lichtmeß dieſe Straße geritten, und erfuhr auch den Weg, den er zu nehmen habe. Er gab dem Gärtner vier Piaſter und ritt davon.

Nach langem Ritt kam er in den Wald, wo Lichtmeß das ſchöne Mädchen gefunden, das er als Schlange gerettet und das ſich ihm dann ſo freundlich erwies. Sie erſchien auch ihm und ſagte: „Willkommen, Freund meines Bräutigams." Emilio verwunderte ſich der Anrede und fragte: „Wer ſeid Ihr, o Schöne?" — „Ich bin die Fee, welche deinen Bruder heirathen muß." — „Wie", rief er da erfreut, „Lichtmeß lebt noch? Wenn er lebt, o ſo gebt mir Kunde von ihm, denn ich will eilen, ihn zu umarmen." Da traten dem Mädchen die Thränen in die Augen, als ſie ſagte: „Ziehe hin! Befreie unſern theueren Lichtmeß, der unter der Erde liegt und leidet! Hüte dich jedoch und laß dich nicht von dem Schlänglein betrügen!" Mit dieſen Worten verſchwand ſie. Dem Jüngling aber, in der Hoffnung, den Bruder zu retten, kam neuer Muth, und er ritt davon. Er kommt in den Wald, wo die Schlange mit den goldenen Hörnern hauſte, und macht ſich hinter ſie her, ſie zu erlegen. Auch ihn überraſcht das Unwetter, und er flüchtet ſich in dieſelbe Grotte, in die ſich Lichtmeß geflüchtet hatte, und entzündet das Feuer. Kommt das Schlänglein herbeigekrochen und bittet, hereinkommen und ſich wärmen zu dürfen. Das erlaubt er. Wie ſie aber anfängt von der Furcht vor Hund, Pferd und Gewehr, kommt ihm die Warnung des Mädchens in den Sinn, und ſtatt aller Antwort ſchießt er ihr ſeine Doppelflinte gegen den Kopf. Was geſchah? An Stelle der Schlange lag ein

Riese todt am Boden ausgestreckt, mit zwei Wunden in der Stirn, aus denen das Blut in Strömen floß. Und sogleich hörte er eine Menge Stimmen rufen: „Hülfe! Hülfe! Heilige Seele! Gott hat dich uns zur Rettung geschickt.“ Er öffnet das Grab, und hervor kommen zuerst sein Bruder, dann eine Menge Prinzen, Edelleute und Ritter, die seit langen Jahren bei Wasser und Brot da begraben lagen. Wie groß war die Freude, da sich die beiden Brüder einander wiedersahen!

Darauf stiegen sie alle zu Pferd, und in einem großen Reiterzug machten sie sich auf den Weg in die Heimat. Sie kamen durch den Wald, wo das Mädchen den Brüdern erschienen war, und auch diesmal ging sie ihnen entgegen, aber nicht allein, eine Schar Jungfrauen war bei ihr, und eine immer schöner als die andere. Sie jedoch war die allerschönste. Sie nahm Lichtmeß bei der Hand, half ihm vom Pferde und umarmte ihn. „Jetzt, mein Theuerer“, sprach sie, „sind alle deine Leiden zu Ende. Du hast mich vom Tode errettet, und ich will dich zum glücklichsten der Sterblichen machen. Du wirst mein Gemahl werden.“ Darauf rief sie die Nächstschönste und sagte: „Geh, schönes Mädchen, gib jenem Jüngling, der meinen Bräutigam so sehr geliebt, den bräutlichen Kuß.“ Und zu den übrigen sagte sie: „Jede von euch wähle sich den Bräutigam nach Belieben und gebe ihm den bindenden Kuß.“ Das war ein Fest! Ein Fest auch, als Emilio und Lichtmeß, die Todtgeglaubten, nach Hause kehrten. Der Jubel erscholl durch das ganze Land.

Ich war nicht dabei und konnte nichts kriegen,
Und sitze hier die Hände voll Fliegen.

Der Zauberlehrling.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen einzigen Sohn. Der Vater wollte ihn die ſchwarze Kunſt erlernen laſſen und beſchloß, ihn in die Stadt zum alten Hexenmeiſter zu bringen. Die Mutter war es zufrieden, nur ſolle der Sohn nicht länger als ein Jahr ausbleiben, denn ſie liebte ihn ſo ſehr. Das verſprach der Mann und machte ſich mit dem Sohne auf den Weg. Als ſie nahe bei der Stadt waren, ſtießen ſie auf einen Brunnen, dem näherten ſie ſich, um zu trinken. Der Vater hatte getrunken, und vor Behagen, ſeinen Durſt ſo ſchön gelöſcht zu haben, rief er tief aufathmend: „Ah, wohl mir!“ Da ſtand urplötzlich ein Mann vor ihm, ein Mann mit einem Barte, der bis auf die Knie fiel, und ſprach: „Du haſt mich gerufen, guter Mann, hier bin ich!“ — „Ich dich gerufen?“ fragte der Vater, „ich habe niemand gerufen.“ — „Wie? Haſt du nicht «Wohl-mir» gerufen?“ Da fing der Vater des Knaben an zu lachen, doch alsbald ſtellte es ſich heraus, daß jener Mann wirklich Wohl-mir heiße und ein großer Hexenmeiſter ſei, der ſich rufen hörte und erſcheinen konnte, auch wenn er noch ſo weit entfernt war. Da meinte der Vater, den rechten Mann

gefunden zu haben, und bot ihm hundert Dukaten an, wenn er ſeinen Sohn die Magie in einem Jahre lehren wolle. Der Alte nahm das Gebot an, der Vater übergab ihm den Sohn und kehrte heim. —

Nachdem das Jahr um, bat die Frau den Mann, ihren Sohn abzuholen, und er machte ſich auf den Weg. Er kam an den Brunnen, wo ſie ſich vor einem Jahre getrennt hatten, und er fühlte einen Windſtoß, und eine Stimme klang: „Wind bin ich, Menſch werd' ich!" Und da ſtand ſein Sohn vor ihm, der ſagte: „Ich habe das Jahr ſo gut benutzt, daß ich die ganze Zauberei erlernt habe, und der Meiſter will mich bei ſich behalten. Er wird mich auch nicht eher fortlaſſen, als bis du eine Probe beſtanden. Ich werde mich, in einen Raben verwandelt, unter hundert andern Raben befinden, aus denen mußt du mich herausſuchen. Doch merke dir: der Rabe, der leiſe mit den Flügeln ſchlagen wird, bin ich." So hatte der Vater den Sohn alsbald herausgefunden und freute ſich, daß der Schüler über ſeinem Meiſter war.

Drauf ſagte der Sohn: „Jetzt müſſen wir darauf denken, reich zu werden. Zu dieſem Zwecke verwandle ich mich zunächſt in einen Jagdhund edelſter Art, wie man nie einen geſehen, und du verkaufſt mich um tauſend Piaſter. Nachdem du mich verkauft, werde ich wieder Menſch, kehre zu dir zurück und verwandle mich in einen ſchönen fetten Ochſen, den du um zweitauſend Piaſter verkaufſt. Auf dieſelbe Weiſe werde ich ein edles Roß, wie ſelbſt kein König es geritten und die größten Herren; aber auch mein Meiſter wird kommen, es zu kaufen, und du verkaufſt es um zehntauſend Dukaten. Nun vergiß aber Eins nicht: haſt du den Hund verkauft, ſo nimm ihm das Halsband, nimm ferner dem Ochſen die Schelle und

dem Pferde den Zügel ab; unterläſſeſt du dieſes, wirſt du mich auf lange Zeit unglücklich machen.“ Zweimal that es der Vater, beim dritten Handel jedoch vergaß er dem Pferde den Zügel abzunehmen, und der Hexenmeiſter hatte es gekauft. Das arme Pferd, um ihn zu erinnern, ſtampfte und wieherte, er aber ließ ihm den Zügel, und ſo konnte das Pferd nicht wieder in Menſchengeſtalt zurückkehren. Da wurde der Sohn ſo wüthend, daß er mit den Hufen den Sand auf- und ſeinem Vater in die Augen warf: und dieſer erblindete.

Der Hexenmeiſter, ſehr zufrieden mit ſeinem Kauf, um ſich an dem Schüler, der ihn verlaſſen, zu rächen, ließ ihn mehrere Stunden des Tages durch ſeine Knechte auspeitſchen und gab ihm zur Nahrung nichts als ein wenig Stroh und Waſſer. Zum Glück aber hatte er den Knechten nichts von dem Geheimniſſe des Zaumes geſagt. So kam es, daß einſt, nach drei Jahren furchtbarſter Qualen, ein Knecht das Pferd zum Trinken an einen Brunnen führte, und weil das arme Thier ſo gar elend ausſah, hatte er Mitleid mit ihm und nahm, damit es bequemer zum Waſſer könne, den Zaum ab. Augenblicklich erlangte das Pferd die ſo lange verlorene Zaubergewalt wieder und ſagte: „Pferd bin ich, Aal werd' ich“ — und ſtürzte ſich in den Waſſerbehälter vor dem Brunnen. Der Hexenmeiſter merkte in der Ferne, was geſchah, kam herbei und rief: „Menſch bin ich, Hecht werd' ich.“ Und da war er auch ſchon im Waſſer und hinter ſeinem Schüler her, der ſich in einen Aal verwandelt hatte. Als er ſich ſo hart verfolgt ſah, rief er: „Aal bin ich, Taube werd' ich!“ ... ſchwang ſich auf und entflog. Doch der Zauberer ebenſo: „Hecht bin ich, Falke werd' ich!“ ... und ſtrebte in eiligem Fluge

hinter der Taube her. So flogen ſie, die Taube voran, der Falke hinterdrein, drei Tage lang, bis ſie zu dem Palaſte des Königs kamen. Das Königstöchterlein ſtand auf dem Altan, das ſah die Taube, und gerade in dem Augenblicke, wo ſie der Falke faſt erreicht hatte, rief ſie: „Taube bin ich, und Edelſtein werd' ich!“ Und da ward ſie zum Edelſtein in dem Ringe, den die Königstochter am Finger hatte. Der Zauberer war wüthend und ließ den König alsbald in eine böſe Krankheit fallen, dergeſtalt, daß er am ganzen Körper gelähmt war und ſich nicht mehr bewegen konnte. Da erging ein Aufruf durchs Land: „Wer den König heilt, bekommt ſeine Tochter zur Frau.“

Der Zauberer ſtellt ſich zuerſt dar und verſpricht, den König zu heilen, doch nicht um den Preis ſeiner Tochter, ſondern für den Edelſtein nur, den jene am Finger der rechten Hand trägt. Deß war der König ſehr froh; nicht ſo die Tochter, denn der Edelſtein war für ſie ſchon einmal zum wunderſchönen Jüngling geworden und ſie liebten ſich bereits wie Braut und Bräutigam. Er ſagte ihr denn auch: „Wenn du mich liebſt, ſo weigerſt du dem Zauberer, meinem Feinde, den Ring. Zwingt dich jedoch dein Vater, ihn herzugeben, ſo überreiche ihn nicht mit deinen Händen, ſondern wirf ihn auf den Boden.“ So that ſie. Kaum aber lag der Ring auf dem Boden, ſo hörte man: „Edelſtein bin ich, Granatapfel werd' ich!“ Und es geſchah. Der Meiſter dagegen rief: „Menſch bin ich, Hahn werd' ich“ ... und fing an den Granatapfel zu behacken. Ein Körnlein ſprang ihm aus dem Schnabel und der Prinzeſſin in den Schos. Der Zauber war gebrochen, es rief: „Granatapfel bin ich, Fuchs werd' ich!“ Und nun

machte ſich der Schüler über den Meiſter Hahn her und würgte ihn. Darauf heilte er den König und heirathete die Königstochter, ließ aus der Heimat die Mutter und den blinden Vater kommen, dem er das Geſicht wiedergab. Endlich gab ihm der König ſeine Krone, und er wurde ein König, groß an Schätzen und mächtig durch Soldaten und Magie. So lebte er glücklich mit ſeiner Gemahlin bis an ſein Ende.

Vom Hündlein Fortuna.

Es war einmal eine Mutter, die hatte einen einzigen Sohn, der wollte lieber in die Schule gehen, um zu lernen, als auf das Feld, den Boden zu hacken. Die Mutter aber war vom Stamme der Bauern, und das Treiben des Sohnes misfiel ihr gar sehr. Sie fing an ihn zu haſſen und beſchloß endlich gar, ihn durch Gift aus der Welt zu ſchaffen. Sie buk einen Brotkuchen mit Gift darin, und als eines Tages der Sohn aufs Feld ging, gab ſie ihm den Kuchen, daß er ihn eſſe.

Der Sohn hatte ein Hündlein, Fortuna mit Namen, das liebte er über die maßen, alſo, daß er nie einen Biſſen aß, ohne vorher dem Hündlein etwas gegeben zu haben. Das that er auch heute, als er ſich ſetzte, den Brotkuchen zu verzehren. Wie erſtaunte er aber und wie groß war ſein Schreck, als das arme Thier augenblicks todt umfiel. Da merkte er, wie bös ſeine Mutter war, und er beſchloß, nicht mehr zu ihr zurückzukehren. Mit Thränen in den Augen entfernte er ſich von der kleinen Leiche und ſchaute ſich von Zeit zu Zeit noch nach derſelben um. Plötzlich ſieht er etwas Schwarzes ſich um den todten Hund her bewegen; er kehrt zurück, um zu ſehen, was es ſei, und findet vier Raben, die hatten ſich über das Fleiſch

der Fortuna hergemacht und hatten ſich gleicherweiſe vergiftet. Er nimmt zwei von ihnen, ſteckt ſie in ſeinen Querſack und wandert in die Weite.

So kommt er in einen Wald und findet ſechs Räuber, die hatten Hunger und nahmen dem Knaben die Raben ab. Sie bereiteten und verzehrten ſie, ohne dem Knaben das kleinſte Stück davon zu geben, und ſtarben alle ſechs. Darauf ſah er einen Vogel auf einem Baume, er nahm die Flinte eines der todten Räuber und ſchoß danach. Anſtatt jedoch den Vogel zu treffen, traf er das Neſt, welches nahebei war, und es fiel herab. Er fand zwei kleine Eier mit den noch nicht ausgeſchlüpften Jungen drinnen, die ſteckte er bei und ſchritt fürbaß. Er kam über einen Fluß, worüber eine Brücke führte, und fand ſich in einem dichten Walde, durch welchen der Fluß lief. Die Nacht war da, und er hatte Hunger. Er zog die Eier hervor und kochte ſie beim Feuer eines Büchleins, das er bei ſich getragen und angezündet hatte, und aß ſie. Dann legte er ſich auf der Brücke zum Schlafen zurecht.

Am Morgen erreichte er eine große Stadt, an deren Mauern hingen große Zettel, auf denen geſchrieben ſtand: „Wer der Königstochter ein Räthſel aufgibt, ſo ſchwer, daß ſie es nimmer erräth, wird ſie freien und König ſein. Erräth ſie es aber, wird ihm der Kopf abgeſchlagen werden.“ Da dachte er, ſein Glück zu verſuchen, ging zu der Königstochter, machte ein Räthſel von dem, was ihm auf ſeiner Wanderung geſchehen, und ſprach:

Es iſt ein Ding ſo klein,
Gar ſchön und auch gar fein:
Iſt es denn ſo ſchön und fein,
Rathe mir, was mag es ſein?

Die Mutter hatt' auf mein Ende gedacht,
Das hat Fortuna den Tod gebracht.
Wegen Fortuna ſtarben vier,
Wegen der vier blieben ſechſe mir.
Schoß was ich ſah, und traf verſteckt
Was ich mit Augen nicht entdeckt.
Geſchaffnes Fleiſch, noch nicht geboren,
Hab' zum Mahl ich mir erkoren;
Da ich kein andres Feuer vermocht,
Hab' mit gedrucktem Wort ich's gekocht.
Dann ſchlief zwiſchen Himmel und Erde ich ein:
Nun rathe das, o Königin mein!

Aber die Prinzeſſin konnte es nicht errathen, und der Jüngling mußte es ihr erklären. Wie ſie die traurige Geſchichte gehört hatte, umarmte ſie ihn und ſagte: „Lieber Knabe, du liebteſt Fortuna ſo ſehr, die iſt jetzt todt und ſtarb, um dich glücklich zu machen. Jetzt laß dich umarmen und ſei mein Gemahl.“

Darauf wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert.

Die böſe Gräfin.

Es waren einmal zwei Schweſtern, davon war die eine elend und arm, die andere reich und glücklich, denn ſie war eine Gräfin. Die Arme hatte drei Töchter, die Reiche eine einzige, die war aber häßlich wie die Nacht. Eines Tages wurde die Arme, da ſie kein Geld hatte, die Miethe zu zahlen, auf die Straße geſetzt. Die Zofe der Gräfin ſah ſie ſtehen, ging zu ihrer Herrin, erzählte und bat ſie ſo lange, bis dieſe erlaubte, die Obdachloſen in einer Rumpelkammer unter der Treppe zu beherbergen. Am Abend ſetzten ſich die drei Mädchen unter die Laterne der Hausthür und arbeiteten da, denn ſie konnten kein Oel ins Lämpchen kaufen. Wie das die böſe Gräfin hörte, befahl ſie, die Laterne zu löſchen. Nun ſpannen und webten die Mädchen nur noch im Mondlichte.

Eines Abends wollte die Mittlere arbeiten bis zum Monduntergange, und immerfort ſpinnend ging ſie dem Monde nach. Unterwegs kam ein Unwetter und ſcheuchte ſie in ein nahes großes Haus. Dort fand ſie zwölf Brüder. Die fragten ſie: „Wie biſt du hierher gekommen, meine Tochter?“ Und ſie erzählte ihre Geſchichte. Da ſagte der älteſte und wünſchte ihr: „Daß du noch immer an Schönheit wachſen mögeſt!“ Der

Rieſe todt am Boden ausgeſtreckt, mit zwei Wunden in der Stirn, aus denen das Blut in Strömen floß. Und ſogleich hörte er eine Menge Stimmen rufen: „Hülfe! Hülfe! Heilige Seele! Gott hat dich uns zur Rettung geſchickt.“ Er öffnet das Grab, und hervor kommen zuerſt ſein Bruder, dann eine Menge Prinzen, Edelleute und Ritter, die ſeit langen Jahren bei Waſſer und Brot da begraben lagen. Wie groß war die Freude, da ſich die beiden Brüder einander wiederſahen!

Darauf ſtiegen ſie alle zu Pferd, und in einem großen Reiterzug machten ſie ſich auf den Weg in die Heimat. Sie kamen durch den Wald, wo das Mädchen den Brüdern erſchienen war, und auch diesmal ging ſie ihnen entgegen, aber nicht allein, eine Schar Jungfrauen war bei ihr, und eine immer ſchöner als die andere. Sie jedoch war die allerſchönſte. Sie nahm Lichtmeß bei der Hand, half ihm vom Pferde und umarmte ihn. „Jetzt, mein Theuerer“, ſprach ſie, „ſind alle deine Leiden zu Ende. Du haſt mich vom Tode errettet, und ich will dich zum glücklichſten der Sterblichen machen. Du wirſt mein Gemahl werden.“ Darauf rief ſie die Nächſtſchönſte und ſagte: „Geh, ſchönes Mädchen, gib jenem Jüngling, der meinen Bräutigam ſo ſehr geliebt, den bräutlichen Kuß.“ Und zu den übrigen ſagte ſie: „Jede von euch wähle ſich den Bräutigam nach Belieben und gebe ihm den bindenden Kuß.“ Das war ein Feſt! Ein Feſt auch, als Emilio und Lichtmeß, die Todtgeglaubten, nach Hauſe kehrten. Der Jubel erſcholl durch das ganze Land.

Ich war nicht dabei und konnte nichts kriegen,
Und ſitze hier die Hände voll Fliegen.

Der Zauberlehrling.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die hatten einen einzigen Sohn. Der Vater wollte ihn die ſchwarze Kunſt erlernen laſſen und beſchloß, ihn in die Stadt zum alten Hexenmeiſter zu bringen. Die Mutter war es zufrieden, nur ſolle der Sohn nicht länger als ein Jahr ausbleiben, denn ſie liebte ihn ſo ſehr. Das verſprach der Mann und machte ſich mit dem Sohne auf den Weg. Als ſie nahe bei der Stadt waren, ſtießen ſie auf einen Brunnen, dem näherten ſie ſich, um zu trinken. Der Vater hatte getrunken, und vor Behagen, ſeinen Durſt ſo ſchön gelöſcht zu haben, rief er tief aufathmend: „Ah, wohl mir!“ Da ſtand urplötzlich ein Mann vor ihm, ein Mann mit einem Barte, der bis auf die Knie fiel, und ſprach: „Du haſt mich gerufen, guter Mann, hier bin ich!“ — „Ich dich gerufen?“ fragte der Vater, „ich habe niemand gerufen.“ — „Wie? Haſt du nicht «Wohl-mir» gerufen?“ Da fing der Vater des Knaben an zu lachen, doch alsbald ſtellte es ſich heraus, daß jener Mann wirklich Wohl-mir heiße und ein großer Hexenmeiſter ſei, der ſich rufen hörte und erſcheinen konnte, auch wenn er noch ſo weit entfernt war. Da meinte der Vater, den rechten Mann

gefunden zu haben, und bot ihm hundert Dukaten an, wenn er seinen Sohn die Magie in einem Jahre lehren wolle. Der Alte nahm das Gebot an, der Vater übergab ihm den Sohn und kehrte heim. —

Nachdem das Jahr um, bat die Frau den Mann, ihren Sohn abzuholen, und er machte sich auf den Weg. Er kam an den Brunnen, wo sie sich vor einem Jahre getrennt hatten, und er fühlte einen Windstoß, und eine Stimme klang: „Wind bin ich, Mensch werd' ich!" Und da stand sein Sohn vor ihm, der sagte: „Ich habe das Jahr so gut benutzt, daß ich die ganze Zauberei erlernt habe, und der Meister will mich bei sich behalten. Er wird mich auch nicht eher fortlassen, als bis du eine Probe bestanden. Ich werde mich, in einen Raben verwandelt, unter hundert andern Raben befinden, aus denen mußt du mich herausſuchen. Doch merke dir: der Rabe, der leise mit den Flügeln schlagen wird, bin ich." So hatte der Vater den Sohn alsbald herausgefunden und freute sich, daß der Schüler über seinem Meister war.

Drauf sagte der Sohn: „Jetzt müssen wir darauf denken, reich zu werden. Zu diesem Zwecke verwandle ich mich zunächst in einen Jagdhund edelster Art, wie man nie einen gesehen, und du verkaufst mich um tausend Piaster. Nachdem du mich verkauft, werde ich wieder Mensch, kehre zu dir zurück und verwandle mich in einen schönen fetten Ochsen, den du um zweitausend Piaster verkaufst. Auf dieselbe Weise werde ich ein edles Roß, wie selbst kein König es geritten und die größten Herren; aber auch mein Meister wird kommen, es zu kaufen, und du verkaufst es um zehntausend Dukaten. Nun vergiß aber Eins nicht: hast du den Hund verkauft, so nimm ihm das Halsband, nimm ferner dem Ochsen die Schelle und

dem Pferde den Zügel ab; unterläſſeſt du dieſes, wirſt du mich auf lange Zeit unglücklich machen.“ Zweimal that es der Vater, beim dritten Handel jedoch vergaß er dem Pferde den Zügel abzunehmen, und der Hexenmeiſter hatte es gekauft. Das arme Pferd, um ihn zu erinnern, ſtampfte und wieherte, er aber ließ ihm den Zügel, und ſo konnte das Pferd nicht wieder in Menſchengeſtalt zurückkehren. Da wurde der Sohn ſo wüthend, daß er mit den Hufen den Sand auf- und ſeinem Vater in die Augen warf: und dieſer erblindete.

Der Hexenmeiſter, ſehr zufrieden mit ſeinem Kauf, um ſich an dem Schüler, der ihn verlaſſen, zu rächen, ließ ihn mehrere Stunden des Tages durch ſeine Knechte auspeitſchen und gab ihm zur Nahrung nichts als ein wenig Stroh und Waſſer. Zum Glück aber hatte er den Knechten nichts von dem Geheimniſſe des Zaumes geſagt. So kam es, daß einſt, nach drei Jahren furchtbarſter Qualen, ein Knecht das Pferd zum Trinken an einen Brunnen führte, und weil das arme Thier ſo gar elend ausſah, hatte er Mitleid mit ihm und nahm, damit es bequemer zum Waſſer könne, den Zaum ab. Augenblicklich erlangte das Pferd die ſo lange verlorene Zaubergewalt wieder und ſagte: „Pferd bin ich, Aal werd' ich“ — und ſtürzte ſich in den Waſſerbehälter vor dem Brunnen. Der Hexenmeiſter merkte in der Ferne, was geſchah, kam herbei und rief: „Menſch bin ich, Hecht werd' ich.“ Und da war er auch ſchon im Waſſer und hinter ſeinem Schüler her, der ſich in einen Aal verwandelt hatte. Als er ſich ſo hart verfolgt ſah, rief er: „Aal bin ich, Taube werd' ich!“ ... ſchwang ſich auf und entflog. Doch der Zauberer ebenſo: „Hecht bin ich, Falke werd' ich!“ ... und ſtrebte in eiligem Fluge

hinter der Taube her. So flogen ſie, die Taube voran, der Falke hinterdrein, drei Tage lang, bis ſie zu dem Palaſte des Königs kamen. Das Königstöchterlein ſtand auf dem Altan, das ſah die Taube, und gerade in dem Augenblicke, wo ſie der Falke faſt erreicht hatte, rief ſie: „Taube bin ich, und Edelſtein werd' ich!“ Und da ward ſie zum Edelſtein in dem Ringe, den die Königstochter am Finger hatte. Der Zauberer war wüthend und ließ den König alsbald in eine böſe Krankheit fallen, dergeſtalt, daß er am ganzen Körper gelähmt war und ſich nicht mehr bewegen konnte. Da erging ein Aufruf durchs Land: „Wer den König heilt, bekommt ſeine Tochter zur Frau.“

Der Zauberer ſtellt ſich zuerſt dar und verſpricht, den König zu heilen, doch nicht um den Preis ſeiner Tochter, ſondern für den Edelſtein nur, den jene am Finger der rechten Hand trägt. Deß war der König ſehr froh; nicht ſo die Tochter, denn der Edelſtein war für ſie ſchon einmal zum wunderſchönen Jüngling geworden und ſie liebten ſich bereits wie Braut und Bräutigam. Er ſagte ihr denn auch: „Wenn du mich liebſt, ſo weigerſt du dem Zauberer, meinem Feinde, den Ring. Zwingt dich jedoch dein Vater, ihn herzugeben, ſo überreiche ihn nicht mit deinen Händen, ſondern wirf ihn auf den Boden.“ So that ſie. Kaum aber lag der Ring auf dem Boden, ſo hörte man: „Edelſtein bin ich, Granatapfel werd' ich!“ Und es geſchah. Der Meiſter dagegen rief: „Menſch bin ich, Hahn werd' ich“ ... und fing an den Granatapfel zu behacken. Ein Körnlein ſprang ihm aus dem Schnabel und der Prinzeſſin in den Schos. Der Zauber war gebrochen, es rief: „Granatapfel bin ich, Fuchs werd' ich!“ Und nun

machte ſich der Schüler über den Meiſter Hahn her und würgte ihn. Darauf heilte er den König und heirathete die Königstochter, ließ aus der Heimat die Mutter und den blinden Vater kommen, dem er das Geſicht wiedergab. Endlich gab ihm der König ſeine Krone, und er wurde ein König, groß an Schätzen und mächtig durch Soldaten und Magie. So lebte er glücklich mit ſeiner Gemahlin bis an ſein Ende.

Vom Hündlein Fortuna.

Es war einmal eine Mutter, die hatte einen einzigen Sohn, der wollte lieber in die Schule gehen, um zu lernen, als auf das Feld, den Boden zu hacken. Die Mutter aber war vom Stamme der Bauern, und das Treiben des Sohnes misfiel ihr gar sehr. Sie fing an ihn zu haſſen und beſchloß endlich gar, ihn durch Gift aus der Welt zu ſchaffen. Sie buk einen Brotkuchen mit Gift darin, und als eines Tages der Sohn aufs Feld ging, gab ſie ihm den Kuchen, daß er ihn eſſe.

Der Sohn hatte ein Hündlein, Fortuna mit Namen, das liebte er über die maßen, alſo, daß er nie einen Biſſen aß, ohne vorher dem Hündlein etwas gegeben zu haben. Das that er auch heute, als er ſich ſetzte, den Brotkuchen zu verzehren. Wie erſtaunte er aber und wie groß war ſein Schreck, als das arme Thier augenblicks todt umfiel. Da merkte er, wie bös ſeine Mutter war, und er beſchloß, nicht mehr zu ihr zurückzukehren. Mit Thränen in den Augen entfernte er ſich von der kleinen Leiche und ſchaute ſich von Zeit zu Zeit noch nach derſelben um. Plötzlich ſieht er etwas Schwarzes ſich um den todten Hund her bewegen; er kehrt zurück, um zu ſehen, was es ſei, und findet vier Raben, die hatten ſich über das Fleiſch

der Fortuna hergemacht und hatten ſich gleicherweiſe vergiftet. Er nimmt zwei von ihnen, ſteckt ſie in ſeinen Querſack und wandert in die Weite.

So kommt er in einen Wald und findet ſechs Räuber, die hatten Hunger und nahmen dem Knaben die Raben ab. Sie bereiteten und verzehrten ſie, ohne dem Knaben das kleinſte Stück davon zu geben, und ſtarben alle ſechs. Darauf ſah er einen Vogel auf einem Baume, er nahm die Flinte eines der todten Räuber und ſchoß danach. Anſtatt jedoch den Vogel zu treffen, traf er das Neſt, welches nahebei war, und es fiel herab. Er fand zwei kleine Eier mit den noch nicht ausgeſchlüpften Jungen drinnen, die ſteckte er bei und ſchritt fürbaß. Er kam über einen Fluß, worüber eine Brücke führte, und fand ſich in einem dichten Walde, durch welchen der Fluß lief. Die Nacht war da, und er hatte Hunger. Er zog die Eier hervor und kochte ſie beim Feuer eines Büchleins, das er bei ſich getragen und angezündet hatte, und aß ſie. Dann legte er ſich auf der Brücke zum Schlafen zurecht.

Am Morgen erreichte er eine große Stadt, an deren Mauern hingen große Zettel, auf denen geſchrieben ſtand: „Wer der Königstochter ein Räthſel aufgibt, ſo ſchwer, daß ſie es nimmer erräth, wird ſie freien und König ſein. Erräth ſie es aber, wird ihm der Kopf abgeſchlagen werden.“ Da dachte er, ſein Glück zu verſuchen, ging zu der Königstochter, machte ein Räthſel von dem, was ihm auf ſeiner Wanderung geſchehen, und ſprach:

Es iſt ein Ding ſo klein,
Gar ſchön und auch gar fein:
Iſt es denn ſo ſchön und fein,
Rathe mir, was mag es ſein?

Die Mutter hatt' auf mein Ende gedacht,
Das hat Fortuna den Tod gebracht.
Wegen Fortuna ſtarben vier,
Wegen der vier blieben ſechſe mir.
Schoß was ich ſah, und traf verſteckt
Was ich mit Augen nicht entdeckt.
Geſchaffnes Fleiſch, noch nicht geboren,
Hab' zum Mahl ich mir erkoren;
Da ich kein andres Feuer vermocht,
Hab' mit gedrucktem Wort ich's gekocht.
Dann ſchlief zwiſchen Himmel und Erde ich ein:
Nun rathe das, o Königin mein!

Aber die Prinzeſſin konnte es nicht errathen, und der Jüngling mußte es ihr erklären. Wie ſie die traurige Geſchichte gehört hatte, umarmte ſie ihn und ſagte: „Lieber Knabe, du liebteſt Fortuna ſo ſehr, die iſt jetzt todt und ſtarb, um dich glücklich zu machen. Jetzt laß dich umarmen und ſei mein Gemahl.“

Darauf wurde die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert.

Die böſe Gräfin.

Es waren einmal zwei Schweſtern, davon war die eine elend und arm, die andere reich und glücklich, denn ſie war eine Gräfin. Die Arme hatte drei Töchter, die Reiche eine einzige, die war aber häßlich wie die Nacht. Eines Tages wurde die Arme, da ſie kein Geld hatte, die Miethe zu zahlen, auf die Straße geſetzt. Die Zofe der Gräfin ſah ſie ſtehen, ging zu ihrer Herrin, erzählte und bat ſie ſo lange, bis dieſe erlaubte, die Obdachloſen in einer Rumpelkammer unter der Treppe zu beherbergen. Am Abend ſetzten ſich die drei Mädchen unter die Laterne der Hausthür und arbeiteten da, denn ſie konnten kein Oel ins Lämpchen kaufen. Wie das die böſe Gräfin hörte, befahl ſie, die Laterne zu löſchen. Nun ſpannen und webten die Mädchen nur noch im Mondlichte.

Eines Abends wollte die Mittlere arbeiten bis zum Monduntergange, und immerfort ſpinnend ging ſie dem Monde nach. Unterwegs kam ein Unwetter und ſcheuchte ſie in ein nahes großes Haus. Dort fand ſie zwölf Brüder. Die fragten ſie: „Wie biſt du hierher gekommen, meine Tochter?“ Und ſie erzählte ihre Geſchichte. Da ſagte der älteſte und wünſchte ihr: „Daß du noch immer an Schönheit wachſen mögeſt!“ Der

zweite: „Daß dir beim Kämmen Perlen und Granaten aus den Haaren fallen mögen!“ Der dritte: „Daß dir beim Waſchen allerlei Fiſche aus den Händen hervorſchlüpfen mögen!“ Der vierte: „Deine Worte ſollen zu allerlei duftenden Blumen werden!“ Der Fünfte: „Die Arbeit ſoll dir ſchneller von ſtatten gehen als jeder andern!“ Der ſechste: „Deine Wangen ſollen gleich zwei rothen Aepfelchen leuchten!“ Darauf wieſen ſie ihr den Weg und riethen ihr, ſich auf des Weges Mitte noch einmal umzuſehen. Das that ſie und wurde nun noch ſchöner denn zuvor.

Zu Hauſe angekommen, nahm ſie eine Schüſſel, wuſch ſich, und da füllte ſich die Schüſſel mit köſtlichen Aalen, die ſprangen und ſchlangen ſich, als ob ſie eben erſt gefangen worden wären. Wie ſtaunten Mutter und Schweſtern, und mehr noch, als ſie die Geſchichte erfuhren. Sie kämmten ihr die Haare, da fielen Perlen und Edelſteine heraus, die laſen ſie auf und brachten ſie der Gräfin. Die wußte nicht, was ſie denken ſollte, doch als auch ſie die Geſchichte gehört, beſchloß ſie, ihre Tochter hinzuſchicken, damit ihr gleiche Gaben verliehen würden.

Am Abend ſetzte ſich die Tochter auf den Balkon, und als der Mond untergehen wollte, ſtand ſie auf und ging ihm nach. Wirklich kam ſie auch an das Haus, wo die zwölf Brüder wohnten, und trat hinein. Die Brüder erkannten ſie und der älteſte wünſchte ihr: „Daß du noch häßlicher werden möchteſt, als du bereits biſt!“ Der andere: „Daß deine Worte ſich in Schmuz und Koth verwandeln!“ Der dritte: „Beim Kämmen ſollen deinen Haaren Schlangen und Nattern entfallen.“ Der vierte: „Wenn du dich wäſchſt, ſollen unter deinen Händen giftige Würmer entſtehen.“ Und ſo fort. Darauf

ſchickten ſie das Mädchen heim. Die Gräfin hatte die Rückkehr der Tochter kaum erwarten können. Sie lief ihr voll Freude entgegen. Wie groß aber war ihr Schreck, da die Tochter um ſo viel häßlicher denn zuvor nach Hauſe kam. Sie fragte, wo ſie geweſen, und da jene zu ſprechen anfing, verbreitete ſich alsbald ein übler Geruch. Die Gräfin wollte verzweifeln. —

Das ſchöne Mädchen ſaß eines Tages vor der Thür, als der König vorüberkam, ſie ſah und alsbald in heftiger Liebe für ſie entbrannte. Er wollte ſie zur Braut haben, ſprach mit der Gräfin darüber, ſie konnte nicht Nein ſagen, und ſo reiſten ſie am nächſten Tage nach der Stadt des Königs ab, begleitet von der böſen Gräfin. Ehe ſie die Stadt erreichten, ſtieg der König aus, um vorauszueilen und den Empfang bereiten zu laſſen. Da faßte die Gräfin den böſen Gedanken, der Schönen die Augen auszukratzen, ſie in eine Höhle zu ſtecken, ihre Tochter an deren Stelle zu ſetzen und ſie dem Könige zuzuführen. Und ſo geſchah es.

Wie der König die häßliche Braut ſah, erſchrak er. Er fragte ſie, und kaum that ſie den Mund auf, ſo verbreitete ſich jener böſe Geruch. Er fragte die Gräfin: „Wie geht das zu?“ Und dieſe antwortete: „Herr König, Euere Braut iſt unterwegs verhext worden.“ Das wollte er jedoch nicht glauben und warf die Gräfin ins Gefängniß. —

Unterdeſſen ſchmachtete die wirkliche Braut in der Höhle, jammerte und rief um Hülfe. Ein alter Mann ging vorbei, und als er jene Stimme hörte, trat er herzu, fand die Unglückliche und führte ſie mit ſich in ſein Haus. Dort angekommen, mußte der Alte ihre Diamanten verkaufen, und von dem Gelde befahl ſie ihm, zwei

Körbe mit Roſen zu füllen. „Geh mit dieſen Roſen“, ſagte ſie, „unter die Fenſter des Königs und ſage, daß du für die Roſen Augen eintauſchen wolleſt.“ So that der Alte, eine Frau rief ihn und gab ihm für die Roſen ein Auge. Das brachte er dem Mädchen, und dieſes wurde auf einem Auge ſehend. Am nächſten Tage wiederholte ſich daſſelbe, und nun ſah ſie auf beiden Augen. Jene Frau war die böſe Gräfin, ſie gedachte den König doch noch zu betrügen, indem ſie ihn glauben machen wollte, der Duft der Roſen käme aus dem Munde ihrer Tochter. Das half ihr aber nichts.

Kaum hatte die rechte Braut ihr Augenlicht wieder, ſo machte ſie ſich daran, ein Tuch zu ſticken, und ſtickte in die Mitte deſſelben ihr Bild. Das Tuch hängte ſie in der Nähe des Königspalaſtes auf. Der König kam vorüber, ſah das geliebte Bild und ließ den Alten rufen, von ihm zu erforſchen, wer dies Tuch geſtickt habe. Der Alte berichtete alles und führte den König ſelbſt zu der Schönen. Da erkannte er ſeine Braut und nahm ſie mit ſich in das Schloß. Jetzt wurden ſie glücklich, alles Leid war vorbei; die böſe Gräfin aber mußte mit ihrer Tochter im Gefängniſſe verſchmachten.

O das Veilchen!

Es waren einmal vier Schweſtern, die ſaßen zuſammen auf der Terraſſe des Hauſes und arbeiteten. Die jüngſte war die ſchönſte und die war eine Spinnerin. Wenn ſie ſpann, hatte ſie neben ſich einen Topf mit Veilchen, und am Abend, wenn ſie mit Spinnen aufhörte, begoß ſie ihre Veilchen und ſang dazu mit ſüßer Stimme ein Lied mit dem Ritornell: „O das Veilchen! das Veilchen!“

Eines Tages nun ging der Königsſohn vorüber, ſieht die vier Schweſtern auf der Terraſſe, und wie er die Stimme der jüngſten hört, entbrennt ſein Herz in Liebe für ſie und er ſagt: „Schön iſt die, welche lieſt, ſchön auch die, welche ſtrickt, und die, welche näht, aber die, welche ſpinnt, hat mir mein Herz verwundet! O das Veilchen! das Veilchen!“

Da erfüllten ſich die Seelen der drei ältern Schweſtern mit Neid; daß die jüngſte das Glück haben ſollte, von jenem geliebt zu werden, ertrugen ſie nicht, und ſo warfen ſie das Schweſterlein eines Tages in eine tiefe Grube.

Im Grunde der Grube war eine Höhle, wo ſich die Feen zu verſammeln pflegten; auch an dieſem Tage

fanden ſie ſich dort, und als ſie das Mädchen, durch die Hände der Schweſtern geworfen, herabfallen ſahen, wo ſie ſich ſicher den Hals gebrochen hätte, trugen ſie ſie auf Händen herab, und ganz ſanft kam ſie auf dem Grunde an. Und da war auch ſchon der Königsſohn, der war verzaubert, und die Feen verſchwanden. Das arme Mädchen hatte ein Herz voll Unſchuld und wußte nichts vom Lauf der Welt. Sie liebte den Königsſohn von ganzem Herzen, und wie ſie denn ſo gar allein mit ihm war, geſchah es, daß ſie, ohne zu glauben eine Sünde zu thun, ihm zu Willen war.

Acht Tage hatte ſie mit dem Geliebten in der Höhle verbracht, da hörte ſie einſt von oben her Stimmen, und wie ſie hinaustrat, zu ſehen, was es wäre, ſah ſie ihre drei Schweſtern. Die verwunderten ſich ſehr, ſie noch am Leben zu finden, merkten aber bald, daß dies nur durch Hülfe der Feen geſchehen ſein konnte. Sie ſahen auch den Geliebten der Schweſter, wie er aus der Grotte trat, in der Rechten ein Krüglein Wein, in der Linken eins mit Waſſer. Er gab ihr von dem Waſſer zu trinken und trank ſelbſt vom Wein. Die drei Schweſtern, die ſich auf Zauberwerk verſtanden, erkannten das Geheimniß des Weines und erriethen, daß der Schweſter, ſobald ſie davon getrunken, die Augen aufgehen und ſie erkennen müſſe, welche Sünde ſie begangen habe. Sie hofften, daß ſie alsdann vor Scham am gebrochenen Herzen ſterben werde, und ſagten: „Schweſter, wir bereuen ſo ſehr, daß wir dich umbringen wollten; willſt du dich aber retten, ſo iſt es noch an der Zeit: trinke von jenem Wein im Krüglein, und du wirſt gerettet ſein.“ Der Königsſohn erſchrak und erzürnte ſich dermaßen über die Bosheit der Schweſtern, daß er ſie mit einer Ver-

wünſchung vor einen Spiegel bannte, in welchem ſie ſich ſo häßlich erſchienen, daß ſie gingen und ſich aufhängten.

Die arme Kleine aber hatte bereits vom Wein im Krüglein getrunken und ihre Schmach erkannt. Da fing ſie bitterlich zu weinen an und vermochte dem Geliebten nicht mehr in die Augen zu ſehen. Der ließ das Waſſer der Höhle wachſen, daß es zum Fluß wurde, dahinein ſtellte er ſich, und es ging ihm bis zu den Knöcheln, dann bis an die Knie, zuletzt bis an den Hals, und jedesmal hatte er zu dem Mädchen geſagt: „Gibſt du mir keinen Kuß, ertränke ich mich.“ Und ſie hatte jedesmal wieder geantwortet: „Ertränke dich nur!“ Denn ſie zürnte ihm ob ihrer Schande. Da wurde er von den Wellen bedeckt.

Das Mädchen aber fand ſich mutterſeelenallein in einem Walde, nur eine Stimme aus der Luft rief ihr zu: „Deinen Bräutigam haben die Feen gerettet, ſie trugen ihn in ihr Schloß!“ Ganz betäubt von allem, was ſie betroffen, machte ſie ſich auf die Wanderung, ohne zu wiſſen wohin. Acht Monde und neun Tage wanderte ſie ſo über Berge, durch Wälder und Felder, ohne je einer lebenden Seele zu begegnen. Sie aß die Kräuter des Feldes und ſchlief zur Nacht in hohlen Bäumen oder in den Grotten des Gebirgs. Da ſah ſie einmal von weitem ein Licht, und wie ſie darauf losgeht, kommt ſie an einen Palaſt, das war der Palaſt der Familie ihres Bräutigams. Sie tritt hinein, gibt ſich für eine arme Waiſe aus und bittet aus Barmherzigkeit um ein Nachtquartier. Die Königin läßt ſie in einer Kammer des Palaſtes unterbringen, und in der Nacht kommt ein wunderſchönes Knäblein zur Welt. Die Aermſte, wie ſie ſich ſo allein findet mit dem Knäblein auf dem Arme,

wollte vor Schmerz und Scham ſterben. Das Kind begann zu weinen, da hörte man in der Kammer eine ſüße Stimme, die ſang ein Wiegenlied:

Schlaf', o ſchlafe, Söhnchen mein!
Wüßt' es dein Großmütterlein,
Würd' in goldnem Korb dich wiegen,
Dich in goldne Windeln ſchmiegen.
Schlaf', o ſchlafe, Söhnchen mein!

Das hörte die Kammerfrau und rief ihre Herrin. Die Königin kam zu ſehen und fand das ſchöne Fräulein mit dem wunderſchönen Neugeborenen. Da wollte ſie wiſſen, wie das gekommen; das Mädchen erzählte ihr alles und verſchwieg ihr gar nichts. Das Kind begann wieder zu weinen, und augenblicks fing auch das Wiegenlied wieder an. Jetzt merkte die Königin, daß das die Stimme ihres Sohnes war. Sie küßte die junge Mutter und das Kind und rief: „O, ihr Feen, wer wird mir meinen Sohn wiederbringen, den ich ſeit neun Monden verloren?" Da rieth ihr die Kammerfrau, alle Feen zu einem Mahle einzuladen, und ſagte: „Euer Sohn wird mit ihnen unter der Geſtalt eines ſchönen Vogels erſcheinen und ſich auf den Tiſch ſetzen und anfangen zu ſingen. Dann ergreift ihn ſchnell und ruft: «Ich will meinen Sohn, ich will, ich will ihn!» Und Euer Sohn wird vor Euch ſtehen, und die Feen werden ihn Euch mit Freuden überlaſſen." Die Königin that genau ſo, wie ihr die Kammerfrau gerathen hatte. Der Vogel kam und wurde alsbald zum ſchönen Jünglinge, der er als Prinz geweſen war. Die Königin und die Feen umarmten mit tauſend Freuden ſeine Braut, und mit Sang und Klang und großer Pracht wurde die Hochzeit gefeiert.

Die Strafe der Hexe.

Eine Mutter hatte eine Tochter, welche Röschen hieß. Röschen war gut und fleißig und gehorchte der Mutter in allem, was sie ihr befahl. Eines Tages sagte die Mutter: „Röschen, nimm den Korb und schütte den Kehricht fort.“ Röschen, gehorsam wie immer, ging, den Kehricht in ein Loch zu werfen. Sie versah es aber, und der Korb fiel gleicherweise in das Loch. Da fing sie an zu jammern, besann sich aber bei zeiten, daß in dem Loche die Hexe wohne, und so rief sie: „Hexe, gute Hexe, gib mir meinen Korb wieder!“ Die Hexe antwortete: „Steig' du selbst herunter und hole ihn dir.“ — „O nein“, sagte das Mädchen, „das thue ich nicht, denn du frissest mich!“ — „Habe nur keine Furcht! Ich fresse dich nicht. Bei der Seele meiner Tochter Cola, ich fresse dich nicht!“ — „Aber wie kann ich hinabkommen?“ — „Setze nur einen Fuß da, den andern dorthin, so kommst du schon herab.“ Das Mädchen trieb die Angst vor den Schelten der Mutter des verlorenen Korbes wegen, hinabzuklettern. Wie sie drunten war, umarmte die Hexe sie und streichelte sie und rief einmal über das andere: „Ei, wie schön bist du, mein Röschen! Wie lieb! Kannst mir auch mein Haus einmal

kehren?" Das Mädchen war sogleich bereit, und die Hexe fragte: „Was findest du in meinem Hause?" Röschen antwortete: „O, nur ein wenig Staub und Pulver wie bei andern Menschen." Als sie fertig war, sagte die Hexe: „Jetzt suche mir den Kopf ab. Was findest du?" — „Läuslein und Nißchen wie bei andern Menschen." — Sagt die Hexe: „Jetzt säubere mir auch das Bett! Was findest du?" Und Röschen antwortet freundlich: „O, Wänzlein und Flöhlein wie bei andern Menschen." Da sprach die Hexe: „Wie gut bist du, Röschen. Möge auf deiner Stirn ein Stern stehen, vor dessen Glanze alle die Augen niederschlagen müssen. Wie schön ist dein Häuptlein, auf ihm sollen Haare von gesponnenem Golde wachsen, und kämmst du dich, so fallen Perlen und Edelsteine von der einen und Korn und Weizen von der andern Seite herab." Darauf wurde Röschen von ihr in eine Kammer geführt, die war voll alter und neuer Kleider. Die Alte nahm ein Paar schöne und ein Paar schmuzige lumpige Strümpfe und fragte: „Welche willst du? Die schönen oder die schmuzigen?" Das Mädchen antwortete: „Die schmuzigen!" — „Nun sollst du gerade die allerschönsten haben", sagte die Hexe. So ging es mit dem Hemd, Röschen wählte das älteste und gröbste und bekam das allerfeinste. Und das Kleid, das ihr die Alte gab, war, trotzdem jene ein schlechtes gewollt, das allerneueste und allerschönste. Endlich war Röschen von Kopf bis zu Fuß bekleidet und sah so nett aus wie eine Puppe aus Deutschland; die Hexe gab ihr noch einen Beutel mit Geld, und sie durfte zu ihrer Mutter zurückkehren.

Wie die Mutter ihre Tochter so gar schön wiederkommen sah, schlug sie vor Verwunderung die Hände

zusammen und wollte wissen, wie das zugegangen. Röschen erzählte ihr alles, und nun ward es auch in der Nachbarschaft bekannt. In der Nähe wohnte nämlich eine Gevatterin, die war neidisch auf Röschen's Glück und neugierig, zu erfahren, woher ihr dasselbe gekommen; der beichtete Röschen's Mutter alsbald die ganze Geschichte. Diese Gevatterin hatte eine Tochter, die war bös und dazu noch häßlich wie die Nacht; die nahm sie auf die Seite und sprach: „Weißt du denn, woher Röschen die schönen Sachen hat? Die hat ihr die Hexe gegeben. Nimm nur gleich den Kehricht, wirf ihn in das Loch und schleudere den Korb hinterher. Darauf rufe die Hexe, daß sie ihn dir wiedergebe, und was dann geschieht, wirst du schon sehen." Jene that also, und wie der Korb drunten lag, rief sie: „Hexe, gib mir meinen Korb wieder!" — „Komm herab und hole ihn dir!" Sie stieg ohne weitere Umstände hinab und kam in das Haus der Hexe. Die gab ihr den Besen in die Hand und forderte sie auf zu kehren. Wie sie kehrte, fragte die Alte: „Was findest du?" Und das Mädchen antwortete schnippisch: „Dreck und Koth wie bei anderm Lumpengesindel." — „Nun reinige mir den Kopf und sag' mir, was du findest." Das Mädchen: „Läusegeschmeiß und Nissebrut wie bei anderm Lumpengesindel." Zuletzt sagte die Hexe: „Jetzt säubere mir das Bett! Und was findest du?" — „Flohgeschmeiß und Wanzenbrut wie bei anderm Lumpengesindel", antwortete das Mädchen. „Ei, wie häßlich bist du!" rief die Hexe. „Möge dir auf deiner Stirn ein greuliches Horn wachsen! Beim Kämmen aber sollen nur Koth und Schmuz aus deinen Haaren fallen." Das war schlimm genug! Darauf führte sie die Hexe in die Kammer, wo die Kleider lagen,

kehren?" Das Mädchen war sogleich bereit, und die Hexe fragte: „Was findest du in meinem Hause?" Röschen antwortete: „O, nur ein wenig Staub und Pulver wie bei andern Menschen." Als sie fertig war, sagte die Hexe: „Jetzt suche mir den Kopf ab. Was findest du?" — „Läuslein und Nißchen wie bei andern Menschen." — Sagt die Hexe: „Jetzt säubere mir auch das Bett! Was findest du?" Und Röschen antwortet freundlich: „O, Wänzlein und Flöhlein wie bei andern Menschen." Da sprach die Hexe: „Wie gut bist du, Röschen. Möge auf deiner Stirn ein Stern stehen, vor dessen Glanze alle die Augen niederschlagen müssen. Wie schön ist dein Häuptlein, auf ihm sollen Haare von gesponnenem Golde wachsen, und kämmst du dich, so fallen Perlen und Edelsteine von der einen und Korn und Weizen von der andern Seite herab." Darauf wurde Röschen von ihr in eine Kammer geführt, die war voll alter und neuer Kleider. Die Alte nahm ein Paar schöne und ein Paar schmuzige lumpige Strümpfe und fragte: „Welche willst du? Die schönen oder die schmuzigen?" Das Mädchen antwortete: „Die schmuzigen!" — „Nun sollst du gerade die allerschönsten haben", sagte die Hexe. So ging es mit dem Hemd, Röschen wählte das älteste und gröbste und bekam das allerfeinste. Und das Kleid, das ihr die Alte gab, war, trotzdem jene ein schlechtes gewollt, das allerneueste und allerschönste. Endlich war Röschen von Kopf bis zu Fuß bekleidet und sah so nett aus wie eine Puppe aus Deutschland; die Hexe gab ihr noch einen Beutel mit Geld, und sie durfte zu ihrer Mutter zurückkehren.

Wie die Mutter ihre Tochter so gar schön wiederkommen sah, schlug sie vor Verwunderung die Hände

zusammen und wollte wissen, wie das zugegangen. Röschen erzählte ihr alles, und nun ward es auch in der Nachbarschaft bekannt. In der Nähe wohnte nämlich eine Gevatterin, die war neidisch auf Röschen's Glück und neugierig, zu erfahren, woher ihr dasselbe gekommen; der beichtete Röschen's Mutter alsbald die ganze Geschichte. Diese Gevatterin hatte eine Tochter, die war bös und dazu noch häßlich wie die Nacht; die nahm sie auf die Seite und sprach: „Weißt du denn, woher Röschen die schönen Sachen hat? Die hat ihr die Hexe gegeben. Nimm nur gleich den Kehricht, wirf ihn in das Loch und schleudere den Korb hinterher. Darauf rufe die Hexe, daß sie ihn dir wiedergebe, und was dann geschieht, wirst du schon sehen." Jene that also, und wie der Korb drunten lag, rief sie: „Hexe, gib mir meinen Korb wieder!" — „Komm herab und hole ihn dir!" Sie stieg ohne weitere Umstände hinab und kam in das Haus der Hexe. Die gab ihr den Besen in die Hand und forderte sie auf zu kehren. Wie sie kehrte, fragte die Alte: „Was findest du?" Und das Mädchen antwortete schnippisch: „Dreck und Koth wie bei anderm Lumpengesindel." — „Nun reinige mir den Kopf und sag' mir, was du findest." Das Mädchen: „Läusegeschmeiß und Nissebrut wie bei anderm Lumpengesindel." Zuletzt sagte die Hexe: „Jetzt säubere mir das Bett! Und was findest du?" — „Flohgeschmeiß und Wanzenbrut wie bei anderm Lumpengesindel", antwortete das Mädchen. „Ei, wie häßlich bist du!" rief die Hexe. „Möge dir auf deiner Stirn ein greuliches Horn wachsen! Beim Kämmen aber sollen nur Koth und Schmuz aus deinen Haaren fallen." Das war schlimm genug! Darauf führte sie die Hexe in die Kammer, wo die Kleider lagen,

legte ihr die schönen und die schmuzigen Strümpfe vor und fragte sie, welche sie wolle? „Natürlich die guten", sagte das Mädchen. „Nun sollst du gerade die schmuzigen haben." So ging es mit dem Hemd, mit dem Rock und den andern Kleidern, bis das Mädchen wie eine schlechte Magd angekleidet war. Zuletzt gab ihr die Alte noch einen derben Backenstreich und rief: „Jetzt pack' dich nach Hause."

Die Mutter hatte schon oben gewartet; wie sie aber das Unbild heraufsteigen sah, fiel sie vor Schrecken fast um. „Meine Tochter", rief sie, „wie ging denn das zu?" Und die Tochter sagte: „Die Hexe hat mir's angethan." — „O die verdammte Hexe!" Sie lief zur Nachbarin im hellen Zorn und wollte der alle Schuld geben, wo doch alles nur Strafe für Neid und Bosheit war. Ihr Zanken und Schimpfen war jedoch umsonst: Röschen und ihre Mutter waren reich; sie blieb mitsammt der Tochter häßlich und arm.

Was die drei Kaufmannssöhne erzählen.

Es waren einmal drei Kaufleute, davon hatte jeder einen Sohn, und diese Söhne liebten sich untereinander von ganzem Herzen, wie sich nur Freunde lieben können. Einstmals beschlossen sie, zusammen auf die Jagd zu gehen, und legten sich zeitig am Abend nieder. Der Mond schien hell in die Kammer herein und schien dem einen ins Gesicht, daß er erwachte. Er meint, es sei Tag, kleidet sich an, weckt seine Freunde, und sie machen sich zusammen auf den Weg.

Wie sie so dahinschreiten, verfinstert sich plötzlich der Himmel, ein Regen stürzt herab, wie aus Eimern gegossen, und bald sind sie naß wie gebadete Mäuse. Dazu verloren sie den Weg und wußten nicht mehr wo aus noch ein. Endlich schimmert von weitem ein Licht, auf dieses gehen sie los und kommen an ein Haus. Sie klopfen, ein zierlich gekleidetes Mädchen erscheint auf der Schwelle und fragt: „Was wollt ihr hier und zu dieser Stunde?" Die Knaben antworteten: „Wir sind verirrt und vom Regen durchnäßt, wollt Ihr uns nicht ein wenig eintreten lassen?" Sie antwortete: „Wartet ein wenig, denn da muß ich zuvor meine Herrin fragen." Sie ging hinein: „Frau, es sind drei Knaben vor der

Thür, welche Einlaß begehren, sie sind naß wie die gebadeten Mäuse, erlaubt Ihr, daß sie sich erholen?" Die Herrin sagte: „Laß sie hereinkommen."

So traten sie ein, setzten sich, und die Frau des Hauses sagte: „Ich bin Witwe, in der Lade liegen die Kleider meines Mannes, die gebe ich euch, derweilen die euern am Feuer trocknen." Währenddessen tagte es, und sie ließ den Durchfrorenen einen guten Morgenimbiß bereiten, sodaß ihnen die Kräfte gar bald zurückkehrten. „O Herrin", sprachen sie, „für Euere große Güte wie sollen wir Euch danken?" Sie sagte: „Zum Dank erzähle mir jeder von euch eine Mär, möget euch auch indessen die Glieder noch besser erwärmen."

Der Aelteste hub an: „Ich würde Euch, o Herrin, gern eine Geschichte erzählen, die mir selbst geschehen ist, wer weiß aber, ob sie Euch gefalle." — „Erzählt nur", nickte die Frau, und er begann:

„Ich bin der Sohn eines Kaufmanns. Mein Vater schickte mich eines Tages auf Reisen, gab mir das nöthige Geld und einen Diener zur Begleitung. Dieser Diener war einstmals vorausgegangen, und als ich so allein dahinschritt, trat vor mich ein vermummter Bauer, packte mich und schleppte mich in ein Zimmer, in dessen Mitte sich ein eiserner Käfig befand mit vielen Menschen darin. Die fragte ich, was hier los sei, und sie machten mir durch Zeichen deutlich, daß ich zu ihnen hereingesperrt werden würde. Und richtig, so kam es. Der Käfig gehörte einem Riesen, und die Menschen darin waren seine Gefangenen. Wir hockten zusammen im Käfige, und ich fragte meine Gefährten: «Was geschieht nun mit uns?» Sie sagten: «Das werdet Ihr bald erfahren, denn jeden Morgen nimmt der Riese einen von uns und verzehrt

ihn zum Frühstück. Wartet's nur ab!» Wie zitterte ich jetzt jedesmal, sobald der Riese ans Gitter trat, und verkroch mich hinter den andern.

„Eines Tages war der Riese guter Laune, nahm seine Guitarre von der Wand und fing an zu klimpern. Aber seine Finger waren plump, und die Saiten sprangen. Da rief er, zu uns gewandt: «Wer von euch mir meine Guitarre flickt, dem schenke ich die Freiheit.» Wie rasch sprang ich da hervor und rief so laut ich konnte: «Ich, Herr, ich bin Guitarrenmacher! Mein Vater ist Guitarrenmacher! Mein Großvater war Guitarrenmacher, mein Urgroßvater! Alle meine Verwandten sind Guitarrenmacher!» Die Gefangenen hielten sich die Ohren zu, so laut hatte ich geschrien, und der Riese sagte schmunzelnd: «Laßt mir den einmal heraus!» Da mußte mich der Bauer herausholen, und ich machte mich über die Guitarre her, an der ich herumbastelte mit Schrauben und Zwecken, bis sie wieder in Ordnung war. Jetzt kniff mich der Riese in die Wange und steckte mir einen Ring an den Finger: so war ich frei. Ich springe aus dem Zimmer, laufe und laufe und — stehe alsbald wieder vor dem Eingange, den ich verlassen. Wie erschrak ich! Ich beginne aufs neue zu laufen, wieder dieselbe Geschichte.

„Da höre ich aus einem Fenster «Pst! Pst!», blicke auf und sehe ein Mädchen, das mich heranwinkt und mir zuflüstert, damit es der Riese nicht höre: «Schneidet Euch den Ringfinger ab!» — «Ich habe kein Messer!» — «Wartet, ich gebe Euch eins!» Wie ich das Messer hatte, lege ich den Finger auf eine Säule, die am Eingange stand, und schneide los. Kaum aber war der Finger mit dem Ringe ab, konnte ich auch vorwärts

kommen und erreichte das Haus meines Vaters. So behielt ich mein Leben."

Die Geschichte war fertig, die Frau sagte: „Ihr Armer!" und forderte den Nächsten auf, die seine zu erzählen.

„So hört mich an, o Herrin! Mein Vater ist Kaufmann. Eines Tages gab er mir eine Summe Geldes und ein Schiff und schickte mich nach einem fernen Lande. Ich segle ab. Mitten auf hohem Meere erhebt sich ein grauser Sturm, der uns zwang, all unsere Waaren über Bord zu werfen. Der Sturm dauert an, und die Lebensmittel nehmen ab, werden knapper und knapper und sind eines Morgens zu Ende. Da tritt der Kapitän zu uns und sagt: «Mit dem Proviant sind wir zu Ende. Jetzt schreiben wir unsere Namen auf Zettelchen, und jeden Morgen wird einer davon gezogen. Wen das Los trifft, der wird geschlachtet und aufgezehrt, den übrigen das Leben zu erhalten." Mit Zittern sah jeder dem Morgen entgegen, und endlich war niemand mehr übrig als der Kapitän und ich, und der nächste Tag sollte über uns entscheiden. Ich nahm mir vor, so mich das Los treffen sollte, über den Kapitän herzufallen und ihn umzubringen, mich wenigstens nicht von ihm tödten zu lassen. Aber das Los traf den Kapitän, und der öffnete seine Arme und rief: «Hier bin ich, mein Bruder!» Das Herz wollte mir brechen, aber ich habe ihn geschlachtet. Habe ihn geschlachtet und ein Viertel des Körpers zum Tagesbedarf an der Schiffswand aufgehängt, während ich die drei andern im Raume barg. Da kommt ein Adler herbei, packt das Viertel mit seinen Krallen und trägt es fort. Das Gleiche geschah nach und nach mit den zwei andern Vierteln. Bei dem letzten verstecke ich mich, und wie sich der Adler auf die Beute stürzt, springe ich her-

vor, klammere mich in seinen Federn fest und schwinge mich auf seinen Rücken. Der Adler fliegt über das Meer, fliegt aufs Land und läßt mich auf einem Felsen liegen. So entrann ich gewissem Tode und kam in die Heimat zurück."

„Armer Jüngling!" sagte die Frau, nachdem er geendet, „deine Geschichte ist wunderbar. Aber jetzt", zum Dritten gewendet, „erzählt die Euere."

„O Herrin", hub dieser an, „meine Geschichte ist gar traurig, und wenn Ihr sie hört, werdet Ihr die Thränen nicht zurückhalten können. Auch mein Vater schickte mich auf Reisen. Am Abend des ersten Tages machte ich Rast in einer Herberge an der Straße. Man bereitete mir ein Lager, ich aß und trank und ging dann, mich niederzulegen. Ich verrichtete mein Abendgebet und bückte mich, nachdem ich geendet, den Boden zu küssen, als ich einen Leichnam unter meinem Bette sehe, starr und steif. Halt! dachte ich, der ist hier ermordet worden. Du bist in eine Räuberhöhle gerathen, und wie diesem wird es dir ergehen, wenn du dich nur erst schlafen gelegt! Gewiß werden sie dann kommen und dich umbringen. Da zog ich den Todten ganz leise unter dem Bett hervor, legte ihn ins Bett und mich selbst, langgestreckt, unter dasselbe, wo ich lag, ohne mich zu rühren. Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen, als ich Geräusch vor der Thür höre, diese öffnet sich, und herein tritt der Wirth mit einem Eisen in der Hand, der Knecht mit einem Hammer und die Frau mit einem Licht. Ich höre, wie sie sagen: «Seht, er ist fest eingeschlafen! Vorwärts, ans Werk!» Und nun schlagen sie auf den Todten los, was sie nur schlagen können. «So», sagt der Wirth, «der ist jetzt auch abgethan, nun legen wir

ihn unters Bett, und den, der schon darunter liegt, werfen wir zum Fenster hinaus.» Bei diesen Worten stockte mir das Herz. Doch die Wirthin sprach: «Ach, lassen wir ihn jetzt liegen, morgen ist auch ein Tag.» So war ich wieder allein. Kaum brach der Morgen an, so machte ich Lärm von meinem Fenster aus, Leute kamen, es kam das Gericht, und die Räuber wurden zum Tode geführt. Ich aber kehrte zu meines Vaters Hause zurück. Dies, o Frau, ist meine Geschichte."

Die Frau sagte: „Was habt ihr Armen alles erlitten, man weiß gar nicht, wem es am schlimmsten gegangen. Wüßte ich aber, wer von euch das meiste Mitleid verdiente, den würde ich wol zum Gemahl nehmen."

Leider hat sie das bis heute nicht erfahren können.

Vom Abte Sorgenlos.

Es war einmal ein Abt, der beſaß der irdiſchen Güter die Fülle, hatte Wagen und Pferde, Köche und Kammerdiener, Schreiber und Lakaien, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Sorgen plagten ihn nicht, als höchſtens wie er die Zeit mit Eſſen, Trinken und Schlafen herumbringen könne. Darob beneideten ihn die Pfaffen und Bürger der Stadt und nannten ihn den Abt Sorgenlos.

Eines Tages nun kam der König des Landes in die Stadt, und die Feinde des Abtes eilten herzu, ihn bei dem Herrſcher zu verklagen, und ſagten: „Herr König, in dieſer Stadt lebt ein Menſch, glücklicher als Ihr, dem es auf dieſer Erde an nichts gebricht, weshalb er ſich auch Abt Sorgenlos nennen läßt. Das iſt nicht billig, und wir bitten Euch, dem Dinge abzuhelfen.“

Der König hörte ſie aufmerkſam an und ſprach dann: „Ihr Leute, jetzt geht ruhig nach Hauſe, denn in kurzem wollen wir euerm Abte ſchon Sorgen genug ſchaffen.“ Er ließ den Abt rufen, und dieſer kam mit vier Pferden vorgefahren. Der König hieß ihn willkommen, bot ihm einen Platz an ſeiner Seite an und unterhielt ſich mit ihm von dieſem und jenem. Ganz zuletzt fragte er ihn,

wie er wol zu dem ſonderbaren Namen Abt Sorgenlos gekommen. Der Abt antwortete: „Weil ich, Herr König, mir keine Sorgen um irdiſche Dinge zu machen brauche und für alles andere meine Diener denken laſſe.“ „Nun, Herr Abt“, ſprach der König, plötzlich ernſt geworden, „wenn Ihr ſo gar nichts zu thun habt, könnt Ihr mir einen Gefallen thun und die Sterne am Himmel zählen, und zwar in drei Tagen und drei Nächten. Gelingt es Euch nicht, ſo werdet Ihr mir Euern Kopf laſſen. Dies iſt mein Wille und Befehl.“

Der arme Abt Sorgenlos fing zu zittern an wie Espenlaub und ging davon wie ein begoſſener Pudel, verwirrt und erſchreckt durch des Königs Befehl. Zu Hauſe angekommen, fand er die Tafel gedeckt, aber eſſen mochte er nichts, denn die innere Angſt verzehrte ihn. Er ſtieg auf das Dach ſeines Hauſes, warf den Kopf zurück und ſchaute nach dem Himmel: da war aber auch nicht Ein armes Sternlein zu erblicken, die Sonne ſtand noch hoch am Himmel. Als es Nacht ward und die Sterne heraufkamen, fing er eifrig an zu zählen und notirte ſich die Zahlen in ſein Schreibtäflein. Bald aber verwirrte er ſich, denn die Wolken kamen und gingen, und ſeine Zahlen waren alle falſch. Wie die Köche und Kammerdiener, die Schreiber und Lakaien ſahen, daß ihrem Herrn weder Eſſen noch Trinken mehr ſchmecken wollte, ſondern daß er nur immer gereckten Halſes in die Luft ſchaute, meinten ſie, es ſei in ſeinem Kopfe nimmer richtig, und beklagten ihn gar ſehr. Der erſte Tag war vergangen, der zweite, der dritte neigte ſich bereits, und dem armen Abte wurde immer elender zu Muthe, wenn er dachte, daß niemand mehr für ſeinen Kopf einen Pfifferling geben würde.

Er hatte aber einen alten erprobten Diener, dem ging der geheime Jammer seines Herrn so sehr zu Herzen, daß er ihn bat, ihn zum Vertrauten zu machen, wer weiß, ob er ihm nicht helfen könne. „Ach", seufzte der Abt, „wer kann mir helfen! Der König hat mir aufgegeben, die Sterne am Himmel zu zählen, und ich mühe mich und bringe die Zahl nicht heraus, so muß ich dem Könige den Kopf lassen." Als der Diener das hörte, sagte er: „Getröstet Euch, lieber Herr! Laßt mich machen, ich weiß Mittel und Wege, Euch aus der Schlinge zu ziehen."

Er ging und kaufte ein großes Ochsenfell, an dem die Haare noch saßen, breitete es auf dem Boden aus, schnitt dann hier ein Stückchen vom Schwanze ab, dort vom Ohr, da von den Seiten und sagte zum Abte: „So, Herr Abt, gehen wir jetzt zum König, und wenn er Euch fragt, wieviel Sterne am Himmel stehen, so laßt mich rufen, ich komme dann mit dem Fell, breite es vor dem Könige aus, und Ihr sprecht: Der Sterne am Himmel sind so viel, als jetzt Haare auf dem Ochsenfell, doch da es deren vorher zu viel waren, so habe ich die überzähligen wegschneiden lassen."

Da fiel dem Abte ein Stein vom Herzen, schnell befahl er seinen Wagen und fuhr zum Könige. Dieser begrüßte ihn ganz freundlich und fragte: „Nun, Herr Abt, seid Ihr meinem Befehle nachgekommen?" — „Ja, Herr König", antwortete dreist der Abt, „die Sterne sind gezählt." — „So sagt mir, wieviel sind es?" Alsogleich rief der Abt seinen Diener herbei, der kam und breitete das Fell zu Füßen des Königs aus. Der König, der nicht wußte, wo das hinaus wollte, blickte verwundert den Abt an, der erhob seine Stimme und sagte: „Euere

Aufgabe, Herr König, hat mich viel Kopfzerbrechens gekoſtet, dennoch iſt ſie gelöſt. Der Sterne am Himmel ſind ſo viele als Haare auf dieſem Ochſenfelle, und da deren vorher zu viele waren, habe ich hier und da nachhelfen und abſchneiden müſſen, bis die Zahl richtig war. Glaubt Ihr es nicht, ſo laßt nachzählen, ich bin meiner Aufgabe ledig.“ Der König ſtand mit offenem Munde und wußte nicht, was er ſagen ſollte. Endlich reichte er dem Abte die Hand und ſprach: „Geht nur hin in Frieden und lebt fürder ſorgenlos wie Noah, denn Ihr habt Euch als einen rechten Pfiffikus erwieſen.“ Und ſie ſchieden als gute Freunde.

Fröhlich kehrte der Abt mit ſeinem treuen Diener nach Hauſe zurück, dankte ihm von Herzen und machte ihn zum Hausmeiſter und Vertrauten. Gab ihm auch jeden Tag eine Unze Goldes zum Lohn, denn ſo viel hatte er wohl verdient.

Meerblume.

Es war einmal ein Bruder und eine Schweſter. Der Bruder verheirathete ſich und bekam ſieben Söhne. Es verheirathete ſich die Schweſter und bekam ſieben Töchter. Wenn nun der Bruder am Hauſe der Schweſter vorüberkam, rief er: „Heil dir, Schweſter, mit den ſieben Mädchen!“ Eines Tages, wie er ihr daſſelbe geſagt hatte, erzürnte ſich die Schweſter gar ſehr und konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten. Kommt die älteſte Tochter nach Haus, findet die Mutter in Thränen und fragt: „Was fehlt dir, Mutter, warum weinſt du?“ — „Ach“, ſagte die Mutter, „warum ſollte ich nicht weinen?“ Und ſie erzählte der Tochter alles. „Und weiter nichts?“ rief die Tochter, „da ſei nur ruhig. Er mit ſeinen ſieben Jungen und wir mit unſern ſieben Mädchen, wir wollen doch einmal ſehen, wer ein größeres Glück machen wird. Gleich jetzt begeb' ich mich mit ſeinem Aelteſten auf die Wanderung durch die Welt, und kehren wir heim, ſo wird ſich's zeigen, wer das Beſte gewonnen.“

Kaum war es Tag geworden, ging die Tochter, die in Wahrheit ein wunderſchönes Mädchen war, mit dem älteſten Sohne des Oheims, alle beide als Burſchen gekleidet, auf die Wanderſchaft in die weite

Welt. Aber sie waren noch nicht weit von der Heimat entfernt, als der gute Vetter die Lust verlor und umkehrte. „Weißt du was, liebe Base", sagte er zu dem Mädchen, „geh wohin du willst, ich thue nicht mehr mit." Und er ging heim, eine Hand rechts, eine links, gerade wie er ausgegangen war.

Die Base wanderte ganz allein weiter und kam an das königliche Schloß. Sie trat vor die Wächter und bat: „Um der Barmherzigkeit willen, laßt mich hinein." Sie war als Pilger gekleidet, und einer der Wächter, der das beste Herz hatte, sagte zu dem andern: „Laßt sie hinein! Jeder Arme ist Gottes und will leben." So ließ man sie hinein. Ohne alle Furcht ging sie zu dem König und sprach: „Gnade, Herr König, ich bin ein armes Pilgerlein, gebt mir zu arbeiten." — „Wohl, wohl, mein Sohn", antwortete der König, „doch welches Handwerk verstehst du? Willst du Stallbub werden oder Hühnerwächter?" — „Stallbub will ich werden." So wurde sie Stallbub beim Sohne des Königs.

Je länger sie aber diesen Dienst versah, je schöner ward sie, und der Königssohn wollte dem Stallbuben so wohl, daß er ihn mit sich an seiner Tafel essen ließ. Auch wollte es ihm gar nicht in den Sinn, daß sein Stallbub wirklich ein Bub und kein Mädchen war. Eines Tages ging er zu seiner Mutter, der Königin, und sagte ihr: „Liebe Mutter, der Stallbub ist so schön, daß ich sterben möchte, und ich kann's und kann's nicht glauben, daß er ein Bub ist, ganz gewiß ist es ein Mädchen. Das aber würde ich heirathen, ich liebe es zum Sterben, liebe Mutter."

Wie die Königin ihren Sohn so betrübt sah, fing sie zu weinen an und ließ sogleich den Stallbuben auf

ihr Zimmer rufen. Er kommt, die Königin liebkoſt ihn und ſagt: „Mein Sohn, du biſt ſo ſchön und kannſt unmöglich ein Bub ſein. Sage mir's, biſt du ein Mädchen? Mein Sohn liebt dich über die maßen, und biſt du ein Mädchen, ſo wird er dich zur Frau nehmen.“ Sie aber geſtand nichts, leugnete und ſprach: „Ich bin ein Bub.“

Bald darauf kommt der Prinz, zu erfahren, was ſeine Mutter ausgerichtet. „Was hat er geſagt?“ — „Er hat geſagt, daß er ein Bub ſei; doch höre, was du thun mußt. Führe ihn in den Garten: ſiehſt du, daß er ſich eine Nelke pflückt, ſo iſt's ein Bub, pflückt er ſich eine Roſe, iſt's ein Mädchen.“ Schnell führt er ihn in den Garten, und jene pflückt ſich alsbald eine Nelke. Weinend kommt der Prinz zur Mutter zurück, und dieſe mochte ſagen was ſie wollte, er mochte ſich nicht überzeugen, daß es ein Bube ſei.

Da ſagte die Mutter: „Mein Sohn, jetzt gibt's nur noch Ein Mittel. Du gehſt mit ihm zum Meere ins Bad, und ſo im Guten oder Böſen wirſt du das Geheimniß endlich entdecken.“ Schnell rief der Jüngling ſeinen Stallbuben: „Meerblume, Meerblume“ — denn ſo nannte ſich jener — „ſattle zwei Pferde, eins für mich, eins für dich, denn morgen früh wollen wir ans Meer reiſen, um Bäder zu nehmen.“ Die Arme verſtand gar wohl, was das zu bedeuten habe, aber am andern Morgen ſtanden die Pferde geſattelt vor der Thür, und ſie reiſten ab.

Am erſten Abend übernachteten ſie in einer Locanda, und der Prinz rief: „Meerblume, wohin haſt du die Schlüſſel zum Gepäck gelegt?“ — „Potz tauſend“, antwortete jene, „was habe ich gethan? Ich habe die

Schlüſſel daheim im Palaſt liegen laſſen!“ Wohl aber hatte ſie dieſelben bei ſich. „Ja, was fang' ich nun an?“ ſagte der Prinz. „Meerblume, du wirſt ſchleunigſt nach Hauſe reiten und die Schlüſſel holen müſſen. Geh, ich erwarte dich hier.“

Das ließ ſich Meerblume nicht zweimal ſagen, ſie ritt auf und davon und kommt zum Palaſt. „Frau Königin“, ſagt ſie zu dieſer, „Euer Sohn hat eingeſehen, daß er zu wenig Geld mitgenommen, Ihr ſollt ihm noch eine größere Summe ſchicken.“ Die Königin packte ein Käſtchen voll Geld, und jene ging damit in ihre Heimat zu ihrer Mutter. Ehe ſie aber fortging, ſchrieb ſie an das Thor des Palaſtes die Worte:

Meerblume nannt' ich mich hier am Ort,
Als Jungfrau kam ich und geh' ich fort.

Der Prinz wartete lange; als er aber endlich merkte, daß Meerblume nicht wiederkam, kehrte auch er um, zu ſehen, was geſchehen ſei. Er kommt an das Thor des Palaſtes, lieſt was da geſchrieben ſtand, und ſchlägt ſich vor die Stirn. Ganz betrübt geht er zu ſeiner Mutter: „Siehſt du, Meerblume war alſo doch ein Mädchen und kein Bub. Jetzt, wohin ſoll ich mich wenden, ſie zu finden?“ Er dachte hin und her, endlich kam ihm ein Gedanke, und er ſagte zu ſeiner Mutter: „Laß mir doch goldene Spinnrocken und ſilberne Spindeln machen, mit denen will ich von Land zu Land hauſiren gehen. Wer weiß, ob jener, wenn ſie mich rufen hört, nicht die Luſt kommt, das eine oder das andere zu kaufen.“

Wie die Waare fertig war, kleidete er ſich in arme Kleider und ging als Händler durch die Länder, immer rufend: „Wer kauft goldene Spinnrocken, wer kauft

Spindeln von Silber?" So kam er auch in einen Ort, wo ein schöner Palast stand, und da rief er unter den Fenstern sein „Wer kauft goldene Spinnrocken, wer kauft Spindeln von Silber?" Da schaute aus einem Fenster ein wunderschönes Mädchen heraus, das rief: „Rockenhändler, komm herauf! komm herauf!" Bei dieser Stimme gab's dem Prinzen einen Stich durchs Herz. Es war Meerblume, welche heimgekommen, sich einen großen Palast gebaut hatte und nun gleich einer großen Dame Frauenkleider trug, und mit ihr waren die Schwestern und ihre Mutter. Der Prinz stieg hinauf zu ihr. „Was kosten diese Rocken und diese Spindeln hier?" Und er antwortete: „Mein Fräulein, um Geld sind sie mir nicht feil, aber um einen Kuß geb' ich sie gern her." — „Unverschämter! Ich ließ mich nicht einmal vom Sohn des Königs küssen, der doch in Liebe zu mir verging, und jetzt sollte mich deinesgleichen küssen?" Da ging der Prinz hinter den Palast, kleidete sich als Königssohn, zog aber die schlechten Kleider darüber, und ging von neuem als Rockenhändler an dem Palaste vorüber. „Wer kauft goldene Spinnrocken? Wer kauft Spindeln von Silber?" Wieder erschien Meerblume am Fenster und rief: „Was kosten diese Rocken? Was kosten diese Spindeln?" Und jener antwortete wie das erste mal: „Mein Fräulein, um Geld sind sie mir nicht feil, wohl aber um einen Kuß!" — „Unverschämter! Nicht einmal der Königssohn, der aus Liebe zu mir verging, durfte mich küssen, wie dürfte es einer deinesgleichen?" Da antwortete jener: „Willst du mich nicht küssen, so küsse den Königssohn!" Schnell warf er die schlechten Kleider ab, und wie sie ihn nun so schön und königlich gekleidet sah, erkannte sie ihn alsobald, warf

ſich ihm zu Füßen und bat ihn mit thränenden Augen um Gnade, denn ſie meinte, er wäre gekommen, ſie umzubringen.

Er aber ſprach: „Fürchte dich nicht, ich kam nicht, dir Böſes zuzufügen, ſondern Gutes zu thun.“ Und ſie umarmten ſich ſo voll Liebe, daß ihnen die Augen übergingen. Dann heirathete ſie der Prinz und führte ſie mit Freude und großen Feſtlichkeiten auf ſein Schloß. Sie gab den andern Schweſtern eine reiche Mitgift und nahm die Mutter mit ſich, daß ſie bei ihr lebe. Alle miteinander lebten von da an voller Glück und Freude.

Der Oheim aber mitſammt ſeinen ſieben Söhnen, welche rechte Faulpelze waren, verdarben in Schlamm und Elend.

Die Tochter des Schlangenkönigs.

Es waren einmal zwei Freunde, von denen hatte der eine einen Sohn, der andere keinen; dieſer liebte jedoch den Sohn des Freundes, als ob es ſein eigener wäre. Beide waren große Kaufherren und befuhren mit ihren Schiffen die fremden Meere. Als nun der, welcher keinen Sohn hatte, eines Tages das Schiff zu neuer Reiſe rüſtete, kam der Sohn des andern und bat Vater und Freund, ihn mit zur See zu nehmen, damit auch er fremde Länder und Menſchen kennen lerne. Keiner von beiden wollte ſeine Bitte erhören, er flehte aber ſo lange, bis ſie ihm nachgaben und auch ihm ein Schiff rüſteten.

Wie ſie aufs hohe Meer gekommen waren, erhob ſich ein heftiger Sturm, der blies die Schiffe weit auseinander: eins dahin, das andere dorthin. Das Schiff, worauf ſich der Freund befand, konnte ſich retten, das andere, welches den Jüngling trug, ſcheiterte an einer Klippe. Die Matroſen ertranken, allein der Jüngling rettete ſich auf einem Balken an das Land. Ganz troſtlos irrte er herum und kam in einen Wald, wo viele wilde Thiere waren. Um ſich vor denen zu ſchützen,

kletterte er des Abends auf einen Baum, um da die Nacht zu verbringen, und lief dann weiter und weiter, bis er vor einer hohen Mauer ſtand. Dieſe Mauer erklomm er und ſah zu ſeiner Freude, daß ſie eine große Stadt einfaßte. Eilig ſtieg er auf der andern Seite hinunter und wandelte durch die Straßen, ſich etwas Speiſe zu kaufen. Er tritt in einen Laden, fragt, ob ſie ihm etwas zu eſſen geben könnten; weil ihm aber niemand antwortet, geht er weiter und kommt vor den königlichen Palaſt. Der Wächter an der Pforte war auch ſtumm und konnte ihm nicht Rede ſtehen. Der Hunger treibt ihn, die Zimmer zu durchſuchen, eins nach dem andern, und ſo kommt er in die königliche Bettkammer, dort legt er ſich, da er ſehr müde war, ein wenig nieder.

Kaum lag er, ſo erſchien ein wunderſchönes verhülltes Mädchen, bereitete ihm ein köſtliches Mahl und lud ihn zum Eſſen ein. Er aß und legte ſich wieder ſchlafen. Dies dauerte ſo fort während zweier Wochen. Eines Nachts, als er im tiefen Schlafe lag, erſchien ihm eine königliche Jungfrau von hoher Schönheit, die ſprach: „Haſt du Muth und Ausdauer?“ Er antwortete: „Ja.“ — „Wenn du Muth und Ausdauer haſt“, fuhr ſie fort, „will ich dir ein Geheimniß anvertrauen. Wiſſe: ich bin die Tochter des Schlangenkönigs. Ehe mein Vater ſtarb, hat er die ganze Stadt mit Männern und Frauen, Soldaten und Dienſtleuten verwünſcht und mich ſelbſt dazu. Der Zauber, uns zu erlöſen, iſt in eines Magiers Händen; wenn du es aber über dich bringſt, ein Jahr lang mit mir vereint zu ſein, ohne mich zu ſehen und ohne jemand etwas von dieſem Geheimniß zu ſagen, ſo iſt der Bann, der mich und die Stadt hält, gebrochen, ich werde Kai-

ſerin und du Kaiſer.“ Er antwortete, daß er getreulich thun wolle, was ſie ihm geböte, und alles ging gut.

Nach einiger Zeit jedoch bat der Jüngling, ſie möge ihm geſtatten, ſeinen Vater und ſeine Mutter wie den Freund einmal wiederzuſehen, bald werde er ihr wiederkehren. Sie bangte zwar, ihn fortziehen zu laſſen, doch gab ſie endlich ſeinem Drängen nach und ſchärfte ihm noch einmal ein, das Geheimniß in Treuen zu bewahren. Ein Schiff erwartet ihn am Strande, das ihn in die Heimat tragen ſoll, und beim Scheiden gibt ihm die Jungfrau noch einen Stab, der ihm alle Wünſche erfüllen, ihn auch ſicher zur Stadt ſeines Vaters bringen werde. Auf dem Schiffe waren Schätze und Koſtbarkeiten die Fülle. Glücklich gelangte er vor die Thore ſeiner Vaterſtadt, ließ die Schätze in die allerbeſte Herberge tragen und fragte, ob hier nicht zwei reiche Schiffsherren wohnten. Man erzählte ihm, daß es wol einmal in der Stadt zwei ſolcher Herren gegeben, welche die allerbeſten Freunde von der Welt geweſen, daß ſie aber jetzt beide bettelarm wären durch ein Unglück, welches den Sohn des einen mitten im Meere getroffen, und das der Vater dem Freunde ſchuld gegeben habe. Sie haben darauf einen ſchlimmen Handel vor den Richtern angefangen und ſich beide an den Bettelſtab gebracht.

Wie er dies gehört, ließ er ſofort ſeinen Vater rufen und ſprach: „Ich hätte wol Luſt, mit Euch und Euerm Freunde ein Geſchäft zu machen, da mir bewußt iſt, daß ihr zur See gar wohl erfahren.“ Der Vater antwortete, darauf könne er ſich jetzt nicht mehr einlaſſen, da er und ſein Freund, aus Anlaß des Todes ſeines geliebten Sohnes, ſich entzweit, und all ſeine Güter durch den daraus entſprungenen ſchlimmen Handel verſchlungen

worden wären. „Geld braucht ihr keins“, antwortete rasch der Sohn, „davon habe ich so viel ihr nur braucht und wollt.“ Und nun gab er Befehl, eine Tafel zu rüsten, und ließ den Freund seines Vaters wie die Frauen beider dazu einladen. Wie sie nun bei Tische saßen, sahen sich die Männer sowol als die Frauen mit feindseligen Blicken an, und keins vermochte einen Bissen anzurühren. Da nahm der Sohn ein Stück von seinem Teller und sprach: „Lieber Vater, der Euch diesen Bissen reicht, ist Euer verloren geglaubter Sohn, schaut her: gesund und wohl steht er vor Euch.“ Und alle erkannten ihn, sprangen auf, umarmten und küßten sich vor Freude und weinten laut. Darauf theilte der Jüngling seine Schätze zwischen Vater und Freund, damit sie ihr Geschäft aufs neue betreiben könnten; gleichzeitig aber sagte er, daß er wieder fort müsse, wohin jedoch, sagte er nicht. Dies drückte jedoch seiner Mutter das Herz ab, und sie wollte um jeden Preis hinter das Geheimniß des Sohnes kommen. Sie bat und bat, und weil sie gar nicht abließ, erzählte ihr der Sohn zuletzt alles. Erzählte ihr, wie er so lange schon mit dem königlichen Mädchen vereint sei, ohne ihre Schönheit je mit Augen gesehen zu haben. Da gab ihm die Mutter ein Stücklein geweihter Kerze und sprach: „Wenn sie im Schlummer liegt, zünde diese an, so kannst du ihre Schönheit schauen.“

Der Jüngling reist ab, erreicht Stadt und Schloß des Schlangenkönigs und findet die Jungfrau in Erwartung seiner. Wie sie schlafen gegangen war — ihm schien es hundert Jahre, bis daß er ihre Schönheit schaue — nahm er die geweihte Kerze, entzündete sie, entschleierte die Glieder des Mädchens und schaute ihre hohe Schönheit. Da fielen heiße Wachstropfen herab, und sie

erwachte. „Unſeliger", rief ſie, „wem haſt du mein Geheimniß verrathen? Jetzt biſt auch du im Bann und kannſt mich nur erlöſen, wenn du zum Walde gehſt, wo der Magier wohnt, mit ihm kämpfſt und ihn tödteſt." — „Wehe mir", ſagte der Jüngling, „was hab' ich gethan! Doch ſage mir, was iſt zu vollbringen, ſo es mir gelingt, den Magier zu tödten?" Sie antwortete: „Nimm dieſen Stab, mit ihm erſchlägſt du den Magier, darauf öffneſt du ihm den Leib, worin du ein Kaninchen finden wirſt. Oeffneſt du dieſes, findeſt du eine Taube, öffne auch ſie, und du wirſt drei Eier finden. Dieſe Eier bewahre wohl auf, hüte ſie wie deine Augäpfel, denn durch ſie wird dereinſt Stadt und Land wie ich ſelbſt erlöſt werden. Wo nicht, bleibſt du verwünſcht wie alle andern."

Betrübt ging er davon, und nur mit dem Stabe bewaffnet kam er in den Wald, von dem ihm die Jungfrau geſagt hatte. Hier ſtieß er auf eine Heerde Kühe, welche von dem Beſitzer und ſeinen Knechten gehütet wurden. Er näherte ſich ihnen, ſagte, daß er ſich im Walde verirrt habe, und bat ſie um ein Stück Brot. Der Herr gab ihm zu eſſen und behielt ihn bei ſich, befahl ihm auch nach einigen Tagen, die Kühe auf die Weide zu treiben, warnte ihn aber vor dem Walde, indem in dieſem ein Zauberer wohne, der Vieh und Menſchen fräße. Er verſprach das, führte aber gleichwol die Heerde in den Wald, das Begegniß mit dem Zauberer herbeizuführen. Der Herr, der ihm nur einen Knaben mitgegeben, fürchtete um ſeine Heerde, da er ihn von weitem in den Wald treiben ſah, und jammerte laut.

Der Zauberer, kaum daß er die Heerde erſchaute,

kam mit einer furchtbaren Eisenstange herbei. Dem Knechtlein sank bei diesem Anblick das Herz in die Hosen, und er sprang in das Gebüsch. Der Jüngling aber blieb standhaft und schritt weiter. Da rief der Zauberer: „Du Wicht, was kommst du hierher, meinen Wald zu verwüsten?“ Der Jüngling antwortete: „Nicht nur an den Wald will ich dir, sondern auch ans Leben!“ Und der Kampf begann. Er währte den ganzen langen Tag, und sie waren hart aneinander. Beide ermüdeten, doch keiner war noch verwundet. Der Zauberer rief am Ende:

Hätt' ich eine Suppe von Wein und Brot,
Dich zu tödten hätt's keine Noth!

Und der Jüngling:

Hätt' ich eine Suppe von Milch und Brot,
Schlüge ich dich nieder ohne Noth!

Sie trennten sich und wollten den Kampf andern Tages fortsetzen. Der Jüngling trieb sein Vieh zusammen. Der Knabe kam hervor, und ungefährdet kamen sie nach Hause. Alle staunten, sie unversehrt wiederzusehen, und hörten mit Verwunderung die Mär des Jünglings an. Sagte auch der Knabe, wie der andere sich während des Kampfes eine Suppe von Milch und Brot gewünscht, und der Herr befahl, eine solche Suppe auf den andern Tag bereit zu halten, damit sie im rechten Augenblicke dem Jünglinge gereicht werden könne.

Wieder trieb er seine Heerde in den Wald, begleitet von dem Knaben, der die Suppe trug. Der Kampf

begann, und wie er am heißesten entbrannt war, rief der Zauberer:

Hätt' ich eine Suppe von Brot und Wein,
Schlüge dem Jüngling den Schädel ein!

Und der Jüngling:

Hätt' ich eine Suppe von Milch und Brot,
Schlüge den Zauberer sicher todt!

Sogleich reichte ihm der Knabe das Verlangte, er nimmt einen Mund davon, sodaß ihm die alte Kraft zurückkehrt. Darauf holt er mit seinem Stabe zu einem mächtigen Schlage aus, trifft den Kopf des Unholdes, und dieser stürzt todt zu Boden. Gleich ist er nun über ihn her, schneidet ihm den Bauch auf, findet darin das Kaninchen, in diesem die Taube, und endlich in der Taube die drei Eier. Die nimmt er, verwahrt sie wohl, treibt die Kühe zusammen und kehrt heim. Alles kam ihm voll Jubel entgegen, und der Herr bat ihn, bei ihm zu bleiben. Aber seines Bleibens war nicht länger, er schenkte dem Herrn den erbeuteten Wald und ging davon.

In der Stadt des Schlangenkönigs angekommen, eilte er auf das Schloß zur Jungfrau. Die nahm ihn gar freundlich bei der Hand und führte ihn in den Thronsaal ihres Vaters, wo sie ihm die goldene Krone aufsetzte. „Jetzt", sagte sie, „sind wir König und Königin." Dann führte sie ihn auf den Altan des Schlosses, nahm die drei Eier und sagte zum Jüngling: „Jetzt wirf eins nach rechts, eins nach links, und das dritte gerade vor dich hin!" Kaum hatte jener dies gethan, so fing ein großer Lärm an: alle Leute der Stadt be-

gannen zu ſprechen, zu rufen, die Fahnen flatterten, Wagen fuhren vor, und die Truppen marſchirten heran. Alle aber, Truppen und Volk, erhoben ihre Stimmen, dankten ihrem Befreier und riefen jubelnd: „Es lebe unſer König und unſere Königin!“

Sie lebten im Glücke noch manches Jahr;
Ich aber bleibe ſo arm, wie ich war.

Die Hindin.

Es war einmal ein König und eine Königin, die hatten zwei Töchter, vierzehn und funfzehn Jahre alt, die eine mit ſilbernen, die andere mit goldenen Zähnen. Als die Königin ſtarb, gab ſie ihrem Gemahl einen Demantring und ſagte, daß er ſich wieder verheirathen ſolle, aber nur mit einem Weibe, welchem der Demantring genau an dem Finger paſſe. Der König ließ ſuchen durchs ganze Land, aber ein Weib, dem der Ring paſſe, ward nirgends gefunden. So gab er es auf, bewahrte aber den Ring in ſeinem Zimmer.

Einſtmals kamen ſeine Töchter zu ihm, ſahen den Ring auf dem Tiſche, die älteſte nahm ihn, ſteckte ihn an den Finger, und ſiehe, er paßte wie angegoſſen. Die Freude des Königs war groß, er meinte eine Frau gefunden zu haben, und wollte ſie heirathen. Das aber konnte nicht ſein, und ſie that es nicht, ſo ſehr auch mit Drängen er ſie beſchwerte. Wie ſie gar nicht mehr wußte, was thun, warf ſie ſich dem Papſte zu Füßen und beichtete ihm alles. Der Papſt lobte ihre Handlungsweiſe, rieth ihr aber, vorläufig mit dem Könige nicht zu brechen. „Du mußt Zeit gewinnen", ſagte er, „verſprich ihm, dann nach ſeinem Willen zu ſein, wenn

er dir ein Kleid bringt, das am Tage wie die Sonne, bei Nacht wie der Mond ſcheint.“ Das Mädchen befolgte den Rath, und der König zog alsbald aus, ein ſolches Kleid zu ſuchen.

Es begegnet ihm ein Ritter, der fragt: „Majeſtät, was ſucht Ihr?“ Der König erzählt ihm ſeine Geſchichte und wie ſchwer es ſein werde, den Wunſch der Tochter zu erfüllen, worauf der andere das Kleid alsbald bei der Hand hatte und es ihm gab. Wie es die Tochter ſah, erſchrak ſie ſehr, ging auch eilend wieder zum Papſte und flehte ihn um neuen Rath an. „Höre, meine Tochter“, ſagte dieſer, „verlange jetzt vom Könige ein Kleid, welches iſt wie das Meer mit allen ſeinen Fiſchen, das wird er dir nicht bringen. Bringt er es dennoch, ſo laſſe dir einen großen Schrein machen und komme mit deiner Schweſter wieder zu mir.“ Der König trieb das Kleid wirklich auf, und nun ließ ſie ſich den Schrein machen und ging mit der Schweſter zum Papſte. Der ſetzte ſie beide in den Schrein, verſicherte ihn von innen und außen mit Theer und Pech und ſetzte ihn auf die Wogen des Meeres.

Es wohnte aber in einem Nachbarlande ein König, der war krank, und die Aerzte hatten ihm zu ſeiner Geneſung eine Meerfahrt verordnet. Wie er nun eines Tages ſo dahinfuhr, ſah er etwas auf den Wellen ſchwimmen. Er gab Befehl, es aufzufiſchen, und die Fiſcher zogen den Schrein heraus. Den nahm er in ſeinen Palaſt, löſte das Pech ab, öffnete ihn und fand das erſte Mädchen. Ganz zufrieden führte er es zu ſeiner Mutter, und es ward ſeine Gemahlin. Eines Tages ſchauten die beiden zum Fenſter heraus und blickten über den Wald. Da ſehen ſie einen Ritter hoch zu Roß aus

dem Walde kommen, er nähert ſich, und das Mädchen erkennt ihren Vater. Er ſteigt ab, tritt zu ihnen, kaum aber daß er ſie begrüßt, nimmt er ſeine Tochter auf die Seite und ſagt zu ihr: „Alſo hier biſt du, Verruchte, nun ſo ſollſt du zu einer Hindin und von deinem Mann getödtet werden, ehe du wieder glücklich ſein kannſt.“ Das Mädchen wurde ganz tiefſinnig, und weil ſie wußte, daß des Vaters Verwünſchung in Erfüllung gehen werde, ließ ſie ihre Schweſter, die mit den ſilbernen Zähnen, aus dem Schrein heraus, erzählte ihr, was geſchehen, und bat ſie, an ihrer Stelle für einige Zeit die Königin zu ſein, und wenn ſie der König frage, woher ſie auf einmal ſilberne Zähne bekommen, ſolle ſie ſagen, die Madonna habe ſie ihr ausgetauſcht und ſie habe ein Gelübde gethan, ſechs Monate lang nicht an ſeiner Seite zu ruhen. Darauf ging ſie in den Wald und wurde eine Hindin. Die Schweſter, welche blieb, erzählte dem Könige, was ihr die Schweſter geſagt hatte, und er glaubte es.

Nach einiger Zeit ging der König in den Wald auf die Jagd. Sie ſetzen ſich unter einen Baum, um zu eſſen, und da kommt die Hindin und ſtellt ſich zur Seite des Königs. Er weiß nicht, was er denken ſoll, nimmt aber ſein Gewehr und ſchießt auf das Thier. Verwundet läuft dieſes in den Palaſt, verbindet ſich den Arm und kleidet ſich, wieder zur Königin geworden, wie früher an. Als der König zurückkommt, erzählt ſie ihm alles, und ſie blieben beiſammen glücklich und zufrieden bis an ihr Ende.

Die Zauberkugeln.

Es war einmal ein König, der glaubte der Schönſte auf der Welt zu ſein, und wenn er ſich im Spiegel beſchaute, fragte er dieſen:

Lieber Spiegel, wer gefällt
Dir noch mehr auf dieſer Welt?

Seine Frau hörte das zwei-, drei-, viermal mit an, zuletzt ward ſie ärgerlich und ſagte:

Lieber König, gib doch Ruh',
Einen Schönern gibt's als du.

Da ſagte der König: „Jetzt ſollſt du mir binnen drei Tagen ſagen, wer dieſer Schönere iſt, oder du mußt ſterben.“ Die arme Königin gerieth in Verzweiflung, ſie ſchloß ſich in ihre Kammer ein und ließ ſich vor niemand mehr ſehen. Am dritten Tage ſchaute ſie zum Fenſter hinaus und ſah eine Alte vorbeigehen, die bettelte und ſagte: „Frau Königin, ſchenkt mir doch ein Almoſen.“ Die Königin antwortete: „Ach laß mich in Ruhe, ich habe jetzt genug mit mir zu thun.“ Sagt die Alte: „Ich weiß wohl, was Euch bedrückt, vermöchte

auch Euch zu helfen." — „So komm herauf", rief die Königin; die Alte kam, und die Königin fragte: „Was weißt du also?" — „Ich weiß, was der König von Euch gefordert hat." — „Und gibt es wirklich einen Ausweg?" — „Ja, Frau Königin." — „Nun so gebe ich dir alles, was du begehrst." Aber die Alte sprach: „Ich begehre nichts. Geht nur heute Mittag mit dem König zu Tische und erfleht von ihm die Gewährung einer Bitte. Er wird Euch fragen: «Ist es das Leben, um das Ihr mich bittet?» und Ihr antwortet: «Nein.» Dann wird er Euch gewähren, und Ihr sprecht: «Schöner als Ihr ist der Sohn des Kaisers von Frankreich, der in sieben Schleiern verhüllt ist.»" Die Alte ging weiter, und die Königin begab sich zum Könige. Dort geschah alles, wie es die Alte gesagt hatte, und der König sprach zuletzt: „Ist er denn schöner als ich, so thue mit mir wie dir beliebt, zuvor aber will ich gehen und selbst zusehen." Darauf reiste er mit großem Gefolge ab und ging zum Kaiser von Frankreich. „Herr Kaiser, ich begehre nichts, als Euern Sohn zu sehen." Der Kaiser antwortete: „Meinen Sohn? Den sollt Ihr sehen, aber jetzt schläft er." Kurz darauf führt er ihn in die Kammer, wo der Sohn schlief. Man hebt den ersten Schleier weg: und ein großer Glanz leuchtet hervor, den zweiten: und der Glanz wird stärker, immer mächtiger ward er beim dritten, beim vierten und so fort, bis endlich der Königssohn in voller Pracht vor ihnen stand, das Scepter in der Hand, das Schwert im Gürtel. Wie der König so große Schönheit sah, erschrak er und fiel ohnmächtig zu Boden. Mit Mühe brachte man ihn wieder zu sich, und noch drei Tage blieb er am Hofe des Kaisers. Ehe er abreiste, kam der Königssohn zu

ihm und fragte ihn: „Möchteſt du mich wol in deinem Hauſe ſehen?“ — „Ja, aber wie kann das geſchehen?“ — „Nimm dieſe drei Goldkugeln, willſt du mich dann ſehen, ſo wirf ſie in ein goldenes Becken voll reiner Milch, und ich werde dir erſcheinen, wie du mich hier ſiehſt.“ Der König nahm die drei Kugeln und zog davon. Zu Hauſe angekommen, rief er ſeine Gemahlin und ſagte: „Jetzt bin ich wieder hier, nun thue mit mir wie dir beliebt.“ Die Königin antwortete: „Sei mir geſegnet, mein Herr!“ Darauf erzählte ihr der König die Geſchichte und gab ihr die drei Kugeln. Nach drei Tagen aber war er todt. Der Gram, daß ein anderer ſchöner als er ſein ſollte, hatte ihm das Herz gebrochen. So wurde die Königin zur Witwe.

Nachdem einige Zeit vergangen war, rief ſie eine vertraute Dienerin und ſagte: „Geh, hole mir drei Stübchen reiner Milch.“ Mit dieſer ſchloß ſie ſich ein, goß ſie in das goldene Becken, warf die drei Kugeln hinein, und ſofort erſchien erſt das Schwert, dann das Scepter und zuletzt der Jüngling ſelbſt. Sie ſprachen gar holdſelig miteinander, worauf er wieder verſchwand. Jeden Tag ſchickte ſie jetzt die Dienerin nach reiner Milch, und jeden Tag erſchien ihr der Königsſohn, bis endlich die Dienerin neugierig ward und der Sache auf den Grund kommen wollte.

Was that ſie? Sie zerbrach ein geſchliffenes Glas, ſtampfte es zu Pulver und verbarg dieſes Pulver in ihrem Buſen. Wie nun die Königin ſie wie gewöhnlich nach Milch ſchickt, ſchüttet ſie, da ſie die Treppe heraufſteigt, den Glasſtaub in die Milch und bringt ſie ſo der Königin.

Die Königin wirft die drei Kugeln hinein, der

Königssohn erscheint, aber, wehe! mit zerschnittenen Adern, ganz in Blut gebadet, das hatte ihm das Glas angethan. Kaum erblickte er die Königin, so rief er: „Unselige, du hast mich betrogen, wir können uns nimmer wiedersehen!“ Sie mochte bitten, wie sie wollte, er verschwand und blieb von da an in seinem Lande. Der Kaiser von Frankreich aber ließ verkünden: „Wer meinen Sohn heilt, er sei auch wer er sei, dem wird jegliche Bitte gewährt werden.“ Alle Häuser der Stadt bekleidete man mit Schwarz, alle Glocken läuteten wegen des Königssohnes, der zum Tode daniederlag.

Als die Königin sah, daß der Jüngling nicht wiederkehrte, kleidete sie sich als Schäfer und machte sich auf den Weg nach seiner Stadt. Zur Nacht sieht sie sich mitten in einem dichten Walde. Hier ersteigt sie einen einzeln stehenden Baum, betet und schickt sich zum Schlafen an. Es war um die Mitternachtsstunde; da kommen auf einmal alle Teufel der Hölle heran und setzen sich um den Baum her in einem Kreise zusammen. Einer fragt den andern, was Böses er vollbracht, bis zuletzt die Reihe an den schwarzen Hinkteufel kam, den fragten sie: „Nun, Schwarzer, was Großes hast du gethan?“ — „Diesmal wirklich etwas Großes; woran ich schon manches Jahr gearbeitet, das ist mir jetzt gelungen.“ Und er erzählte ihnen die Geschichte vom König und der Königin, dem Königssohn und der bösen Magd. „Jetzt“, schloß er, „hat er nur noch drei Tage zu leben, und weil er an dem Herrn verzweifelte, dürfen wir ihn holen.“

Da fragte ihn der Großteufel: „Sage mir, haben sie nicht etwa ein Mittel, ihn zu heilen?“ — „Oh“, antwortete der Hinkende, „ein Mittel gäbe es schon, aber

das behalte ich für mich." — „Ei, uns kannst du's ja sagen." — „Euch wohl, aber wenn mich jemand anderes hörte!" — „Schweig, du Thier", riefen alle, „wer könnte uns hier hören? Wäre jemand hier gewesen, der würde schon vor Angst umgekommen sein."

So ging es noch eine Weile hin und her, bis der Hinkteufel endlich sein Mittel sagte: „Eine Tagereise von hier ist ein Wald, mitten im Walde liegt ein Kloster, und in dem Garten dieses Klosters wächst das Glaskraut. Davon muß man ein paar Körbe voll in einem Mörser stampfen, den Saft in einem Gefäße sammeln, und den Jüngling damit von Kopf bis zu Füßen einreiben, so wird er schöner denn zuvor."

Die Königin hatte dies alles gehört und bewegte es in ihren Gedanken. Wie es tagte, stieg sie vom Baume und begab sich auf die Wanderung nach dem Kloster, wo das Glaskraut wuchs. Endlich kommt sie dort hin und ruft den Pförtner an. Der meint, einen bösen Geist zu hören, und fängt seine Beschwörung an. Sie aber sagt: „Wozu beschwörst du mich? Ich bin eine getaufte Seele wie du." Da ließ man sie hinein. Sie bat die Mönche um ein paar Körbe Glaskraut, das erhielt sie und zog andern Morgens nach der Stadt des Kranken, wo alle Häuser mit Schwarz bekleidet waren.

Als sie vor den Palast kam, wollten die Wächter sie, die noch immer als Hirt gekleidet war, nicht hereinlassen, aber der Kaiser gab Befehl, den Hirten zu ihm zu führen. Wie sie vor dem Kaiser stand, bat sie ihn, alle Aerzte fortzuschicken, denn in zwei Tagen wolle sie den Kranken heilen. Der Kaiser, welcher schon alle Hoffnung aufgegeben hatte, ließ den Hirten nach seinem Willen schalten und walten und befahl den Dienern, ihm in allen

Stücken zur Hand zu ſein. Die verkleidete Königin ließ einen Mörſer herbeiſchaffen, ſtampfte das Kraut darin und ſammelte den Saft in ein Gefäß. Darauf ging ſie zu dem Kranken, beſtrich ihn damit, und wo ſie ihn beſtrich, blutete es nicht mehr und die Wunden ſchloſſen ſich. Das that ſie den ganzen Tag, bis der Jüngling ganz heil war. Als der Kaiſer kam, übergab ſie ihm ſeinen Sohn, der ſchöner denn zuvor war. Aber die Schätze, die der Kaiſer bot, wollte ſie nicht, und nur den Ring, den ihr der Geneſene gab als Andenken an ſeine wunderbare Heilung, den nahm ſie, verabſchiedete ſich und ging auf und davon.

Sie hatte Eile, nach Hauſe zu kommen, und ging jetzt ſelbſt, anſtatt der untreuen Dienerin, die Milch zu holen, ſchüttete ſie in das goldene Becken und warf wie gewöhnlich die drei Kugeln hinein. Der Königsſohn erſchien auch diesmal, wollte ſie aber in ſeinem Zorn zerſchmettern. Sie warf ſich ihm zu Füßen und rief: „Was willſt du? Ich habe keine Schuld. Deine Retterin bin ich. Siehe dies Zeichen!“ Dabei hielt ſie ihm den Ring entgegen. Da wurde ſeine Seele ruhig, und wie ſie ihm die Geſchichte erzählte, und was ſie von den Teufeln gehört, und wie ſie das Kraut geholt und ihn geheilt habe, beſchloß er, ſie zu ſeiner Gemahlin zu machen. Er eilte nach Hauſe, ſeinen Vater zu bitten, und der gewährte mit Freuden alles. So gingen ſie vereint, die Königin abzuholen, worauf ſie in ihr Land zurückkehrten, um die Hochzeit alsbald mit großer Pracht zu feiern. Die böſe Magd aber mußte ihr Leben laſſen.

Micco.

War einmal eine Mutter, die hatte einen Sohn, der hieß Micco. Eines Tages machte die Mutter Maccaroni und ſagte zum Sohne: „Geh zuvor hinaus und ſchneide eine Mahd Gras.“ Micco hatte aber keine Luſt, er wollte erſt ſeine Maccaroni eſſen. Da verſprach ihm die Mutter, ſein Theil aufzubewahren, und ſo ging er denn ins Gras. Die Maccaroni waren fertig, und da Micco nicht kam, fing die Mutter an zu eſſen, aß und vergaß, dem Sohn ſein Theil aufzuheben. Sie guckte in den Keſſel und fand noch eine einzige auf dem Boden liegen, die nahm ſie, goß Schmalz darauf, ſtreute Käſe darüber, und wie der Sohn heimkam, gab ſie ihm die einzige Nudel auf ſeinen Teller. Das war dem Micco zu wenig, er hub an zu weinen und wollte nicht eſſen. Da ſagt die Mutter zum Stock: „Stock, ſchlag mir 'mal den Micco, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Der Stock rührte ſich nicht. Sagt die Mutter zum Feuer: „Feuer, verbrenn' mir 'mal den Stock, weil er den Micco nicht ſchlägt, der die Maccaroni nicht eſſen will.“ Aber auch das Feuer rührte ſich nicht. Sagt die Mutter zum Waſſer: „Waſſer, löſch' mir 'mal das Feuer, weil es den Stock nicht verbrennt, der den Micco

nicht ſchlägt, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Dieſes kehrte ſich gar nicht daran. Da rief die Mutter den Ochſen: „Ochſe, ſauf' mir 'mal das Waſſer, das mir das Feuer nicht löſcht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht ſchlägt, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Der Ochſe ſoff aber das Waſſer nicht. Sagt die Mutter zum Strick: „Strick, bind' mir 'mal den Ochſen, der das Waſſer nicht ſäuft, das das Feuer nicht löſcht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht ſchlägt, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Doch der Strick gehorcht ihr nicht. Nun ruft die Mutter die Maus: „Maus, zernag' mir 'mal den Strick, der den Ochſen nicht bindet, der das Waſſer nicht ſäuft, das das Feuer nicht löſcht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht ſchlägt, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Die Maus zernagt den Strick nicht. Ruft die Mutter: „Katze, friß mir die Maus, die den Strick nicht zernagt, der den Ochſen nicht bindet, der das Waſſer nicht ſäuft, das das Feuer nicht löſcht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht ſchlägt, der die Maccaroni nicht eſſen will.“ ...

Die Katze fraß die Maus, die Maus zernagt den Strick, der Strick bindet den Ochſen, der Ochſe ſäuft das Waſſer, das Waſſer löſcht das Feuer, das Feuer verbrennt den Stock, der Stock prügelt den Micco, und Micco ißt die Maccaroni.

Micco.

War einmal eine Mutter, die hatte einen Sohn, der hieß Micco. Eines Tages machte die Mutter Maccaroni und ſagte zum Sohne: „Geh zuvor hinaus und ſchneide eine Mahd Gras.“ Micco hatte aber keine Luſt, er wollte erſt ſeine Maccaroni eſſen. Da verſprach ihm die Mutter, ſein Theil aufzubewahren, und ſo ging er denn ins Gras. Die Maccaroni waren fertig, und da Micco nicht kam, fing die Mutter an zu eſſen, aß und vergaß, dem Sohn ſein Theil aufzuheben. Sie guckte in den Keſſel und fand noch eine einzige auf dem Boden liegen, die nahm ſie, goß Schmalz darauf, ſtreute Käſe darüber, und wie der Sohn heimkam, gab ſie ihm die einzige Nudel auf ſeinen Teller. Das war dem Micco zu wenig, er hub an zu weinen und wollte nicht eſſen. Da ſagt die Mutter zum Stock: „Stock, ſchlag mir 'mal den Micco, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Der Stock rührte ſich nicht. Sagt die Mutter zum Feuer: „Feuer, verbrenn' mir 'mal den Stock, weil er den Micco nicht ſchlägt, der die Maccaroni nicht eſſen will.“ Aber auch das Feuer rührte ſich nicht. Sagt die Mutter zum Waſſer: „Waſſer, löſch' mir 'mal das Feuer, weil es den Stock nicht verbrennt, der den Micco

nicht ſchlägt, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Dieſes kehrte ſich gar nicht daran. Da rief die Mutter den Ochſen: „Ochſe, ſauf' mir 'mal das Waſſer, das mir das Feuer nicht löſcht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht ſchlägt, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Der Ochſe ſoff aber das Waſſer nicht. Sagt die Mutter zum Strick: „Strick, bind' mir 'mal den Ochſen, der das Waſſer nicht ſäuft, das das Feuer nicht löſcht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht ſchlägt, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Doch der Strick gehorcht ihr nicht. Nun ruft die Mutter die Maus: „Maus, zernag' mir 'mal den Strick, der den Ochſen nicht bindet, der das Waſſer nicht ſäuft, das das Feuer nicht löſcht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht ſchlägt, weil er die Maccaroni nicht eſſen will.“ Die Maus zernagt den Strick nicht. Ruft die Mutter: „Katze, friß mir die Maus, die den Strick nicht zernagt, der den Ochſen nicht bindet, der das Waſſer nicht ſäuft, das das Feuer nicht löſcht, das den Stock nicht verbrennt, der den Micco nicht ſchlägt, der die Maccaroni nicht eſſen will.“ ...

Die Katze fraß die Maus, die Maus zernagt den Strick, der Strick bindet den Ochſen, der Ochſe ſäuft das Waſſer, das Waſſer löſcht das Feuer, das Feuer verbrennt den Stock, der Stock prügelt den Micco, und Micco ißt die Maccaroni.

Die Alte.

Es war einmal eine Alte, die fegte in dem Kirchlein und fand einen Heller am Boden. Den nahm ſie und ſagte: „Was kaufe ich mir jetzt dafür? Kaufe ich mir Aepfel, muß ich den Griebs fortwerfen, wenn ich mir Nüſſe kaufe, kann ich die Schalen nicht brauchen, und ebenſo wenn ich mir Kaſtanien kaufe. Kaufe ich Brot oder Maisküchlein, fallen die Krumen herunter. Was alſo kauf' ich mir? ... Jetzt weiß ich's, ich werde mir rothe und weiße Farben kaufen, mir mein Geſicht zu bemalen."

So geſchah es: die Alte kaufte ſich Weiß und Roth, bemalte ſich damit das Geſicht und ſchaute dann zum Fenſterchen hinaus. Kommt ein Eſel vorbei, der bleibt ſtehen und ruft: „Mütterchen, was machſt du dort am Fenſter?" — „Ich will mich verheirathen." — „Willſt du wol mich zum Manne haben?" — „Laß mich erſt hören, was für eine Stimme du haſt." — Und der Eſel begann: „I—a, i—a, i—ah!" — „Mach', daß du fortkommſt, vor dir würd' ich mich des Nachts fürchten." Der Eſel ging weiter.

Kommt eine Ziege vorbei: „Mütterchen, was machſt du dort am Fenſter?" — „Ich will mich verheirathen."

— „Möchteſt du wol mich zum Manne haben?“ — „Laß mich hören, was für eine Stimme du haſt.“ — „Meck, meck, meck, bäh!“ — „Mach', daß du fortkommſt, vor dir würd' ich mich des Nachts fürchten!“ Die Ziege ging weiter.

Kommt eine Katze gegangen: „Mütterchen, was machſt du dort?“ — „Ich will mich verheirathen.“ — „Willſt du mich etwa nehmen?“ — „Laß hören, was für eine Stimme du haſt.“ — Die Katze begann: „Miau, miau, miau, miau!“ — „Geh, pack' dich, du ängſtigſt mich des Nachts mit deiner Stimme.“ Die Katze entfloh.

So kamen nach und nach alle Thiere der Welt vorbei, doch keins gefiel dem Mütterchen. Ganz zuletzt kam auch die Maus. „Mütterchen, was machſt du da?“ — „Ich will mich verheirathen.“ — „Möchteſt du mich wol nehmen?“ — „Laß hören, was für eine Stimme du haſt.“ — Das Mäuschen machte: „Pip, pip, pip!“ — „O komm herauf, deine Stimme gefällt mir!“ Die Maus ging hinauf und blieb bei der Alten.

Tags darauf ging die Alte in die Meſſe. Sie ließ den Topf mit Eſſen am Feuer ſtehen und ſagte zum Mäuschen: „Höre, daß du mir nicht etwa das Brötchen in die Brühe tunkſt, könnteſt mir hineinfallen. Ich gehe jetzt in die Meſſe, komm' aber bald zurück.“ Das Mäuschen antwortete: „Geh nur ohne Sorgen, ich werde mich wohl hüten.“ So ging das Mütterchen in die Meſſe.

Wie ſie nach Hauſe kam, fand ſie die Thür verſchloſſen. Sie rief: „Gevatter Maus! Gevatter Maus!“ Die Maus antwortete nicht. Da drückte die Alte die Thür ein und trat in das Haus. Sie ſchaute hierhin und dorthin und überall herum, aber die Maus fand

ſie nicht. Sie blickte unter das Bett, und fand ſie nicht. Sie blickte unter den Stuhl, und fand ſie nicht — unter den Ofen, und fand ſie nicht — in den Mörſer, und fand ſie nicht — in die Tiſchlade, und fand ſie nicht. Endlich wurde ihr die Sache zu arg und ſie ſagte: „Ach, Gevatter Maus will ſich gewiß einen Scherz mit mir machen. Jetzt ſuche ich ſie nicht mehr, ſondern eſſe ruhig mein Süppchen; wenn ſie dann Luſt hat, wird ſie ſchon hervorkommen.“

Wie ſie die Suppe ausgießen wollte, fand ſie die Maus im Topfe. „Ach, wehe mir!“ ſchrie ſie da, ließ die Suppe fallen und weinte bitterlich. Als das die Aſche auf dem Herde ſah, ſtiebte ſie hoch auf. Das Fenſter fragte: „Warum ſtiebſt du auf?“ — „Ach, weißt du denn nicht, Gevatter Maus liegt im Topfe, das Mütterchen weint, und weil ich Aſche bin, ſtiebe ich auf.“ Antwortet das Fenſter: „So will ich, weil ich ein Fenſter bin, auf- und zuklappen.“ Das ſah das Fenſtergitter und fragte: „Fenſterlein, warum klappſt du auf und zu?“ — „Das weißt du nicht? Gevatter Maus liegt im Topfe, das Mütterchen weint, die Aſche ſtiebt auf, und weil ich ein Fenſter bin, will ich auf- und zuklappen.“ — „So?“ antwortete das Fenſtergitter. „Nun, weil ich ein Gitter bin, will ich zerbrechen.“ Und es zerbrach. Ein Vogel, der immer auf dem Baume ſaß, fragte: „Gitter, warum zerbrichſt du denn?“ — „Auch du weißt nichts? Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Aſche ſtiebt auf, das Fenſter klappt auf und zu, und weil ich ein Gitter bin, wollte ich zerbrechen.“ Antwortet der Vogel: „Weil ich ein Vogel bin, will ich mich rupfen.“ Und er rupfte ſich alle ſeine Federchen aus. Als der Baum den gerupften Vogel ſah,

fragte er: „Warum rupfteſt du dich?“ — „Ach, mein Lieber, du weißt nichts? Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Aſche ſtiebt auf, das Fenſter klappt auf und zu, das Gitter zerbricht, und weil ich ein Vogel bin, hab' ich mich gerupft.“ — „So? Nun weil ich ein Baum bin, will ich alle meine Blätter abſchütteln.“ Und er ſchüttelte ſie ab.

Kam eine Magd daher, Waſſer zu holen, ſie ſah den Baum und fragte ihn, warum er blätterlos ſtehe. Der Baum erzählte ihr die ganze Geſchichte und ſprach: „Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Aſche ſtiebt auf, das Fenſter klappt auf und zu, das Gitter zerbricht, der Vogel hat ſich gerupft, und weil ich ein Baum bin, hab' ich alle meine Blätter abgeſchüttelt.“ Sagt die Magd: „Weil ich eine Magd bin, will ich gleich einmal meinen Eimer zerſchlagen.“ Darauf ging ſie zu ihrer Herrin, und die fragt ſie, ob ſie Waſſer geſchöpft. Die Magd ſagt: „Ach, Frau, Ihr kennt die Geſchichte nicht? Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Aſche ſtiebt auf, das Fenſter klappt auf und zu, das Gitter zerbricht, der Vogel hat ſich gerupft, der Baum ſeine Blätter abgeſchüttelt, und weil ich die Magd bin, hab' ich den Eimer zerſchlagen.“

Die Frau, welche eben das Mehl in den Trog gethan, um Brot zu backen, ſagt: „So will ich, weil ich eine Herrin bin, das Mehl zum Fenſter hinausſchütten.“ Der Herr kam nach Hauſe und fragte, ob das Brot gebacken ſei; ſie antwortete: „Mann, weißt du denn gar nicht, was da geſchehen iſt? Gevatter Maus liegt im Topfe, Mütterchen weint, die Aſche ſtiebt auf, das Fenſter klappt auf und zu, das Gitter zerbricht, der Vogel hat ſich gerupft, der Baum ſeine Blätter abgeſchüttelt,

die Magd hat den Eimer zerſchlagen, und ich, weil ich die Herrin bin, hab' das Mehl zum Fenſter hinausgeſchüttet."

Da antwortet der Herr: „Ei ſo will ich, weil ich der Herr bin, euch ganz gehörig den Buckel verſalzen!" Er nahm einen Stock, und was haſt du, was kannſt du! gab er erſt der Magd und dann der Frau eine tüchtige Tracht Prügel.

Das Märchen vom Hahn und der Maus.

Ein Hahn und eine Maus gingen einmal zum Nußbaum, um Nüsse herunterzuschlagen. Der Hahn flog auf den Baum, schüttelte die Nüsse herunter und warf sie der Maus zu. Diese öffnete sie, fraß den Kern heraus und verschloß die Schalen dann wieder. Gevatter Hahn merkte das und rief: „Höre, Gevatterin Maus, wenn ich jetzt hinunterkomme, soll dir's schlecht gehen." Er flog vom Baume hinab und zerhackte ihr tüchtig den Schädel. Die Maus lief davon, ging zum Arzte und rief:

Arzt, Arzt, Aerztchen,
Heil' mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßlein nur gemauſt,
Hat der Hahn mich ſo zerzauſt.

Der Arzt antwortete: „Bring' mir Lappen!" Die Maus ging zum Lumpenſammler und rief:

Lumpenſammler, gib mir Lappen,
Lappen muß dem Arzte bringen.
Arzt, Arzt, Aerztchen
Heilt mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßlein nur gemauſt,
Hat der Hahn mich ſo zerzauſt.

Sprach der Lumpenſammler: „Bring' mir erſt Pommade." Und die Maus lief zum Kaufmann und ſagte:

Kaufmann, gib mir ſchnell Pommade,
Muß zum Lumpenmann ſie tragen.
Lumpenſammler gibt mir Lappen,
Lappen muß dem Arzte bringen.
Arzt, Arzt, Aerztchen
Heilt mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßchen nur gemauſt,
Hat der Hahn mich ſo zerzauſt.

Der Kaufmann ſagte: „Erſt bring' mir Eier.“ Nun ging die Maus zu der Henne und rief:

Gib mir Eier, gute Henne,
Muß damit zum Kaufmann rennen.
Kaufmann gibt mir ſchnell Pommade,
Muß zum Lumpenmann ſie tragen.
Lumpenſammler gibt mir Lappen,
Lappen muß dem Arzte bringen.
Arzt, Arzt, Aerztchen
Heilt mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßchen nur gemauſt,
Hat der Hahn mich ſo zerzauſt.

Da ſagte die Henne: „Erſt bring' mir Mehl.“ Da kroch die Maus des Nachts unter die Thür des Müllers, lud ſich das Mehl auf und brachte es der Henne. Die gab ihr Eier, die Eier brachte ſie zum Kaufmann, der gab ihr die Pommade, die Pommade trug ſie zum Lumpenhändler und ſagte:

Lumpenſammler, gib mir Lappen,
Lappen muß dem Arzte bringen.
Arzt, Arzt, Aerztchen
Heilt mir meinen Schädel.
Hatt' ein Nüßchen nur gemauſt,
Hat der Hahn mich ſo zerzauſt.

Ein italieniſcher Eulenſpiegel.

Der Mann hieß Firazzano, und der loſen Streiche, die er begangen, ſind ſo viele, daß noch heute alles Volk von ihm zu ſingen und zu ſagen weiß.

Firazzano war Diener, oder Haushalter und Verwalter, war die rechte Hand bei einem Fürſten in Palermo. Mit ſeinen Streichen verſchonte er ſelbſt ſeinen Herrn nicht; weil ſich aber alle über ihn beluſtigten, ſo drückte der Fürſt ein Auge zu und ließ den Schalk Schalk ſein.

Einmal hatte die Königin von ihm gehört und wollte den Schalk auch kennen lernen. Sie ließ ihn rufen und fragte ihn: „Wie ſteht's mit dir? Biſt du ledig oder verheirathet?“ — „Verheirathet, Frau Königin, natürlich verheirathet.“ — „Nun“, ſagte jene, „ich möchte deine Frau wol kennen lernen.“ — „Wie iſt das zu machen? Das wird ſchwer gehen, denn meine arme Frau iſt harthörig.“ Das war ſie nun nicht, er ſagte es aber, weil er ſich mit der Königin einen Spaß machen wollte. „Oh“, antwortete dieſe, „das ſchadet nichts, laß ſie nur kommen; wenn ſie ſchwer hört, werde ich ein wenig ſchreien.“

Firazzano ging nach Hauſe. „Cicca, eine große Ehre

widerfährt dir: die Königin will dich kennen lernen. Weil sie aber schwer hört, mußt du, wenn du mit ihr sprichst, nur desto lauter schreien." — „Gut", sagte die Frau, „gehen wir, das läßt sich schon machen." Sie gingen in den Palast. Als sie bei der Königin eintraten, schrie die Frau mit lauter Stimme: „Zu Füßen Euerer Majestät!" — Aha, dachte die Königin, weil sie harthörig ist, meint sie, andere Leute müßten es auch sein! Und darauf schrie sie ihr entgegen: „Guten Tag, Gevatterin, wie geht's Euch?" — „Gut, ganz gut!" schrie die Frau noch lauter denn zuvor. Die Königin wollte ihr nichts schuldig bleiben und überbot sie mit aller Kraft ihrer Lungen, ebenso die Frau Firazzano's, und es schien ein gewaltiger Streit zwischen ihnen entbrannt. Firazzano, der hinter der Thür gestanden, vermochte nicht mehr sich zu halten und platzte heraus, daß ihm der Bauch wackelte. Da merkte die Königin, daß ihr der Schalk einen Streich gespielt hatte, und hätte er sich nicht eilig auf die Beine gemacht, sie würde ihn haben packen lassen, und wer weiß, was die Sache dann für ein Ende genommen.

* * *

Einmal wollte sich der Herr Firazzano's ein neues Gewand machen lassen, dazu sollte ihm der Schalk einen Schneider rufen. Nun muß man wissen, daß alle Schneider, wenn sie das Tuch schneiden, den Mund verziehen, dieser so, jener anders. Firazzano kam zum Schneider und sagte: „Meister, mein Herr läßt Euch rufen, Ihr sollt ihm ein neues Gewand fertigen. Nehmt Kreide und Schere mit, denn das Tuch müßt Ihr gleich im

Palast zuschneiden." Er lief voraus und sagte seinem Herrn: „Der Schneider kommt, doch hört, was ich Euch sage. Der Aermste leidet an Krämpfen. Ehe diese beginnen, fängt er an das Maul zu verziehen, das ist dann das Zeichen, ihm ein paar Stockstreiche über den Rücken zu ziehen, so wird das Schlimmste verhütet." — „Wenn das so ist", sagte der Fürst, „da laß mich nur machen, ich werde schon verhüten, daß er mir keine Krämpfe kriegt." Der Schneider kommt, breitet das Tuch fein säuberlich auf einem großen Tische aus und fängt an dem Fürsten Maß zu nehmen. Firazzano war inzwischen hinausgegangen und guckte durch das Schlüsselloch, zu sehen, wie das Ding endigen werde. Der Schneider nimmt die Kreide, malt die Maße auf das Tuch, packt dann die Schere und fängt an zu schneiden. Der Fürst steht dabei und schaut ihm andächtiglich nach dem Munde. Das Tuch war dick, und der Schneider verzieht den Mund gar jämmerlich. Kaum sieht dies der Fürst, nimmt er seinen Stock und zieht ihm ein paar Wohlgemessene über den Rücken. Der schreit auf: „Au! Herr Fürst, was soll das bedeuten?" — „O nichts, macht nur weiter!" Der Schneider beruhigt sich und schneidet weiter, verzieht auch den Mund wieder. Und da hat er auch schon wieder den Stock auf dem Rücken. „Au! Au! Was für eine Art ist das, mich zu prügeln, während ich schaffe?" — „Bleibt ruhig, Meister", sagte der Fürst, „es geschieht wahrlich nur zu Euerm Besten." Währenddessen lachte Firazzano am Schlüsselloch sich den Buckel voll. Und wieder schneidet der Meister weiter, den Mund womöglich noch ärger verziehend denn zuvor. Desto dichter hageln jetzt auch die Schläge auf seinen Rücken. Da ergrimmt er denn endlich, fängt an zu

widerfährt dir: die Königin will dich kennen lernen. Weil sie aber schwer hört, mußt du, wenn du mit ihr sprichst, nur desto lauter schreien." — „Gut", sagte die Frau, „gehen wir, das läßt sich schon machen." Sie gingen in den Palast. Als sie bei der Königin eintraten, schrie die Frau mit lauter Stimme: „Zu Füßen Euerer Majestät!" — Aha, dachte die Königin, weil sie harthörig ist, meint sie, andere Leute müßten es auch sein! Und darauf schrie sie ihr entgegen: „Guten Tag, Gevatterin, wie geht's Euch?" — „Gut, ganz gut!" schrie die Frau noch lauter denn zuvor. Die Königin wollte ihr nichts schuldig bleiben und überbot sie mit aller Kraft ihrer Lungen, ebenso die Frau Firazzano's, und es schien ein gewaltiger Streit zwischen ihnen entbrannt. Firazzano, der hinter der Thür gestanden, vermochte nicht mehr sich zu halten und platzte heraus, daß ihm der Bauch wackelte. Da merkte die Königin, daß ihr der Schalk einen Streich gespielt hatte, und hätte er sich nicht eilig auf die Beine gemacht, sie würde ihn haben packen lassen, und wer weiß, was die Sache dann für ein Ende genommen.

* * *

Einmal wollte sich der Herr Firazzano's ein neues Gewand machen lassen, dazu sollte ihm der Schalk einen Schneider rufen. Nun muß man wissen, daß alle Schneider, wenn sie das Tuch schneiden, den Mund verziehen, dieser so, jener anders. Firazzano kam zum Schneider und sagte: „Meister, mein Herr läßt Euch rufen, Ihr sollt ihm ein neues Gewand fertigen. Nehmt Kreide und Schere mit, denn das Tuch müßt Ihr gleich im

Palast zuschneiden." Er lief voraus und sagte seinem Herrn: „Der Schneider kommt, doch hört, was ich Euch sage. Der Aermste leidet an Krämpfen. Ehe diese beginnen, fängt er an das Maul zu verziehen, das ist dann das Zeichen, ihm ein paar Stockstreiche über den Rücken zu ziehen, so wird das Schlimmste verhütet." — „Wenn das so ist", sagte der Fürst, „da laß mich nur machen, ich werde schon verhüten, daß er mir keine Krämpfe kriegt." Der Schneider kommt, breitet das Tuch fein säuberlich auf einem großen Tische aus und fängt an dem Fürsten Maß zu nehmen. Firazzano war inzwischen hinausgegangen und guckte durch das Schlüsselloch, zu sehen, wie das Ding endigen werde. Der Schneider nimmt die Kreide, malt die Maße auf das Tuch, packt dann die Schere und fängt an zu schneiden. Der Fürst steht dabei und schaut ihm andächtiglich nach dem Munde. Das Tuch war dick, und der Schneider verzieht den Mund gar jämmerlich. Kaum sieht dies der Fürst, nimmt er seinen Stock und zieht ihm ein paar Wohlgemessene über den Rücken. Der schreit auf: „Au! Herr Fürst, was soll das bedeuten?" — „O nichts, macht nur weiter!" Der Schneider beruhigt sich und schneidet weiter, verzieht auch den Mund wieder. Und da hat er auch schon wieder den Stock auf dem Rücken. „Au! Au! Was für eine Art ist das, mich zu prügeln, während ich schaffe?" — „Bleibt ruhig, Meister", sagte der Fürst, „es geschieht wahrlich nur zu Euerm Besten." Währenddessen lachte Firazzano am Schlüsselloch sich den Buckel voll. Und wieder schneidet der Meister weiter, den Mund womöglich noch ärger verziehend denn zuvor. Desto dichter hageln jetzt auch die Schläge auf seinen Rücken. Da ergrimmt er denn endlich, fängt an zu

drohen und ſagt: „Jetzt macht ein Ende, Herr Fürſt, oder ich laſſe Euch meine Schere fühlen!“ Der Fürſt ſagte ruhig: „Was ereifert Ihr Euch, Meiſter? Waren nicht Euere böſen Krämpfe im Anzuge, verzogt Ihr nicht Euern Mund ſchon ganz jämmerlich? Und haben Euch da nicht Prügel immer davon geholfen?“ — „Und wer hat Euch ſolches berichtet?“ — „Wer anders als Firazzano.“ — „Firazzano? Daß ihn ... Laßt Euch belehren, Herr Fürſt, ich habe, Gott ſei's gedankt, nie an Krämpfen gelitten. So legt Euern Stock beiſeite, mit dem Firazzano werde ich abrechnen.“ Nun erſt konnte er das Gewand fertig ſchneiden, ohne Prügel zu bekommen.

* * *

Ein andermal hatte Firazzano gar nichts mehr, er war arm wie eine Biene im Winter, und ſinnen mochte er, ſo viel er wollte, es fiel ihm nichts ein, was er hätte ausführen können. Er geht vor das Thor und ſieht eine Heerde Schweine, die waren ſo fett, daß einem das Herz im Leibe lachte, wenn man ſie anſchaute. Firazzano, der ſich raſch das Ausſehen eines vornehmen Herrn gibt, tritt zum Schweinehirten. Der ſieht die guten Kleider und ſagt voll Reſpect: „Küſſ' Euch die Hände, Herr, was befehlt Ihr?“ — „Nichts“, antwortet Firazzano mit Herablaſſung, „es macht mir Spaß, die Schweine freſſen zu ſehen, deshalb kam ich her.“ Er redete mit dem Schweinehirten über dies und jenes, und erfuhr jetzt, wem die ſchönen Schweine gehörten, wieviel ſie alle zuſammen koſten könnten, welches ihre Futterſtunde wäre und manches andere. Zuletzt verlangte ihn zu ſehen, wie ſie Bohnen fräßen, und er rief: „O wie

zierlich fressen meine Schweinchen! Die netten Thierchen, wie liebe ich sie!" Darauf holt er ein kleines Geldstück aus der Tasche, schenkt es dem Schweinehirten und sagt: „Nimm dies, aber einen Gefallen mußt du mir schon thun: du warteſt mit den Bohnen, bis ich da bin, denn mich freut's gar zu sehr, sie diese fressen zu hören." Das schien dem Schweinehirten wol wunderlich, doch dachte er: Große Herren haben einen sonderlichen Geschmack, und dieser hat den seinen. Das soll mich nicht weiter kümmern, verdiene ich doch dabei ohne einen Finger krumm zu machen.

Am nächsten Tage dieselbe Geschichte. Firazzano sah die Schweine fressen und sagte: „Wie zierlich fressen doch meine Schweinchen, man muß sie wirklich liebhaben!" Darauf gibt er dem Hirten wiederum das Geldstück und geht seiner Wege. So ging es eine Reihe von Tagen; der Schweinehirt dachte, Gottes Vorsehung wäre in Person zu ihm gekommen, und wünschte sich's gar nicht besser.

Eines Tages geht Firazzano auf den Markt, trifft zwei Fleischer und fängt mit denen zu unterhandeln an: „Möchtet ihr wol eine Heerde schöner Schweine kaufen?" — „Warum nicht, Herr! Wieviel sind es?" — „Zweihundert." — „Und wieviel fordert Ihr dafür?" — „Zweitausend Goldunzen." — „Das ist zu viel, könnt Ihr sie um achtzehnhundert lassen?" — „Nein! Wenn ihr aber neunzehnhundert gebt, sind sie euer." So ging es hin und her, bis sie endlich handelseins wurden, und jene sagten: „Wir wollen die Katze nicht im Sacke kaufen, können wir die Thiere sehen?" — „Gewiß, kommt nur mit mir." So gingen sie zusammen vors Thor hinaus.

Ein paar Tage zuvor hatte Firazzano dem Schweinehirten geſagt, er heiße Herr Beſitzer. Wie die drei nun auf dem Felde ankommen, läuft ihm jener, der ihm des Geldes wegen verbunden war, mit der Mütze in der Hand entgegen und ruft ſchon von weitem: „Herr Beſitzer, Herr Beſitzer, was befehlt Ihr?“ Und der: „Gabt Ihr meinen Schweinchen ſchon die Bohnen?“ — „Nein, Herr, denn ich erwartete Euch ja. Jetzt ſoll's geſchehen.“ Während der Schweinehirt ging, die Bohnen zu holen, ſagte Firazzano zu den Fleiſchern: „Das Geſchäft iſt in Ordnung, aber thut mir den einzigen Gefallen und laßt meinem Schweinehirten nichts davon verlauten. Der liebt ſeine Thiere, daß er auf der Stelle todt bliebe, wüßte er, ich wolle ſie verkaufen. Aber was meint ihr? Nicht wahr, ihr ſeid mit dem Handel zufrieden?“ — „Ja, Herr, vollkommen.“ — „So laßt uns nach der Stadt zurückkehren.“ Zuvor aber rief er noch den Schweinehirten herbei und ſagte: „Joſeph, morgen werden dieſe beiden Herren wiederkommen, behandle ſie ſo, als ob ich es ſelbſt wäre, thue auch, was ſie dir ſagen werden.“ — „Es ſoll geſchehen wie Ihr befohlen.“ — „Leb' wohl.“ — „Küſſ' die Hand dem gnädigen Herrn Beſitzer.“

Am nächſten Morgen gehen die Fleiſcher hinaus, die Schweine zu holen, ſie hatten Firazzano bezahlt und wollten jetzt ihr Recht haben. Da hätte man den Schweinehirten ſehen ſollen, er ſchrie und tobte: „Wie? Was? Seid ihr denn verrückt geworden? Die Schweine wollt ihr? Geht zum Satan, ihr träumt wol?“ — „Und ſie ſind doch unſer!“ — „Euer? Schön euer! Sie gehören meinem Herrn.“ — „Nun der verkaufte ſie uns ja.“ — „Der Fürſt? Der verkauft nichts!“ — „Ach was «Fürſt»,

der Herr Beſitzer verkaufte ſie uns, geſtern kam er ja mit uns hier heraus, den Handel abzuſchließen!" — „Herr Beſitzer hin, Herr Beſitzer her, der Beſitzer der Schweine hier iſt der Fürſt. Der mit euch hier herauskam, bezahlte mich, meine Schweine freſſen zu ſehen, deshalb habe ich Reſpect vor ihm, mein Herr iſt er aber nicht." Die Fleiſcher wurden kleinlaut und fragten: „Sprecht Ihr die Wahrheit?" Und jener: „Die Wahrheit, ſo lieb mir mein Leben iſt." — „Ei über den Schurken, ſo hat er uns betrogen. Schnell, ſuchen wir ihn abzufaſſen." Sie gaben ſich ans Laufen, den Herrn Beſitzer einzufangen. Der aber hatte ſeine vornehmen Kleider an den Nagel gehängt, den Bart abgeſchnitten und war außer Landes gegangen, das ſchöne Geld zu verpraſſen, das er durch ſeinen Schalksſtreich gewonnen hatte.

* * *

Der Fürſt war reich und viele Leute im Lande waren ihm zinspflichtig. Wie er das Geld einzuziehen hatte, meinte er gut zu thun, wenn er Firazzano zu ſeinem Kaſſirer mache, und ſagte zu dieſem: „Nimm hier dieſe Scheine, geh und treibe die Gelder ein, zwanzig Procent davon ſind dein." Firazzano machte ſich auf den Weg, und als er ankam, ließ er alle Schuldner zuſammenrufen. Wie ſie ſich ſäumig zeigen, läßt er ihnen zu wiſſen thun, daß ſie ihm nur zwanzig Procent zu bezahlen hätten, den Fürſten könnten ſie ein andermal bezahlen. Das geſchah; er ſchickte ſie fort und ging nach Haus.

Beim Fürſten angekommen, fragt ihn dieſer: „Nun, was habt Ihr aufgetrieben? Hat man Euch alles bezahlt?" — „Was denkt Ihr", ruft Firazzano, „hatte

[illegible] — „[illegible]“ — [illegible] — [illegible]

* * *

[illegible]

* * *

Was machte er ein anderes mal?
Sein Herr wollte ihm eine gute Lection geben und

hatte ihm eine Tracht Prügel zugedacht. Er spricht mit dem Castellan eines seiner Schlösser und sagt: „In diesen Tagen schicke ich Euch meinen Diener mit einem Brief, den lest, und was ich Euch darin heiße, führt mir pünktlich aus.“ Nach einigen Tagen ruft der Fürst den Firazzano: „He, Firazzano, trage mir doch diesen Brief da zu meinem Castellan und sage ihm, er solle dir geben, was ich ihm geschrieben.“

Firazzano nahm den Brief, aber geheuer kam ihm die Sache nicht vor. Er drehte und wendete ihn, und da ihn der Rücken wie in böser Ahnung juckte, rief er einen andern Diener, der gerade vorüberging, heran und sagte ihm: „Höre, thu mir den Gefallen und trage diesen Brief anstatt meiner zum Castellan und sage ihm, er möge dir geben, was da geschrieben stehe. Kommst du zurück, so thun wir einen braven Trunk zusammen.“

Der Diener nahm den Auftrag ohne Arg an. Der Castellan öffnet den Brief, und geschrieben stand: „Lieber Castellan, laß doch dem Ueberbringer des Briefes sofort hundert Stockstreiche aufzählen, er hat's wahrhaftig noth, dann sende ihn mir wieder zurück.“ — „Warte ein bischen“, sagte der Castellan zum Diener und ging, den Büttel zu rufen. Der hat den Armen auf eine Bank gebunden und ihm hundert Richtige aufgemessen. Was half es dem Diener, wenn er schrie und kreischte, er habe nichts Uebles gethan! Der Büttel sagte ruhig: „Es ist meine Pflicht, zu thun, was mir befohlen ist.“ Mehr todt als lebendig kam der arme Teufel heim. Firazzano lachte ins Fäustchen und tröstete ihn mit den Worten: „Mein Bruder, besser du als ich.“

* * *

Einmal war der Fürst von seinen Freunden zur Jagd eingeladen worden. Er begegnet Firazzano und sagt ihm: „Firazzano, du kannst zur Fürstin gehen und ihr melden, daß ich heute nicht zu Hause esse. Aber ganz nach deiner Bequemlichkeit, hörst du?" Firazzano sagte zu und ging darauf seinen Geschäften nach. Unterdessen wartet die Fürstin auf ihren Gemahl, wartet und wartet bis gegen Mitternacht. Um Mitternacht kommt der Fürst nach Hause und findet die Fürstin weinend und in großer Bekümmerniß um ihn. Besorgt fragte der Fürst: „Was habt Ihr, Fürstin?" — „Was soll ich haben? Vor Angst um Euch bin ich fast umgekommen!" — „Wie, ließ ich es Euch denn nicht durch Firazzano wissen, daß ich heute auf die Jagd ginge?" Firazzano aber war nicht gekommen.

Erst nach acht Tagen kommt er zu der Fürstin und sagt ihr, der Fürst werde heute nicht zu Hause essen. Um so besser, dachte die Fürstin, muß ich doch gerade heute ausgehen, Besuche zu machen! Und sie ging aus.

Der Fürst kommt zur gewohnten Stunde nach Hause und trifft niemand an. Er geht in die Küche zum Koch und fragt den, was man heute esse. „Nichts, Herr." — „Wie so nichts?" — „Das kann ich Euch nicht sagen, mir ist nichts befohlen worden." Er geht zur Magd: „Wo ist die Fürstin?" — „Ausgegangen, Herr, Besuche machen." Der Fürst sucht sie auf und findet sie, und die Fürstin, da sie ihn sieht, fragt verwundert: „Ihr hier?" — „Natürlich, was gibt's da zu verwundern?" — „Ließt Ihr mir denn nicht durch Firazzano sagen, Ihr würdet heute nicht nach Hause kommen?" — — „Heute?" fragte der Fürst, „ah, ich habe verstanden ..."

Als er Firazzano sah, schalt er ihn wegen des Streiches, den er ihm gespielt, tüchtig aus, aber Firazzano antwortete in größter Gemüthsruhe: „Wenn es eine Schuld ist, so habt Ihr selbst die Schuld, denn Ihr sagtet mir, die Botschaft ganz nach meiner Bequemlichkeit auszurichten. Heute war mir's bequem und, heute überbrachte ich sie." Der Fürst mußte lachen, und alles war gut.

Inhaltsangabe und Noten.

Die Noten zum Theil nach G. Pitrè, B. Imbriani, R. Köhler, W. Menzel u. a.

„Es war einmal.“

Ein Kaufherr wettet mit drei Bauersöhnen, daß sie ihm kein Märchen ohne „Es war einmal“ erzählen könnten. Nur dem Jüngsten gelingt es. — Soll darthun, wie der in aller Welt, auch im Alterthum schon gebräuchliche Anfang „Es war einmal“ so ganz und gar mit der Märchenerzählung verwachsen ist.

Die weiße Zwiebel.

Ein Sohn wird von seinem Vater vor der weißen Zwiebel gewarnt, erfährt, daß diese ein schönes Weib sei, das die Männer zum Spiele verlocke, und verliert an sie sein ganzes Erbe. Erst zuletzt erhält er die Weisung, sich des unterm Spieltische versteckten Ringes zu bemächtigen, und nun ist das Glück auf seiner Seite. Er gewinnt alle Reichthümer und ihre Hand dazu. — Im „Pecorone“, 1. Novelle des IV. Tages, gelingt es der Frau, durch einen Schlaftrunk über die Männer zu siegen. Giannotto wird durch eine gute Dienerin gewarnt. — Entfernte Aehnlichkeit auch mit dem Märchen: „Das goldene Schachspiel.“

Das Rosmarinsträuchlein.

Eine kinderlose Königin beneidet einen Rosmarinstrauch um seine Schößlinge und gebiert ein Rosmarinsträuchlein. Dieses entführt ein Prinz, und sobald er auf seiner Flöte bläst,

kommt ein schönes Fräulein aus dem Sträuchlein. Er zieht in den Krieg, und seine drei bösen Schwestern bereiten dem Mädchen arge Mishandlungen. Der Gärtner, dem das Sträuchlein zur Pflege anempfohlen war, entflieht aus Angst, wird nächtlicherweile Zeuge der Unterhaltung eines Hexenpaares, erfährt ein Mittel zur Heilung der Gemishandelten, und alles endet gut. — In dem „Cunto de li cunti", Giorn., I, 2, „La Mortella", ist es ein Myrtensträuchlein mit einem Glöckchen daran. Auch im deutschen Märchen.

Die Alte vom Garten.

Zwei Gevatterinnen haben im Garten einer Hexe des öftern Kohl gestohlen. Erwischt, muß die eine, die ein Kind unterm Herzen trägt, dieses der Hexe versprechen, wenn es sechzehn Jahre alt geworden. Es wird in einem Stalle von der Alten gefüttert, schiebt diese aber beim Brotbacken in den Ofen. — In einem Märchen von Polizzi: „Li cummari", ist es ein Drache, dem das Kind versprochen wird. Weiter findet es sich „Pentamerone", II, 1; Grimm, Nr. 12, was zunächst den Eingang betrifft. Bei Imbriani, Nov. fior. Nr. 12: „Prezzemolina", hat die schwangere Frau Peterstilie gegessen. Auch in einem neapolitanischen, im Cunto de li cunti, II, 1: „Petrosinella", ebenso im venetianischen, Cernoni, Nr. 12: „La Parzanolina." Ferner in den Nov. pop. bologn. der Coronedi-Berti: „La Fola di Zuanein", in einer sorrentiner Tradition von Kopisch: „Il Barcaiolo e il Diavolo", wo der Teufel dem armen Fischer Gold gibt für einen sieben Jahre später geborenen Sohn. In einer piemontesischen Legende pflückt eine Frau im Garten des Drachen trotz vorhergegangener Warnung Blumen und wird während des Schlafes geraubt. (Pitrè erinnert an die corrumpirte Sage von Proserpina.) Bei dem nächtlicherweile geraubten Kohl gedenkt Imbriani der Verse Horaz, Sat., I, 3, welche möglicherweise auf ein altes Märchen anspielen könnten:

> Noch wird auch die Vernunft darthun, daß Gleiches verschulde,
> Wer Kohlsprößlinge sich ausbrach in dem Garten des Nachbars,
> Und wer nächtlich die Tempel der Götter geplündert.

Das Kind im Stall und der Backofen, in dem die Hexe verbrennt, erinnern an unser „Hansel und Gretel".

Das Teufelsweib.

Die Teufel ſchmieden einen mit ſieben zweifelhaften Tugenden begabten Ring und geben ihn, damit ſich die Hölle wiederum bevölkere, einem böſen Weibe zum Gebrauch. — Timolaus, bei Lucian, wünſcht ſich fünf Ringe mit verſchiedenen Kräften ausgeſtattet.

Alles aus einer Erbſe.

Humoriſtiſche Illuſtration zu „Kleine Urſachen, große Wirkungen". Eine Alte gewinnt durch eine Erbſe einen Hahn, durch dieſen ein Schwein, eine Kuh u. ſ. f.

Der Zauberer Virgil.

Der berühmte Zauberer Virgil wird von ſeiner böſen Frau arg behandelt, er ſchließt ein Teufelsbündniß, und die Teufel martern das Weib auf alle nur erdenkliche Weiſe. Da Virgil ſtirbt und ihn weder Hölle noch Himmel aufnehmen wollen, bereitet ihm ſein Freund ein Grab auf einer einſamen Inſel, wo er noch immer Stürme erregt. — Ein intereſſanter Beitrag zu Comparetti, „Virgilio nel Medio evo", in welchem zu leſen, wie Konrad von Querfurt, Kanzler Heinrich's VI., wo er von neapolitaniſchem Volksglauben ſpricht, auch des Virgil erwähnt, und wie ſeine Gebeine in einem vom Meere umringten Schloſſe geborgen ſeien, dort aber, ſobald ſie ausgeſtellt würden, Sturm und hohes Meer erzeugten. — Auch im deutſchen Märchen dauert die Angſt vor dem Drachen, ſelbſt wenn er erlegt iſt, fort. Noch immer kann er ſchaden, und es entſteht Sturm, ſobald man Steine in die Wetterlöcher und Seen wirft, wo er liegt. Pilatus iſt ein ſolches Geſpenſt. Schon Plinius erzählt Gleiches von Dalmatiens Küſte. Der Geſpenſterſeen, die man nicht ohne Gefahr ergründen darf, ſind unzählige. In der Schweiz der Pilatus, der Wildſee ob Filters im Sarganſerlande, der See im graubündener Zeznathal, auf der Schamſeealp der Calendariſee u. v. a.

Die drei Märchen des Papagaien.

Ein Ritter und ein Notar wetten miteinander, wer von beiden zuerſt über eine Frau, deren Mann verreiſt, ſiegen

würde. Der Notar verwandelt sich durch Teufels Hülfe in einen Papagaien, fliegt in das Fenster der eingeschlossenen Frau, warnt diese und vertreibt ihr durch seine Märchenerzählungen die Zeit, sodaß die von dem Ritter abgesandte Alte, welche die Frau zum Ausgehen verlocken soll, nicht zu ihrem Ziele kommt. Zuletzt erwürgt der Papagai den heimkehrenden Gatten und heirathet die Frau. — Drei Märchen in einem indischen Rahmen: die Geschichte von den sieben weisen Meistern, deren jeder durch je eine Erzählung die von der Stiefmutter betriebene Hinrichtung des Königssohnes zu hintertreiben sucht — in den „Siebzig Erzählungen des Papagaien". — Das Motiv findet sich auch in der Odyssee, 3. Gesang. Da empfiehlt Agamemnon, ehe er nach Troja abreist, seine Frau einem Kitharöden, daß er durch seine Lieder ihr Herz vor Schaden bewahre. Erst als der Sänger durch Aegisthens fortgebracht und den Vögeln zur Speise gegeben worden war, drang dieser selbst siegreich in Haus und Herz Klytämnestra's ein.

Schuhflicker im Glücke.

Ein armer Schuster bekommt von seinem „Glücke", in dem Augenblick, da er sich voll Verzweiflung das Leben nehmen will, ein geldmachendes Messer; dieses wie den ihm später geschenkten Gold-Esel listen ihm die Mönche eines Klosters ab, und erst durch die zuschlagenden Leisten kommt er wieder zu diesen Gütern. — Gehört mit „Beutel, Mäntelchen und Wunderhorn", „Die Gaben des Nönnleins", „Das goldene Schachspiel" in die Kategorie der Wunschmärchen, die zu des Volkes Lieblingsmärchen gehören. Die Varianten sind sehr zahlreich. Zuerst handelt es sich um Esel, Tischtuch und Knüppel. Pentamerone, I, 1; Schneller, Nr. 15; Schott, Nr. 20; Grimm, Nr. 36; Zingerle, II, 185. Oder Esel, Tisch, Knüppel; Bock, Tuch, Knüppel; Ziege, Tuch, Hut u. a. — Im Märchen vom Schuhflicker ist das Glück personificirt und erinnert an die Fortuna der Römer, bei denen sie eine Macht war, „welche bald in günstigen, bald in ungünstigen Fügungen als die Quelle alles Unverhofften und Unberechbaren im Verlaufe des menschlichen Lebens angesehen ward". (Preller „Röm. Myth.".)

Waſſer und Salz.

Ein König wollte ſeine jüngſte Tochter tödten laſſen, weil ſie ihn „wie Waſſer und Salz“ nur liebte. Man ſchlachtet ein Hündlein ſtatt ihrer. Im Walde irrend, wird ſie von einem wilden Manne aufgenommen, der ihr, nachdem er ſich ſelbſt geopfert und in große Schätze umgewandelt hat, zur Hochzeit mit einem Königsſohne verhilft, bei welcher ihrem eingeladenen Vater die Speiſen ohne Waſſer und Salz vorgeſetzt werden. — Shakſpeare, „König Lear“.

Biſara.

Ein Königsſohn verirrt ſich auf der Jagd, begegnet der Tochter eines Rieſen, die ihm Zauberſprüche ſagt, mit welchen er die ſchweren Aufgaben des Rieſen (einen Berg ebnen, ein Neſt von einem unzugänglichen Baume holen, einen glühenden Backofen kehren) vollbringen kann. Das Pärchen entflieht und verwandelt ſich, verfolgt, in eine Kapelle und einen Prieſter u. a. Die dem Mädchen nachgeſchleuderte Verwünſchung, er werde ſie beim erſten Kuſſe ſeiner Mutter vergeſſen, trifft ein, und erſt zwei ſeine Geſchichte erzählende Puppen, die das Mädchen geſandt, erwecken ihm die Erinnerung an dieſes, worauf er ſie heirathet. — Klingt bedeutend an die alte Griechenſage von Jaſon, Medea und Aietes an. — Die Verwandlung der Fliehenden in Kirche und Sakriſtan, Garten und Gärtner, Roſenſtock und Roſe, Kuh und Mann, Ente und Waſſer, Erle und Vöglein, Reisfeld und Wachtel, ſowie der Kuß als Urſache des Vergeſſens der Braut und die Erinnerung durch Tauben oder Puppen kehren in vielen andern Märchen bei Grimm, Müllenhoff, Haltrich, Kletke, Wolf u. a. ſowie in verſchiedenen italieniſchen wieder.

Die kluge Kathrin.

Eine kluge Kaufmannstochter wird mit dem Sohne des Königs verheirathet. Er heirathete ſie aber, um Rache wegen einer von ihr empfangenen Ohrfeige an ihr nehmen zu können Er ſperrt ſie in ein Loch, ſie ſetzt ſich in Correſpondenz mit dem Vaterhauſe, und wie der Königsſohn abreiſt, reiſt ſie ihm zuvor und erſcheint ihm in drei verſchiedenen Städten als neue Frau.

In jeder Stadt bekommt sie ein Kind von ihm, und als der Königssohn in seine Heimat zurückkehrt und freien will, stellt sie sich ihm als seine rechtmäßige Gemahlin mit den drei königlichen Prinzen dar, worauf sie sich nicht mehr trennen. — Aehnlich im „Decamerone", III, 9, wo Giletta, von Beltrano verlassen, von diesem unerkannt geliebt wird. Auch sie kehrt mit den inzwischen geborenen Kindern zu ihm zurück. Auch in den tiroler Märchen. Vgl. auch „Pentamerone", V, 6.

Der Albanese.

Ein geheimnißvoller zauberkundiger Albanese nimmt nach und nach drei Schwestern eines armen Holzhackers zu sich. Er bewohnt einen unterirdischen Palast und verlangt von den Schwestern, ihren Gehorsam zu prüfen, daß sie eine Todtenhand essen sollen. Die zwei ersten werden getödtet, die dritte aber siegt durch eine List, ruft die in einer Kammer aufgehäuften Leichen wie auch ihre Schwestern ins Leben zurück und entflieht. Der Albanese läßt sich als eine Statue in ihre Kammer tragen, sie zu tödten, doch kommt rechtzeitig Hülfe. — Ein unter verschiedenen Namen und Varianten in Italien viel verbreitetes Märchen, das dem Kreis des Blaubartmärchens angehört: Malu cani, Manu pagana, Manu virdi. Imbriani, Nov. fior.: Vom Bauer, der drei Söhne hatte, Der Orco, Der Räuber. Widter und Wolf, Volksmärchen aus Venetien: Der Teufel heirathet drei Schwestern. Bernoni, Fiabe pop. venez.: Il Diavolo. Comparetti, Nov. pop. ital.: La colonna d'oro etc.

Das Märchen vom sprechenden Bauche.

Ein Königssohn will sich nur verheirathen, wenn er ein Mädchen findet, das einen sprechenden Bauch hat. Es wird gefunden. In der sonderbaren Begabung wie in den Antworten, die sie den Abgesandten gibt, soll sich die Weisheit des klugen Mädchens documentiren, eine Weisheit, die zuletzt in einem klugen Richterspruche und darin gipfelt, daß sie sich den König, der sich von ihr trennen will, durch eine List erhält, die bekannte List der Weiber von Weinsberg, die auch bei Grimm, Deutsche Sagen, I, 148, König Grünwald, vorkommt. — In diesem Märchen waltet der echte Märchenton, in ihm spiegelt

ſich ſo recht wie in Kinderaugen die bunte Welt der Natur und der menſchlichen Geſellſchaft, und der Verſtand oder die Erfahrung des weltkundigen Beobachters kommen durchaus nicht zu Wort.

Gewonnen.

Einem armen Mädchen wird von einer Zigeunerin geweiſſagt, daß ſie dereinſt die Gemahlin des Königs ſein werde. Der Königsſohn verliebt ſich wirklich in ſie, doch iſt die alte Königin gegen die Heirath. Da er jetzt nun eine dem geliebten Mädchen ganz Gleiche heirathen will, läßt ihn die Königin öffentlich mit jener trauen, um am Abend die von ihr begünſtigte Prinzeſſin unterzuſchieben. Der Königsſohn entdeckt den Betrug.

Pappelröschen.

Ein grüner Vogel kommt auf die Roſe einer Königstochter, ſie belauſcht ihn, und er entflieht und kommt nicht wieder. Sie macht ſich auf, ihn zu ſuchen, kommt zu Einſiedlern, die ſie mit Zaubergaben verſehen, darauf fällt ſie einem Rieſen- (Hexen-) Paar in die Hände, muß drei ſchwere Arbeiten verrichten, wobei ihr der grüne Vogel und die Gaben der Einſiedler helfen. Der grüne Vogel wird zum Königsſohn, an deſſen Brautbett ſie die Hochzeitsfackel halten ſoll. Sie entflieht mit ihm, wird von der Hexe verfolgt, Verwandlungen, glückliche Hochzeit. — Gehört in den Kreis der aus dem antiken Märchen „Amor und Pſyche" hervorgegangenen Erzählungen. Amor, hier der grüne Vogel, fliegt davon, ſobald er geſehen ward. Pſyche muß, wie hier Pappelröschen, ſchwierige Aufgaben löſen, um zuletzt zum Glücke zu gelangen. Aehnliches Pentamerone, II, 9; Kunſt, Ital. Märchen: Die vier Königskinder; Imbriani, II, 811: Prezzemolina, wo die Aufgabe lautet: die Kohlen weiß wie Milch zu machen u. ſ. w. Antik iſt der Hochzeitsbrauch der angezündeten Fackel.

Die Elſter.

Ein Mann hat eine Elſter, die ſich, wenn er nicht zu Hauſe, in eine ſchöne Jungfrau verwandelt und den Feigengarten beſucht. Einſt findet er das Federkleid, verbrennt es, und ſie

muß Jungfrau bleiben. — Gehört trotz der Elster unter die Märchen von den Schwanjungfrauen.

Das Märchen von der jungen Gräfin.

Nach Inhalt und Form eins der reizendsten Märchen. Ein Graf hält seine schöne Schwester von aller Welt abgeschlossen, sie öffnet sich in ihrer Einsamkeit einen Weg zu dem schlafenden Königssohne, den sie nächtlicherweile unerkannt besucht. Trotz angewandter Listen erwischt er sie nicht, bis sie endlich einen Sohn geboren, den sie dem Vater zur Seite legt, worauf er, um die Mutter zu finden, verbreiten läßt, dieses Kind sei gestorben. Wer an dem in der Kirche ausgestellten Sarge am meisten weinte, war die junge Gräfin, dadurch verrieth sie sich. — Erinnert leise an die nächtlichen Besuche der Fortuna bei Servius Tullius, in seinem Ausgange an Salomo's Urtheil, in seinem ganzen Gewebe an die Aschenbrödel-Märchen.

Die Stieftochter.

Ein Witwer heirathet wieder. Die Stiefmutter quält das Mädchen durch harte Arbeit, wobei dieser ein Schäfchen hilft, das der Vater ihr einst mitgebracht. Die böse Stiefmutter läßt es schlachten, aus den eingegrabenen Knochen kommen zwölf Jungfrauen, die das Mädchen für den Ball des Königs schmücken, wo schließlich alles verläuft wie in „Aschenbrödel". — Im Grunde eine Vermischung des Märchens vom Machandelbaum mit Aschenbrödel. Hier ist es nicht der Bruder, der geschlachtet wird, sondern ein Opferlamm, das Schäfchen, dessen Knochen an die Gebeine des Huhnes im „Glasberg" erinnern, wo sie, da das Huhn als deutsches Opfer bei der Johannisfeier und als Lichtsymbol gilt, zur Befreiung des Lichtes in der Wintersonnenwende dienen. Das Ganze erinnert wieder an die leidende Psyche des griechischen Märchens und bedeutet, wie in allen andern Aschenbrödel-Märchen, die Gefangenschaft der Seele (der Natur) in der schlimmen Zeitlichkeit. — Viele italienische Varianten.

Der geraubte Schleier.

Ein armer Jüngling wird von einem „Mann aus Morgenland" auf einem Flügelroß auf einen Berg gesandt, Schätze

für ihn zu ſammeln. Beim dritten mal kann er nicht wieder hinunter. Findet eine Alte, welche ihm räth, einer von zwölf Tauben-Jungfrauen den beim Baden abgelegten Schleier zu rauben. Jungfrau und Schleier übergibt er ſeiner Mutter, die ſich die Schleier zweimal abliſten läßt, bis ihm die Alte endlich räth, denſelben ſofort zu verbrennen. — Taubenjungfrau, Schwanjungfrau daſſelbe. Zahlreich ſind auch im Deutſchen die Märchen, wo der Held dadurch, daß er einer dämoniſchen Jungfrau beim Baden den Schleier raubt, ſie zwingt, ſeine Gemahlin zu werden. In einigen derſelben näht ſich der Jüngling in eine Thierhaut und läßt ſich von Vögeln hinauftragen. Der Mann, hier Mann aus Morgenland, wird auch als Jude bezeichnet. — Unter unſern deutſchen Schwanjungfrauen ſind die nordiſchen Walkyren, die nach Ablegung des Schwanenhembes zu ſchönen Jungfrauen wurden, zu verſtehen. Zumeiſt ſind es drei badende Jungfrauen, die ihr Hemd am Ufer liegen laſſen und nun dem zu eigen ſind, der es ihnen raubt. W. Menzel findet, daß allen dieſen wunderbaren Liebesgeſchichten zunächſt ein tiefes Gefühl für das Dämoniſche in der Liebe überhaupt zu Grunde liegt. — Vgl. Muſäus' gleichnamiges Märchen.

Die Kaiſerin Trebiſonda.

Einem armen Vater wird ſein Sohn von einer im unterirdiſchen Schloſſe Hof haltenden Kaiſerin abgekauft. Er lebt mit ihr in Herrlichkeit und Pracht, bekommt aber Luſt, einmal auf die Oberwelt zurückzukehren, wobei er auf einem Turnier mit der unübertrefflichen Schönheit ſeiner Herrin prahlt. Sie kommt, ſtellt ſich ſelbſt dar, verſchwindet aber alſobald für ihn, da er die rechte Stunde der Rückkehr verſäumt. Unterwegs entführt er drei Räubern drei Wunſchdinge und findet endlich den Weg zu ſeiner Herrin zurück. — Dieſes Märchen iſt eine Variante der in Italien oft bearbeiteten älteſten Novelle in Verſen: Leombruno. Ein armer Fiſcher ſchließt einen Pact mit dem Teufel, ihm ſeinen Sohn zu übergeben und dafür immer volle Netze zu haben. Eine ſchöne Fee unter Adlergeſtalt führt den Sohn mit ſich. Er wird ein berühmter Krieger und kämpft im Turnier und ſiegt. Dabei rühmt er ſich, das ſchönſte Weib

der Welt zu besitzen, und ruft sie zum Beweise herbei, worüber sie entrüstet ihm alles nimmt. Darauf irrt er durch die Welt, sie überall suchend, kommt in den Besitz eines unsichtbar machenden Mantels und eines Paares Siebenmeilenstiefel, findet die Gesuchte endlich, und alles endet gut. — Erinnert auch an das alte Sagengedicht vom Stauffenberge vom Ritter Petermann dem Temringer. Der lebte lange heimlich mit einer schönen Fee zusammen; als er sich aber verheirathen soll, zieht er zur Kaiserwahl nach Frankfurt, erringt im Turnier den Preis, und der Kaiser bietet ihm seine Tochter zur Frau an. Bei der Hochzeit erscheint die Fee, und bald darauf ereilt den Ritter der Tod.

Die Gaben des Mönnleins.

Einem verirrten Mädchen gibt eine Nonne ein Tischtuch, das sich auf Wunsch mit Speisen deckt. Der Vater des Mägdleins gibt dieses seinem reichen Bruder auf dessen hartes Drängen, ebenso die zweite Gabe, bis ihm ein Knüppel das Verlorene wieder erzwingt. — Wie so viele andere ein Wunschmärchen. Das einsam irrende Mägdlein erinnert an die Stunde der deutschen Sonnenwende, in der, wie das Volk glaubt, Armen und Unschuldigen höhere Wesen begegnen, um sie zu beschenken. Die ausgestreute, vom Winde verwehte Kleie, die dem Mädchen den Heimweg finden lassen sollte, kommt in unserm „Däumling" als Brotkrumen vor, welche die Vögel auffressen.

Schneeweiß-Feuerroth.

Ein junger Königssohn zerbricht einer Hexe ihr Oelfläschchen, worauf sie ihn verwünscht, erst in der Heirath mit Schneeweiß-Feuerroth Frieden zu finden. Er findet diese in einem Hause in der Gewalt einer Hexe, die an ihren langen Haaren zum Fenster hineinsteigt. Dies thut auch der Prinz, worauf sie die Flucht verabreden. Sie nimmt sieben Fadenknäuel mit, deren jeder bei der Verfolgung der Alten ein Hinderniß bereitet. Auch hier das Vergessen der Braut durch einen Kuß und die Erinnerung durch zwei abgesandte Tauben, welche die Geschichte der Flucht erzählen. Vgl. „Bisara". — Viele ähnliche Märchen in Italien. — Im Pentamerone: „Le tre cetra". In Vigilia di Pasqua etc., von Gradi: „La ragazza dalle bionde trecce".

Novelline di S. Stefano von De Gubernatis: „I tre aranci". Bei Gozzi kann der Prinz nicht lachen, lacht über die Alte mit dem Oel und muß sich in die drei Orangen verlieben. — Die langen Haare kommen auch bei Grimm, Nr. 12: „Rapunzel", vor, wo das Mädchen ebenfalls an ihnen den Königssohn zu sich heraufzieht.

Meine drei schönen Kronen.

Die Tochter einer Wäscherin läuft nach dem Tode ihrer Mutter in die weite Welt. Sie findet einen öden schwarzen Palast, in welchem sie mit fleißigen Händen Ordnung schafft. Jeden Abend erscheint die Kaiserin, um ihre drei Söhne, ihre drei schönen Kronen, klagend. Das Mädchen findet die Söhne erstarrt in einer Kammer und ruft sie durch ein Kraut, dessen Heilkraft sie durch Eidechsen erfahren, ins Leben zurück. Heirathet den Aeltesten und wird Kaiserin. — Auch Psyche kommt auf ihrer Wanderung an den Cerestempel, wo sie die unordentlich durcheinandergeworfenen Geräthe ordnet.

Die schöne Fiorita.

Ein König verheirathet seine drei Töchter an einen Schweinehirten, einen Jäger und einen Todtengräber. Dem Königssohne wird die schöne Fiorita als Braut verheißen. Er sucht sie in der ganzen Welt, sucht und gewinnt sie durch die drei Gaben seiner Schwäger, die ihn die Aufgaben des fremden Königs, des Vaters der Fiorita, lösen helfen. — Viele, auch deutsche Varianten: Musäus, Märchen von den drei Schwestern; Grimm, III, 325; Kunst, Nr. 2; Hahn, Nr. 23; Pentamorone, IV, 3; auch ein florentinisches Märchen bei Imbriani. Aehnlich auch Grimm, Märchen, Nr. 62; Müllenhoff, S. 404; Wolf, Deutsche Märchen, Nr. 23, dessen Hausmärchen, S. 322; Bechstein, S. 28, 272; Pröhle, Märchen, Nr. 7. Der Apfel, den das gleich zweijährig geborene Kind dem Könige überreicht, kommt auch in einer holsteinischen Sage bei Müllenhoff, S. 431, vor.

Beutel, Mäntelchen und Wunderhorn.

Drei Söhne finden unter drei ihnen vom Vater vererbten Steinen jene drei Wunschdinge und werden reich damit. Eine

Königstochter weiß dem ersten aber den Beutel und später die ihm von seinen Brüdern geliehenen Dinge zu entreißen. Er findet, wie er verzweifelnd irrt, einen Baum mit schwarzen Feigen, deren Genuß Hörner erzeugt, während der der Früchte des weißen Feigenbaumes diese wieder verschwinden läßt. Diese Entdeckung verhilft ihm wieder zu den drei Gaben, indem er dem Hofe von den schwarzen Feigen verkauft und die entstandenen Hörner erst wegschafft, nachdem er seine drei Gegenstände zurückerhalten. — Aehnlich in dem „Goldenen Schachspiel" und in vielen andern Märchen. Pröhle, „Harzsagen", Nr. 27, wo vier Brüder den Zauberseckel, den Zaubermantel und die Zaubertrompete, die ein Heer herbeiruft, und den Wunschhut besitzen. Auch hier die betrügerische Königstochter. In Wolf's Deutschen Märchen, Nr. 26: Königssohn mit Tischlein deck' dich, Krieger erzeugendem Rock, Geige, deren erster Ton alles tödtet, während der letzte alles lebendig macht. Auch bei E. Meier, Nr. 1; Bechstein, S. 154. Musäus, „Die drei Rolandsknappen", wo eine Königin betrügt, mit tragischem Ausgang, indem die drei den Tod in der Schlacht suchen. — Der Wunschhut, die Tarnkappe, hier unsichtbar machendes Mäntelchen, erscheint in vielen Märchen. Der besondere Zug, daß sich der Jüngling, wie er meint unsichtbar, an den Tisch setzt und Prügel bekommt, findet sich auch bei Büsching, „Wöchentliche Nachrichten", I, 78, und bei Kuhn, „Norddeutsche Sagen", Nr. 291. Das Wunschhorn findet sich schon in den karolingischen Heldenliedern als Oberonshorn, wo Oberon das Gefolge Hüon's danach tanzen läßt. Bei Grimm, Nr. 54, wo die Soldaten aus einem alten Ranzen geklopft werden u. s. w.

Das Lavendelstöckchen.

Ein kluges Mädchen ist einer Lehrerin zur Erziehung übergeben, sieht täglich den Königssohn und neckt ihn ohne Aufhören. Er heirathet sie endlich, will sich aber an ihr rächen und schlägt der Braut den Kopf ab. Diese aber hatte an ihrer Statt eine Puppe ins Bett gelegt, eine Flasche mit Honig gefüllt, und wie er das süße Blut leckt, kommt ihm die Reue, worauf sie aus ihrem Versteck hervorkommt. — Durch ganz Italien verbreitet, auch schon im Pentamerone. Imbriani,

der Vielbeleſene, erwähnt, was den Betrug mit der Puppe betrifft, auch noch des Polyaenus, wo im VIII. Buche von deſſen „Kriegsliſten" Titus einen gleichen Betrug verübt.

Das goldene Schachſpiel.

Ein Hirtenknabe gewinnt ſeinem Herrn im Schachſpiele alle Güter ab, erfährt von dieſem, daß eine Königstochter im Schachſpiel zu gewinnen ſei, läßt ſich ein goldenes Schachſpiel fertigen und macht ſich auf den Weg. Als er ſchlafend unter einem Baume liegt, ſchenken ihm drei Feen drei Gaben: ein Tiſchtuch, ein Wunſchſeckel und eine Zaubergeige. Die Königstochter liſtet ihm alles ab, er wird ins Gefängniß geworfen, triumphirt aber zuletzt über ſie. — In folgenden Märchen verliert, nach Köhler, der Beſitzer von Wunſchdingen dieſe durch die Liſt einer Prinzeſſin, um ſie dann durch Früchte wiederzuerlangen: Gesta Romanorum, cap. 120. Volksbuch von Fortunatus und ſeinen Söhnen. Grimm, III, 202; Zingerle, II, 73 und 193; Curtz, S. 34; Peter, II, 188; Campbell, Nr. 10. Außerdem in einem rumäniſchen und einem finniſchen Märchen. Inſtrumente, welche wie hier die Violine zum Tanze zwingen, bei Grimm, Nr. 110; Hahn, Nr. 34; Grundtvig, III, 75; Widter und Wolf, Nr. 14; Schneller, Nr. 16.

Lichtmeß.

Zwei Knaben werden nach dem Genuß einer Drachenzunge geboren, einer von der Königin, der andere von der Magd. Sie wachſen als Freunde auf; da aber die Königin den Sohn der Magd mishandelt, zieht dieſer in die weite Welt. Unterwegs rettet er einer Schlange, welche eine verzauberte Königstochter iſt, das Leben, wird aber von einem Rieſen in einer Höhle lebendig begraben. Sein Bruder befreit ihn. — Wie in der Einleitung geſagt, erinnert die durch ein Drachenherz befruchtete Königin an die alte Sage von Tarquinius, Tanaquil und der Magd Ocriſia; ferner an die geheimnißvolle Geburt des Scipio Africanus. Die Schlange iſt wie im Alterthum befruchtender Schutzgeiſt der Ehe und individueller der einzelnen Familienglieder, gilt auch als das unter der Erde wirkende Lebensprincip, wie im deutſchen Märchen, wo Kröten, Fröſche

und Schlangen unterirdische Schätze hüten und als Sinnbild der in der rauhen Wintererde schlafenden Saat oder der in der Winternacht begrabenen Sonne zu nehmen sind.

Der Zauberlehrling.

Der Vater ruft nach erquickendem Trunke: „Wohl mir!" Der Zauberer, der diesen Namen trägt, erscheint und übernimmt den Sohn als Lehrling. Kampf des Meisters mit dem Schüler, wobei letzterer siegt. Ganz wie im deutschen Märchen. — Im griechischen Märchen seufzt die Mutter „Ach!" und ein Mohr erscheint. Bei Hahn, Nr. 110, kommt ein Zauberer „Ach" vor. In einem sicilianischen Märchen muß der Re cardillu erscheinen, wenn sich jemand auf einen gewissen Stein setzt und „Ach, weh mir!" ruft.

Vom Hündlein Fortuna.

Erzählt, wie ein armer sinniger Knabe durch sein todtes Hündlein Fortuna sein Glück macht. Er legt der räthselsüchtigen Königstochter ein aus seinen Reiseerlebnissen zusammengestelltes Räthsel vor, und sie heirathet ihn.

Die böse Gräfin.

Die Tochter einer armen Frau, deren Schwester eine reiche, aber hartherzige Gräfin war, geht spinnend dem Monde nach und bekommt von zwölf Brüdern alle guten Gaben geschenkt. Die Tochter der Gräfin möchte Gleiches erlangen, erhält aber das Gegentheil. Der König des Landes verliebt sich in die erste und läßt sie durch die böse Gräfin in seinen Palast geleiten. Unterwegs blendet sie diese und setzt sie aus. Durch zwei Körbchen Rosen bekommt sie ihre Augen wieder, und durch eine Stickerei erkennt sie der König und heirathet sie. — Erinnert in seinem ersten Theile an Frau Holle, im zweiten an Zittrinchen.

O das Veilchen!

Vier Schwestern sitzen arbeitend auf der Terrasse, der Königssohn geht vorüber und verliebt sich in die jüngste, welche von den neidischen Schwestern in eine Grube geworfen wird.

Dort findet sie den Königssohn, verliert unbewußt ihre Unschuld, bis ihr die Augen durch die Schwestern geöffnet werden. Ihre Liebe verwandelt sich in Haß, und gleichgültig sieht sie den Jüngling in den Wellen versinken. Neun Monden umherirrend, gelangt sie in den Palast ihrer Schwiegermutter, wo ein wunderschönes Knäblein das Licht der Welt erblickt. Den Todtgeglaubten bringen die Feen zurück.

Die Strafe der Hexe.

Ein Mädchen, dem ihr Korb in eine Grube gefallen, steigt hinab, ihn zu holen, kommt in die Wohnung der Hexe, benimmt sich artig und bescheiden, und kehrt reich begabt zu ihrer Mutter zurück. Der neidischen Tochter der Nachbarin, die ihre Tochter auf gut Glück hinabschickt, widerfährt nur Böses. — Aehnlich bei Frau Holle, Gold-Maria und Pech-Maria, wo an Stelle der Hexe Herr Türschemann vorkommt.

Was die drei Kaufmannssöhne erzählen.

In einem zufälligen Rahmen drei Abenteuer dreier Jünglinge, durch deren Erzählung sie das Herz der Witwe rühren wollen. — Das Abenteuer des zweiten erinnert an Odysseus in der Cyklopenhöhle, der verhängnißvolle Ring an das in der Einleitung mitgetheilte Märchen „Der Florentiner".

Vom Abte Sorgenlos.

Einem behäbigen, in größter Seelenruhe und im Genusse dahinlebenden Abte wird die Ruhe durch die Aufgabe des Königs, die Sterne am Himmel zu zählen, ganz unerwartet gestört. Ein treuer Diener denkt für ihn und löst die Aufgabe durch ein Ochsenfell. — Es ist nicht nöthig, hierbei an Bürger's Gedicht „Der Kaiser und der Abt" („Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig") zu erinnern.

Meerblume.

Ein beherztes Mädchen zieht in die Welt, ihr Glück zu machen. Sie verdingt sich bei einem Könige als Stallbub, der Königssohn wittert in ihr das Mädchen und sucht die Entdeckung durch Hülfe seiner Mutter herbeizuführen. Als sie

aber ans Meer zum Baden reiten, überlistet das Mädchen den Prinzen und kehrt reich in ihre Heimat zurück. Der Prinz sucht sie, als Händler mit goldenen Spinnrocken durchs Land ziehend, findet und heirathet sie. — Der Stoff findet sich auch im italienischen Volksliede, so in einem aus den Marken:

Cosà piangè', fratello,
Cosa piangè', ma vo'?
— Me tocca andà' alla guerra.
— Ci andarò io per vo —,

wo das Mädchen als ein Reitersbube dahinzieht, während des Feldherrn Sohn das Mädchen in ihr ahnt:

Da sie nun stand im Felde,
Fing sie zu singen an,
Da hat des Feldherrn Sohne
Sie's alsbald angethan.

„O meine liebe Mutter,
Hier ist ein schöner Soldat;
Der Schatten eines Mädchens
Hat mich verliebt gemacht."

„O Sohn, mein liebes Söhnchen,
Gib ihm 'nen Edelstein,
Und ist's ein schönes Mädchen,
Es nimmt das Ringelein."

Hier: „Ist's ein Mädchen, so pflückt es zuerst die Rose, ein Jüngling, die Nelke."

Die Tochter des Schlangenkönigs.

Nach einem Schiffbruche umherirrend, kommt ein Jüngling in eine verwünschte Stadt, wo er die Tochter des Schlangenkönigs trifft. Er lebt mit ihr lange Zeit zusammen, ohne je ihre Gestalt zu sehen. Er verläßt sie auf kurze Zeit, seine Aeltern zu besuchen, erzählt der Mutter sein Abenteuer, und diese gibt ihm eine geweihte Kerze, mit der er sie beleuchten soll, woraus großes Leid entspringt. Er muß hinausziehen, mit einem Riesen zu kämpfen, dessen Leibe die drei Eier entnehmen, worauf der Zauber, der über Stadt und Jungfrau lag, gelöst wird. — Hier haben wir das Märchen von Amor

und Psyche in der Umkehrung, der Neugierige ist hier der Jüngling. Erinnert auch an Melusine, wie an die Sage von der schönen Melior, herausgegeben von Maßmann („Partenopeus und Melior"), wo Partenopeus, Graf von Blois, auch auf einem Schiffe, zu einem fernen Palast kommt, in dem unsichtbare Hände ihn bedienen, unsichtbare Arme ihn umfangen. Durch den Rath seiner Mutter verleitet, beleuchtet er Melior im Schlafe, findet ein wunderschönes Weib, verliert sie aber sofort und muß sie sich erst nach langen Fahrten erkämpfen. Hierher gehört auch die Sage von Friedrich von Schwaben. Genthe, „Dichtungen des Mittelalters", I, 171; Hagen's „Germania", VII, 95. Auch hier bringt Neugier und Licht Unheil. — Der kämpfende Jüngling dürfte Lupercus, der Wolfsabwehrer, der mit dem Caecus um seine Rinder kämpfende Hercules sein. Der Zauberer mit dem Kaninchen, der Taube und den drei Eiern im Leibe kommt bei Grimm, Nr. 197, als ein kampfbereiter Auerochse vor. Glückt es, ihn zu tödten, so kommt aus seinem Leibe ein feuriger Vogel, der trägt in seinem Leibe ein Ei, in dem Ei als Dotter eine Krystallkugel. — Die Eier Symbol der aus dem Winterschlaf erwachenden Natur.

Die Hindin.

Ein König verliebt sich in seine Tochter mit den goldenen Zähnen; sie rettet sich vor ihm mit Hülfe des Papstes, der ihr befiehlt, vom Vater ein Sonnen- und Mondkleid, ein Meerkleid zu verlangen, und sie dann auf dem Meere aussetzt. Ein Königssohn fischt sie auf, heirathet sie; der Vater verwünscht sie, sie muß als Hindin die Wälder durchstreifen und wird erst glücklich, als sie auf der Jagd durch ihren Gemahl verwundet wird. — Vgl. hierzu Grimm's Hausmärchen, Nr. 15, „Allerleirauh": dasselbe Gelüsten des Vaters, Sternen-, Mond- und Sonnenkleid.

Die Zauberkugeln.

Ein König stirbt vor Gram darüber, daß der Sohn des Kaisers von Frankenreich schöner ist als er. Mit jenem Jünglinge fängt die junge Königin durch Hülfe der in Milch geworfenen Zauberkugeln einen Verkehr an. Die böse Magd wirft Glassplitter

in die Milch, und der Jüngling erſcheint, zum Tode verwundet. Die Königin macht ſich auf, ihn zu ſehen, erfährt durch eine Verſammlung von Teufeln im Walde das Mittel zu ſeiner Heilung; er gibt ihr, ohne ſie zu erkennen, ſeinen Ring zum Lohn, und an ihm erkennt er ſpäter ihre Treue.

Micco.

Märchenhumor! Eine Schnellſprechübung, durch ganz Italien verbreitet, wie unſer Kinderſcherz:

Die Mutter ſchickt den Jokel aus,
Er ſoll den Haber ſchneiden.
Der Jokel ſchneidt den Haber nicht
Und kommt auch nicht nach Haus.
Da ſchickt die Mutter u. ſ. w.

Die Alte.

Aehnlich wie das vorige. Derſelbe Humor findet ſich in einigen Volksliedern aus den Marken. „Das Lied von der Ameiſe“:

Weint die Ameis auf der Wieſen,
Möcht' ein Männlein ſich zulegen —

Oder das „Lied vom Heuſchreck“:

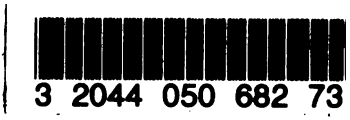
War einſt ein Heuſchreck klein
Mitten im Feld von Lein,
Die Ameis kommt gegangen
Und bettelt um ein Fädchen. —

Vgl. mein „Italiens Wunderhorn“ (Stuttgart 1878), S. 133 fg.

Das Märchen vom Hahn und der Maus.

Gehört in dieſelbe Kategorie. Die deutſche Variante „Hühnchen und Hähnchen auf dem Nußberg“.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


3 2044 050 682 73

HARVARD COLLEGE
CONSERVED
10-2002
LIBRARY